Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte;

mit besondrer Berücksichtigung

der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte.

Vorlesungen

gehalten zu Bern

von

Dr. Heinrich Gelzer,

Mitglied der Schweizerischen Geschichtforschenden Gesellschaft.

„Alle Schmerzen dieses Zeitalters führen uns der Wahrheit entgegen, wenn wir nur wollen."

Niebuhr.

Zweiter Band.

Aarau und Thun,

Druck und Verlag von J. J. Christen.

1839.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.“

Göthe.

Vorwort.

Gegen mein Erwarten und ganz ohne mein Verschulden erscheint diese zweite Abtheilung meiner Vorlesungen erst so lange nach der ersten; eine Verspätung, deren Verantwortung ausschließlich dem Verleger zukömmt, in dessen Händen das fast vollständig ausgearbeitete Manuscript schon vor dem Erscheinen des ersten Bandes lag.

Wenn ich die erste Reihe dieser Vorträge gleichsam in eine fremde Welt hinaussandte, und ihrer Aufnahme mit einem auf der eigenen Ueberzeugung ruhenden Gleichmuthe entgegensah: so sehe ich dagegen diese Fortsetzung schon in einen befreundeten Kreis treten, an den ich mich jetzt mit einigen Worten wende. Für mich hatte die Art, wie meine Schrift im Vaterlande und hie und da in Deutschland aufgenommen wurde, auch darum so viel Erfreuliches, weil mir darin ein neues Zeugniß dafür lag, daß noch immer, und jetzt vielleicht mehr als früher, eine auf ihr gutes Recht vertrauende Gesinnung bei vielen auf einen reinen Anklang zählen dürfe. Mit Freuden konnte ich wahrnehmen, daß in dieser Beziehung ein doppelter Wunsch sich mir schön erfüllte: einmal, daß das Buch in die Familien Eingang fand und dort eine Lektüre an Winterabenden wurde; sodann, daß auch neben

den jüngeren Freunden viele ältere Männer, deren Blick in vielfacher Erfahrung sich geschärft, meinen eigentlichen Sinn herausfühlten, und es mir ermunternd bezeugten: auch vor ihrer Seele stehe dasselbe Bild und dieselbe Hoffnung. Hat Zürich durch eine alle Erwartung übertreffende Theilnahme dies bewährt, so wiederholte sich diese Erfahrung auch in der Vaterstadt, und in lebendiger Erinnerung bewahre ich die Tage des verflossenen Herbstes, wo mir zu Basel in vielen, die mir theuer geworden, der Sinn entgegentrat, der — wie er sich in herbem Geschicke und treuloser Mißhandlung unbesiegt bewährte — auch eine bessere Zukunft in sich tragen wird.

Mißverständnisse der verschiedensten Art kamen mir natürlich nicht unerwartet; daß z. B. fast an demselben Tage von zwei Stimmen die eine meine Darstellung als „nicht positiv genug" und die andre als „zu positiv und schroff" bezeichnete: das konnte ich ganz in der Ordnung finden. Weniger begreiflich war mir, daß von Einzelnen Ausstellungen gemacht wurden, die nur einem abgeschlossenen Geschichtswerke gelten konnten; da doch Titel und Vorrede meines Buches deutlich genug gegen jene Ansprüche protestirten. Man wolle darum — ich wiederhole die Bitte — endlich sich besinnen, daß ich hier Vorlesungen so biete, wie sie gehalten wurden, Vorlesungen, die in einem einzigen Winter ausgearbeitet und vorgetragen wurden.

In doppelter Hinsicht, in politischer und religiöser, wird diese Fortsetzung mannigfachen Mißverständnissen nicht entgehen. Wer sich nur an die politische Seite des Buches hält, der mag vielleicht an manchem Tadel Anstoß finden, der — wenn mir die Wahrheit höher stand als Liebhabereien — auch gegen viele Schritte unsrer Vorfahren laut werden mußte; und ich hoffe, dies werde diejenigen hinlänglich über meinen Sinn aufklären, die sich einzig durch meine Aeußerungen über

Zschokke's Schweizergeschichte angezogen fühlten. So entschieden ich auch heute noch zu jenem Urtheile stehe, so gestehe ich doch, daß ich es lieber jeden Augenblick vernichten würde, als der Meinung Vorschub leisten, ich hätte durch jenen Angriff die Schadenfreude der Leidenschaftlichen kitzeln wollen. „Könnte ich mich — so schrieb mir ein in einem wechselvollen Leben gereifter Greis — nur ungestört der Hoffnung freuen, die ich mir von der Wirkung Ihres Buches mache. Aber ich habe seit 1798 die mich immer tief betrübende Erfahrung gemacht, wie in unsrer Schweiz dem unbefangenen, es mit der Sache redlich meinenden Schriftsteller und Redner von den entgegengesetztesten Parteien Beifall zugelächelt wurde für allgemein ausgesprochene Wahrheiten, die sie als falsche Aushängschilder zur Täuschung benutzten, und wie sie dabei doch auf krasse Weise Partei blieben, so ganz entgegen dem Sinne dessen, den sie belobten." — Mag man sich immerhin ärgern, daß von dem Despotismus Ludwigs XIV mit demselben Unwillen gesprochen wird wie von der Volks-Souverainetät, diesem Triumphe des Jesuitismus und Demagogismus! Wer das Geheimniß der rechten Mitte darin sucht, sich überall zwischen den Streitenden hindurchzuwinden, statt mit festem Schritte über die Bornirtheiten der Parteien hinweg zu gehen — der wird oft die rechte Mäßigung vermissen, wenn halbe Maßregeln und haltungsloses, unzeitiges Einlenken mißbilligt, wenn sogar deutlich zu verstehen gegeben wird, daß nicht alle Schäden allezeit mit Rosenwasser zu heilen sind.

Auf ähnliche Art werden vielleicht die auf religiöse Zustände eingehenden Abschnitte des Buches an manchen Orten beurtheilt werden. Man wird sich nicht immer darein finden, daß auf eine gewisse des Geistes und der Kraft ermangelnde Rechtgläubigkeit ein so beschränkter Werth gelegt wird, oder daß einer, der unerläßlichen Leitung sich entziehenden, vom geschicht-

lichen Zusammenhange losgerissenen Gefühlsrichtung der Abgrund vorgehalten wird, dem sie entgegen gehen kann: ein Sichverlieren in's Formlose oder in den Fanatismus. Denn von denjenigen kann hier gar die Rede nicht sein, die noch immer fortschlummern in kalter Indifferenz, oder noch heute nicht nüchtern geworden von jenem längst gerichteten, gegen alles Göttliche sich auflehnenden Verstandes-Fanatismus — sich in einer abgelebten Frivolität gefallen. Sie haben die alten, abgenutzten Pfeile in den Händen; „beschränkte Orthodoxie" heißt ihnen die Ehrfurcht für den Glauben, in welchem unsre Väter entschlafen sind, und „Pietismus" heißt ihnen jedes tiefere, menschliche Sehnen, der rege Sinn für das Unvergängliche und Uebersinnliche. Aber es wird ihnen nicht gelingen. — Die Zeit ist hoffentlich gekommen, wo die Sehenden sich nicht mehr durch den heillosen Mißbrauch verhaßter Bezeichnungen werden blenden und irre führen lassen. Es wird dazu kommen, daß die Einsichtigen und Ernsten die Achseln zucken über den, der im Kampfe gegen „Mysticismus und Pietismus" in jenem Sinne sich Lorbeern erwerben will, statt sein Auge auf die vielfach sich ankündigende Verjüngung der evangelischen Kirche zu richten, deren Erstlinge schon sichtbar geworden. Hier gilt es mitzubauen, mitzuhandeln im Kleinen und Großen, wenn gegen die Verwesung eines sittenlosen Unglaubens wie gegen die Verirrungen zuchtloser Schwärmerei und Spaltung eine nachhaltige Rettung möglich werden soll. Sollen die schönsten Verheißungen ungenutzt vorüber gehen? Wollen so viele Augen noch immer geschlossen, so viele Hände noch immer laß bleiben für den großen, rettenden Beruf der Zeit: die religiöse und sittliche Wiederbelebung unseres Volkes? Wo hat in der neueren Geschichte ein verständiges, kräftiges Volk so einmüthig, so laut, mit solchem sichern Gefühle dessen, worauf es ankomme, Zeugniß dafür

abgelegt, daß es an dem schwer errungenen Gute der Reformation, dem Glauben des Evangeliums, festhalten wolle — als es der Kern des Zürcherischen Volkes in der letzten Zeit gethan? — Wo ein solcher Sinn noch laut wird, ungetäuscht durch die Phantasten und die Versicherungen der Sophisten: da ist noch ein Anhalt der Rettung vorhanden, und wenn abermals die schönste Erndte versäumt wird, wenn abermals auf den Schwung einer ernsten und treuen Gesinnung Erschlaffung und Ohnmacht folgt, so dürfte ein nicht geringer Theil der Schuld an denen liegen, die zur Leitung und Pflege des religiösen Lebens im Volke berufen sind. — Wer diesen Standpunkt der Beurtheilung theilt, der wird sich gewiß auch in die religiöse Anschauungsweise dieser Vorlesungen finden; und verkennen läßt es sich nicht, daß die Zahl derer wächst, die mit dem Ernste freier Forschung auch eine lebendigere und seelenvollere Religiosität verbinden als die, welche auf dem Boden einer sich selbstgefällig bespiegelnden Cultur erwachsen ist. Mit solchen spreche ich; von ihnen erwarte ich, was unserer Zeit Noth thut, was nur errungen wird durch die Treue einer geläuterten Gesinnung, durch die That der Liebe; durch diese das Innerste des Menschen bildenden Kräfte ist zu allen Zeiten erreicht worden, was segnend auf ganze Generationen fortwirkte.

Ueberhaupt wird der tiefer Blickende den wahren Standpunkt dieser Vorlesungen schon durch eine Zusammenstellung der Denksprüche auffinden, die beiden Bänden auf die Stirne geschrieben sind; sie ergänzen und erläutern sich gegenseitig. Wie jene des ersten Bandes den Schmerz aussprachen, zu welchem es der Gegenwart nicht an Nahrung fehlt, so sollen nun die Aufschriften der zweiten Abtheilung neben den Schmerz auch die Hoffnung stellen und das Vertrauen. In einem trostlosen Jammer über Verlornes, in einem stets zagenden Hin-

blicke auf das Künftige könnte ich mich nur dann verlieren, wenn ich einer höheren Leitung menschlicher Angelegenheiten vergäße, oder nichts wüßte von der Hülfe, die von innen kommt und bei jedem Einzelnen neu beginnen muß.

Da diese Vorträge fast unverändert erscheinen wie sie im vorigen Jahre gehalten wurden, so darf eine Benutzung der seither bekannt gewordenen Hülfsmittel nicht erwartet werden. Zu diesen zähle ich besonders Tilliers Geschichte Berns, und Dr. Heußlers „Trennung des Cantons Basel", eine Monographie, die durch Ernst und freie Wahrheit dem Freunde des Vaterlandes einen schmerzlichen, vielleicht heilsamen Eindruck, dem Historiker reiche Belehrung bringen muß. Wer die Natur der Revolutionen studirt, blicke in dieses Gemälde hinein. — Bedauern muß ich jetzt, daß ich für die Sittengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht „die Heimfahrt von Jerusalem und das Tagebuch" meines Landsmannes Hans Stockars von Schaffhausen *) benutzen konnte. Es finden sich in demselben so viele Züge der Zeit, und überall spricht eine solche ungebrochene Einfalt des Gemüthes, eine so ganz bewußtlose Aufrichtigkeit und Treue in der Darlegung des eigenen und des fremden Lebens, daß wir die Schrift jedem empfehlen, der aus der Geschminktheit und dem Scheinwesen so vieler Zeitgenossen gern sich zu einer ursprünglichen und unverfälschten, wenn auch nicht reichen und tiefen Eigenthümlichkeit rettet. Möge das aufwachsende Geschlecht meiner Vaterstadt durch die Betrachtung der Vergangenheit, durch den geistigen Umgang mit den edeln Männern, die seit vier Jahrhunderten aus ihr hervorgegangen, lernen, daß mit der

*) „Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen und Tagebuch von 1520 bis 1529." Schaffhausen 1839, bei Franz Hurter. Die Herausgabe verdanken wir der Sorgfalt des Herrn Professor Maurer-Constant.

ächten Pietät für das Vergangene der regste Sinn für das Gegenwärtige und Lebendige sich vereinigen kann und muß! —

Ueber die französische und deutsche Litteratur des vorigen Jahrhunderts konnte ich, innerhalb der Schranken meines Gegenstandes, nur Andeutungen geben. Vielleicht wird mir in der Zukunft der Wunsch erfüllt, über diesen zur Beleuchtung der geistigen Gegenwart unentbehrlichen Zweig der historischen Untersuchung eine größere auf zusammenhängenden Studien beruhende Arbeit zu unternehmen und mitzutheilen. —

Beim Schlusse dieses Vorwortes, schon in den Vorbereitungen begriffen, meine Wirksamkeit in Bern mit einer andern zu vertauschen — blicke ich noch einmal auf die hier verlebte Zeit zurück, die in mein inneres und äußeres Leben tief eingegriffen hat. Was in dem Schlußworte dieser Vorträge nur als ein Mögliches angedeutet wurde, hatte sich verwirklicht; ich habe einen zweiten Winter hier verlebt, und fast derselbe Kreis hat sich dieses Mal für die Vorträge über allgemeine Geschichte und über Ethik gebildet, wie damals für die vaterländische Geschichte. Ohne alle Begünstigung äußerer Umstände und amtlicher Stellung, bloß durch ein freies, auf befreundete Gesinnung gestütztes Sich Zusammenfinden ist ein Verhältniß entstanden, das — wie es seinem innersten Wesen nach nur selten so werden kann — mir die schönsten und belebendsten Stunden brachte. Immer wird sich mir in der Zukunft bei der Erinnerung an Bern mit der Wehmuth über sein jetziges Loos auch das freudige Andenken an so manches Gesunde und Treffliche, was dort noch fortlebt, verbinden. Wenn eine schwere Erfahrung endlich die Wahrheit zur allgemeinsten Anerkennung brächte, daß nur durch allseitige innere Tüchtigkeit alle äußeren Vorzüge und selbst jene edle die ehmaligen Leiter Berns immer auszeichnende Rechtlichkeit (die, so Gott will! nicht untergehen wird) im Kampfe einer anders

gewordenen Zeit zu bestehen vermögen — so ist immerhin Großes erreicht. — Ich rufe mir oft mit ernstem Nachsinnen den Abend zurück, wo der letzte Schultheiß des alten Berns — jener Mann, von dem Roms Geschichtschreiber bezeugte: „Es ist einer der hellsten und gewandtesten Geister, die mir vorgekommen sind, ein grundedler Republikaner und Mensch“ bei einem Blicke auf den gegenwärtigen Zustand das treffende Wort aussprach: „Was wir leiden, wird nicht vorübergehen, bis es seinen höheren Zweck erreicht hat.“ — Wer an diesem Glauben festzuhalten vermag, bleibt innerlich unüberwunden. —

Bern,

am Palmsonntage 1839.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Das siebzehnte Jahrhundert.

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeiner Charakter des siebzehnten Jahrhunderts. — Plan der Darstellung: I. Verhältniß der Schweiz zum Ausland: a) Bewegungen und Kämpfe in Bünden . 1—15

Vierzehnte Vorlesung.

b) Ereignisse während des dreißigjährigen Krieges: Basel, Schaffhausen; die Schweden vor Constanz; Kesselrings Mißhandlung. — c) Die Anerkennung der Schweiz im Westphälischen Frieden. Wettsteins Bericht . . . . 16—29

Fünfzehnte Vorlesung.

Fortsetzung: Wettsteins Correspondenz mit seinem Schwager. — d) Vermittlungsversuch zwischen England und Holland. — e) Verwendungen für die Waldenser und Hugenotten . . . . . 30—43

Sechszehnte Vorlesung.

f) Die politische Stellung der Schweiz in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Politik Ludwigs XIV. Besorgnisse der Schweizer; Stimmen gegen Frankreich. Bericht des französischen Gesandten. Geheime Plane Oestreichs. — Parteiung für und gegen Frankreich. — g) Berns Haltung in der Angelegenheit Neuenburgs . 44—61

Seite

Siebzehnte Vorlesung.

II. Innere Verhältnisse der Schweiz: a) Die politischen Hauptmassen; gegenseitige Spannung, Argwohn; sittliche Würdigung jenes Zustandes. — b) Der Krieg von 1656. — c) Der Toggenburger-Krieg 1712 . . 62—78

Achtzehnte Vorlesung.

Fortsetzung. Wiederausbruch des Krieges; Villmerger-Schlacht. — d) Kampf der politischen Prinzipe; das aristokratische und demokratische: Bewegungen am Zürich-See 1646. — Der große Bauernkrieg 1653; erste Regungen in Luzern . . . . . 79—92

Neunzehnte Vorlesung.

Fortsetzung. Die Ausbreitung des Aufstandes nach Bern. — Vermittlungen. — Entscheidung durch die Waffen . 93—106

Zwanzigste Vorlesung.

Schluß. Berns Spannung gegen Zürich. — Das 1691ger Wesen in Basel . . . . . 107—120

Einundzwanzigste Vorlesung.

III. Bildungszustand des Jahrhunderts: Ueber das Wesen der Bildung. — Mängel der damaligen Bildung; Aberglauben. — IV. Religiöse und kirchliche Zustände: Gewohnheitsglaube, Formendienst . . . 121—133

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Religiöse Reaktion. — Stadlers Glaubenstreue. — Stellung der Kirche zum Staate; Conflikt der geistlichen und weltlichen Macht in Schaffhausen. — Finstre Strenge. — Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung; Mängel 134—148

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

V. Das häusliche Leben: Häusliche Spaltung durch Politik; Tavels Prozeß. — Schicksale der Madame Perregaux. — Beweise einer schönen Simplicität. — Die Bärenjagd. — Leben und Lage der Landleute . . . 149—166

Seite

Das achtzehnte Jahrhundert.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Verändertes Verfahren in der Darstellung. — Mängel der bisherigen Behandlung. — Die geistigen Zustände als Hauptquellen für die Geschichte jener Zeit. — Charakter der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert, Veränderung im achtzehnten. Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius, Rousseau . . . . . 167—179

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung. Die Wurzel von Rousseau's Richtung. — Allgemeine Verbreitung der französischen Philosophie; ihre politischen Consequenzen. — Montesquieu. — Die deutsche Litteratur: Leibnitz, Göthe, Schiller, Lessing. — Herder, Claudius, Hamann . . . . . 180—193

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Die schweizerischen Schriftsteller: Albrecht v. Haller, politischer Charakter seiner Schriften; seine religiöse Weltansicht; Auszüge aus seinem Tagebuche. — Johannes von Müller: sein politischer Charakter, sein inneres Leben. — Wissenschaftliche Bildung in der Schweiz: Bern, Zürich: Bodmer und Breitinger, Usteri, Pestalozzi. — Die Dichter: Geßner, Haller, Lavater, Salis. — Basel: Iselin. — Schaffhausen: Georg Müller. — Genf: Bonnet. — Neuenburg . . . . . 194—210

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Religiöse Zustände. — Der Pietismus. — Samuel König in Bern. — Fanatismus in Brüggeln. — Einwirkung Zinzendorfs; seine religiöse Bedeutung. — Jung-Stilling 211—223

Achtundzwanzigste Vorlesung.

J. C. Lavater: seine Bedeutung für seine Zeit. — Zeugnisse seiner Zeitgenossen. — Sein Glaube. — Warnung gegen religiöse Entnervung. — Seine politische Einwirkung; Anklage des ungerechten Landvogtes; seine Haltung während der Revolution . . . . . 224—238

Seite

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Politische Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts. a) Bewegungen in den demokratischen Cantonen: Zug, Glarus, Uri, Appenzell Außer-Rhoden, Inner-Rhoden. — b) Bewegungen in den aristokratischen Cantonen (Stadt- und Familien-Aristokratien): Zürich (Wasser, Stäfaer Unruhen), Genf, Luzern . . . . . 239—251

Dreißigste Vorlesung.

Fortsetzung. Freyburg. — Bern: Davel in der Waat, Henzische Verschwörung . . . . . 252—266

Einunddreißigste Vorlesung.

Sittenzüge (meist aus mündlicher Ueberlieferung) in Uebergänge und Mischungen. — Gesellschaft, Familienleben in Bern. — Landolt in Zürich. — Die Revolution: Vorangehende Auflösung. — Ochs und La Harpe. — Berns Stellung, Steiger und Frisching. — Der Fall Berns 1798. — Steigers Loos . . . . . 267—282

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Schicksal der übrigen Cantone. — Kampf der Demokratien. — Aufstand Nidwaldens; Johann von Müllers Urtheil. — Charakter der Einheits-Verfassung. — Aufstand von 1802. — Die Mediation. — Die Restauration. — Die Zeiten nach der Restauration . . . . . 283—296

Schlußwort . . . . . 297—302

Beilagen.

I. Ueber Hallers Reformationsgeschichte Berns 303

II. Johannes Müller als Christ, nicht als Historiker . . . 307

III. Ueber Georg Müller 309

Vorlesungen

über

Schweizergeschichte.

Dreizehnte Vorlesung.

Haben wir als Grundcharakter des sechszehnten Jahrhunderts das Hervortreten neuer Lebensthätigkeiten, einer belebenden neuen Grundkraft bezeichnet: so tritt uns bei der Würdigung des siebzehnten Jahrhunderts vor allem die Bemerkung entgegen, daß dort gerade diese alle Adern durchströmende Lebenskraft aufhöre bemerkbar zu werden. Man bemerkt im siebzehnten Jahrhundert nirgend mehr das Weben eines ursprünglichen und beseelenden Geistes, nirgend mehr den Frühlingshauch eines aus den geheimnißvollen Quellen des Lebens frisch auftauchenden Daseins. Alles im siebzehnten Jahrhundert ist *ererbt*, alles *angelernt* und eingelebt. Man sieht, jene Zeit lebte von dem Erbtheile einer früheren; mit der eigenen Schöpfungskraft war es zu Ende. Das Erhaltene und Hergebrachte wurde nun fixirt und normal; es wurde ausgebildet, theilweise beschränkt, theilweise weiter gebaut. — Man hat dies jener Zeit vielfach zum Vorwurfe machen wollen, und hat sie als ein finsteres Jahrhundert des Stillstandes angeklagt; allein man verkennt hierin ein tieferes Gesetz der Menschheit, welches wir in unserm Innern wie im Gesammtverlaufe des Lebens wahrnehmen können. Hier berufe ich mich auf die Erfahrung eines jeden unter Ihnen, ob sich nicht in Ihrem Leben neben den Stunden der höchsten, innern Erregung wieder Stunden bloßer verständiger Ueberlegung und fügsamen Handelns finden. Jeder innerlich reiche, strebende Mensch hat Zeiten, wo ihm gleichsam Himmel und Erde offen liegen; wo er das Leben als ein Ganzes übersieht, unter vielen durchkreuzenden Lebenswegen seinen Pfad erblickt, sich innerlich zusammenfaßt, und dann mit klarem Bewußtsein in die Welt eintritt, um nun emsig in der *Ebene* den Weg zu verfolgen, den er *oben* vom Berge überblickt hatte. *Das* sind die Schöp-

fungsstunden im Leben, und gäbe Gott, daß sie bei einem jeden sonntäglich wären. Schöpfungsstunden, im ganzen Umfange des Lebens, verbergen in ihrem innersten Wesen einen unendlichen, geheimnißvollen Reiz; für den untersuchenden Verstand bleiben die Quellen des Lebens ein ewiges Geheimniß; sie sind dem Erdensinn umhüllt, bis die Schranken der Erscheinungswelt dereinst wegfallen. Ich wiederhole es: Alles Leben in seinem tiefsten Ursprunge ist mystisch; allein eben in diesem Geheimnißvollen alles Werdens liegt auch sein unaussprechlicher Reiz für sinnige Gemüther. Man fühlt es: es athmet darin die Wonnepoesie der Jugend, der Duft des Frühlings; es ist unmittelbares, urkräftiges Sein und Existiren, darum in engem Zusammenhange mit den letzten Fäden des Daseins — so lange es menschliche Herzen gibt, wird auch der theilnehmende Sinn dafür nicht erlöschen können. —

Aber auch für diese schöpferischen Menschen kommen Perioden bloßer Anwendung und Fortentwickelung; wo das Saamenkorn aufgegangen ist und seine Frucht trägt; diese Zeiten sind gewiß so nothwendig als jene, und stammen ebenso aus einer höheren Ordnung; allein es fehlt ihnen jene Frische und Lebensblüthe, jene Jugendlichkeit und — wenn ich so sagen darf — jene Unendlichkeit, wodurch das Herz sich angezogen, der Geist beschäftigt fühlt. Eben dieß fehlt auch ganzen Perioden in der Weltgeschichte, wie gerade dem siebzehnten Jahrhundert. Hierin ohne Weiteres einen Verfall zu beklagen, wäre eben so verständig wie die Trauer darüber, daß es nach Sonnenschein zuweilen auch regnet. —

Begründet ist aber allerdings die Wahrnehmung, daß in Deutschland in Folge des dreißigjährigen Krieges ein Rückschritt in allen geistigen und geselligen Zuständen eintrat, der auch auf unser Vaterland einwirkte; ein Rückschrittt, aus dessen Erstarrung doch am Ende wieder eine umfassendere Entwickelung hervorging, in welcher wir noch begriffen sind. —

Fassen wir nun das siebzehnte Jahrhundert, zu besserem Verständnisse desselben, unter seine hauptsächlichsten Gesichtspunkte: so wird uns zunächst die damalige Stellung der Schweiz gegen das Ausland beschäftigen; dann ihre inneren Verhältnisse, und dies in Bezug auf die beiden sich gegenüber stehenden Hauptmassen der religiösen Parteiung, sowie auf den Kampf

zweier politischer Prinzipe, des demokratischen gegen das bereits ausgebildete aristokratische; woran sich dann wieder eine Darstellung der sittlichen und geistigen Zustände reihen wird. —

Das damalige Verhältniß zum Auslande gibt sich uns in den Bewegungen zu erkennen, welche den Freistaat Bünden erschütterten; dann in der, freilich theilweise verletzten, Neutralität der Eidgenossen während des dreißigjährigen Krieges; in den Gesandtschaften nach England und Savoyen, und endlich in der bedrohten Stellung gegenüber den despotischen Planen eines Ludwigs XIV. — Bei den innern Verhältnissen werden öftere Spannungen und ein zweimaliger Bürgerkrieg die traurigen Symptome einer fortwurzelnden Spaltung darlegen; während der große Bauernkrieg und die Verwirrungen in Basel das kräftige Hervortreten demokratischer Tendenzen veranschaulichen. — Am ungernsten werden wir alle reicheren, eigenthümlichen Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete vermissen, und hiefür uns erst in der darauf folgenden Periode entschädigen können. —

Die Unruhen in Bünden (1603 — 1639) deuten auf die Stellung der Schweiz zum Auslande darum hin, weil in ihnen der Einfluß der fremden Mächte eben so unzweideutig als verderblich sich geltend machte. Wie Bünden überhaupt fast eine kleine Schweiz für sich bildet, so machen seine damaligen Bewegungen eine Geschichte für sich aus, und zwar eine Geschichte, worin der naturgemäße Verlauf wilder Revolutionen und entarteter Parteiungen sich auf das sprechendste abspiegelt. Zuerst Mißbräuche in der Verwaltung, deren verstimmender Einfluß dem leidenschaftlichen Parteihasse zur Decke für seine Bestrebungen wird; sodann tritt mitten unter den Ausbrüchen dieses rohesten Parteihasses die Einmischung der Fremden in ihrem wahren Gewande hervor; bis im tiefsten Elende des Landes das zertretene Volk in kühner Selbsthülfe den fremden Druck von sich stößt. Allein neue Drangsale und Unterdrückung werden nur durch den Zwist der fremden Mächte selbst gehoben, doch so, daß die unternehmende Volkskraft auch ein Gewicht in die Waagschale legt. —

Die Hauptparteien in Bünden theilten sich nicht, wie anderswo, in eine nationale und antinationale, sondern in eine französische und spanische. Angesehene Familien standen an

der Spitze, und beförderten unter täuschenden Panieren die mannigfaltigsten Interessen; jedes Ereigniß in der Nähe und Ferne wurde als Hebel zu besonderen Zwecken benutzt; ein unlauteres Getreibe — wo nur in lichten Zwischen-Momenten eine reinere und selbstbewußtere Bestrebung auftaucht. —

Der Stützpunkt der spanischen Partei in Bünden war die Nähe des Herzogthums Mayland, welches damals unter der Verwaltung des spanischen Statthalters, des Grafen von Fuentes, stand. Dieser thätige und gewandte Mann arbeitete unabläßig daran, die französ. Partei danieder zu halten, und als Frucht der Verwirrungen für Spanien das Veltlin zu gewinnen, dessen geographische Lage für Spanien und Oesterreich höchst wichtig war. Wirklich gelang es seinen Bemühungen, die französische Partei im Ganzen, sowie eine Menge einzelner Magistratspersonen beim Volke als verkäuflich und verrätherisch zu verdächtigen; mit leichter Mühe war das Volk zur Selbstrache aufgeregt; einige Haufen hatten Chur besetzt und bestraften, wen sie für schuldig hielten, bis es dem redlichen Bestreben Eidgenössischer Gesandschaften gelang, durch einen Vergleich, wie ihn der Drang der Umstände (1603) eingab, die Ruhe herzustellen. — Allein an Mitteln war der spanische Statthalter nicht arm; hart an der Gränze des Veltlins, am Ost-Ende des Comer-See's ließ er die Festung Fuentes bauen, um von da den Durchpaß zu beherrschen, und im Veltlin leicht festen Fuß zu fassen. Dies war vertragswidrig; auch besetzten die Bündner das Veltlin mit ihren Schaaren. Aber bereits war durch die spanische Partei eine neue Volksbewegung vorbereitet; Zusicherungen, welche die Obrigkeit der Republik Venedig gethan hatte, wurden zur Verbreitung der abentheuerlichsten Sagen und Verdächtigungen benutzt. Bewaffnete Rotten zogen wieder nach Chur, und setzten eine außerordentliche Behörde zur Untersuchung und Bestrafung der politischen Vergehen ein; (1607) diese Behörden nannte man Strafgerichte. Die Einsetzung eines solchen Strafgerichts war im Grunde nichts anderes als der Sieg dieser oder jener Faktion die dann diktatorisch verfuhr. Jenes Strafgericht in Chur schritt rücksichtslos gegen die französische Partei ein; Gefängniß, Verbannung, Geldbußen trafen die Häupter; viele zogen freiwillige Flucht vor. — Allein ein einziger Umstand reichte

hin, das Uebergewicht der herrschenden Faktion zu brechen *): kaum hatte sich der französische Gesandte, Pascal, bei den Gemeinden über die Mißhandlung seiner Partei beklagt, so brachen die Engadiner, durch viele Gleichgesinnte verstärkt, auf, besetzten Chur, und ließen zwei angesehene Männer von der spanischen Partei, Baselga und Beeli, hinrichten, weil sie auf der Folter bekannt hatten: „daß sie vom Statthalter zu Mayland Geld empfangen, und damit diesen Auflauf gefördert, auch die mayländische Capitulation begünstigt hätten.“ — Schon war zu Ilanz ein neues Strafgericht eingesetzt, als das zu Chur noch eine Zeit lang, doch zuletzt vergeblich, sich zu behaupten suchte. Die zu Chur gefaßten Beschlüsse wurden vernichtet; die bestraften Glieder der französischen Partei in ihr früheres Ansehen eingesetzt. — Bünden bietet uns also das Schauspiel eines Parteien-Kampfs, wo immer ein Stoß seinen Gegenstoß hervorruft; die Mehrzahl (wie gewöhnlich) ist ohne Ueberzeugung und darum ohne Thatkraft; sie ist die Welle, die vom Winde beweget wird. Eine Minderzahl kecker Handelnder hat durch ihre Regsamkeit das Uebergewicht; sie ergreift die Zügel und herrscht bis ihr Verfahren eine andere Minderzahl zu Thaten spornt. Sicherer als auf die Weise hätte man das Eingreifen der Fremden nicht vorbereiten können; die Gleichgültigkeit der Mehrzahl im Volke und die Erkältung der Bundesgenossen wurde durch den haltlosen Wechsel von Parteisiegen am zuverlässigsten gefördert. —

Die Eidgenossen dachten daran, durch eine bewaffnete Dazwischenkunft einen geordneteren Zustand bleibend herzustellen; nur Zürich hielt aus Scheu vor Blutvergießen noch von der Ausführung zurück. — Zehn Jahre hindurch blieb die Ruhe wenigstens äußerlich nicht gestört.

Dann aber brach der Kampf der Parteien von neuem aus, mit größerer Wuth und Gewaltsamkeit als je; in seinem Gefolge war Elend und Jammer aller Art. 1617 hatte sich, auch von Zürich und Bern, Venedigs Verbündeten, begünstigt, die venetianische Partei zu bedeutendem Einflusse aufgeschwungen; schon war der obere Bund entschieden auf ihrer Seite. Allein

---

*) Die Quellen für diese Begebenheiten sehe man bei Haller nach; für diesen Ueberblick folge ich meist der Chronik Rahns.

die spanische Partei, unter der Leitung des Rudolf Planta, entwickelte größere Thatkraft; er hatte den Gotteshausbund zu gewinnen verstanden. Der venetianische Gesandte wurde aus dem Lande verwiesen und zu Chur ein Strafgericht eingesetzt, das mit Geldstrafen gegen die Gegner einschritt. Auf dem Bundestage zu Davos war die spanische Partei zwar bereits unterlegen und dem Churer-Strafgerichte wurde ein anderes zu Flanz entgegengestellt; aber dadurch war die Verwirrung nur gestiegen. Erst im folgenden (1618) Jahre erfuhr die spanische Faktion die entscheidende Niederlage, als durch die von Mayland verordnete Sperre die Erbitterung in Bünden gesteigert wurde. Zuerst erhob sich das Engadin; unter den bewaffneten Volkshaufen befanden sich auch mehrere reformirte Geistliche, welche schon vorher auf den Kanzeln gegen die spanisch Gesinnten geeifert hatten. Die Wohnungen Rudolf Planta's und einiger seiner Anhänger wurden zerstört; er selbst hatte sich noch zeitig durch die Flucht gerettet. Den Sieg über die spanische Partei bezeichnete die Einsetzung eines neuen Strafgerichtes zu Thusis.

Hier verfuhr man mit der schonungslosen Härte einer siegenden Faktion (August 1618 bis Januar 1619). Die Brüder Pompejus und Rudolf Planta wurden nebst einigen anderen zu ewiger Verbannung verurtheilt. Ein siebzigjähriger Greis, Johann Baptista von Prevost, genannt Zambra wurde enthauptet, weil er, den man für ein Haupt der spanischen Partei hielt, in den Qualen der Folter bekannt hatte, „daß er den Bau der Festung Fuentes befördert und von fremden Fürsten Geld empfangen habe.“ Ebenso marterte man den Erzpriester von Sondrio, Nikolaus Rusca, bis auf den Tod, weil man ihn beschuldigte, daß er die reformirten Geistlichen im Veltlin an die mayländische Inquisition habe aufopfern wollen. Doch alle Schmerzen der Folter nöthigten ihm kein Geständniß ab. Dreimal war er an einem Sonntage *) am Folterseile aufgezogen worden; göttliche und menschliche Gerechtigkeit rief er an, aber unerschüttert betheuerte er seine Unschuld. Zweimal wurde er am folgenden Tage aufgezogen und verlor endlich unter diesen Schmerzen sein Leben. Schwarze

---

*) Dies nach Fortunat von Juvalta.

Blattern an seinem Leibe deutete man als Merkmale der Vergiftung. Viele traf Verbannung und Geldbuße. Vor der Tagsatzung zu Baden und bei den noch günstigeren katholischen Orten beklagten sich die Verbannten oder Entflohenen. Bewaffnet stießen die Parteien auf einander, die Strafgerichte häuften sich; eins zu Davos schien sich über die Parteien zu retn vaterländischen Interessen erheben zu wollen. —

Während so die Parteien sich wechselweise lähmten, führten die Umtriebe der Verbannten und Entflohenen zu einer fürchterlichen Katastrophe, die auf den weiteren Gang der Bündnerischen Verwickelungen bedeutend einwirkte. Die Verbannten sahen in der Landschaft Veltlin den passendsten Schauplatz für die Befriedigung ihrer Rache. Das Veltlin war ein Unterthanenland der Republik Bünden; die Härte der Verwaltung und die Begünstigung der Reformation hatte in den Gemüthern der Veltliner lange schon bittern Unwillen genährt. Darum konnten die Verbannten hier auf Bereitwilligkeit rechnen, wenn gegen die Herrscher und die Ketzer ein Schlag unternommen wurde. Spanien und Oestreich bot dazu die Hände; Frankreichs Gesandter war von allem unterrichtet, schwieg aber still. Der 19. Juli 1620 wurde zum Morde sämmtlicher Reformirter im Veltlin bestimmt. — An mehreren Orten hielt man, wie in Tirano, Haufen von geworbenen Banditen auf den Schlachttag bereit; der Paß nach Bünden bei Brüs wurde besetzt, damit von dort keine Hülfe erscheinen könne. — In der Nacht ertönten die Sturmglocken zu Tirano als das erwartete Signal für die Mordscene. Wer sich von den Reformirten auf den Straßen blicken ließ, wurde niedergeschossen; dann brachen die losgelassenen Rotten in die Häuser ein; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont, ganze Familien bis auf Kinder und Säuglinge herab riß man aus den Betten und schlachtete sie ohne Erbarmen. Mehr als sechzig Opfer waren schon gefallen, ehe noch die Sonne diese blutige That beschien. In der Frühe des Morgens eilte die mörderische Schaar nach den Flecken Tell, wo die Reformirten eben zum Gottesdienste versammelt waren. Als diese, durch das herannahende Getümmel aufmerksam gemacht, die Kirchthüre mit Stühlen verrammelten, so schossen die Mörder von außen durch die Fenster, bis sie endlich auch des Eingangs sich be-

mächtigten, und nun in dem Gotteshause würgten wie Schlächter. Etnige retteten sich durch das Versprechen, in die Messe zu gehen; andere suchten in dem Kirchthurme Zuflucht. Die Banditen zündeten an, und die Unglücklichen fanden alle ihren Tod in den Flammen. Man zählte auch in Tell mehr als 60 Opfer. — In Sondrio rüstete sich die kleine Zahl der Evangelischen zur Gegenwehr; doch benutzten sie die angebotene Bewilligung freien Abzugs zur Wanderung in's befreundete Engadin hinüber; aber viele waren schon vorher meuchlerisch gefallen, so daß zu Sondrio, am Berg und in Malenk gegen 140 Leichname gezählt wurden. An einigen Orten gelang der Mord nur theilweise. Ungleich wird die Zahl aller Geschlachteten angegeben, doch scheint sie die von 400 zu übersteigen. Nicht der Mord allein, auch die Art und Weise desselben empört unser Gefühl; viele wurden grausam verstümmelt; manchen — heißt es — riß man die Eingeweide heraus, andern füllte man den Mund mit Pulver und zündete es an, und wie all die Qualen heißen mögen, welche kannibalische Erfindsamkeit beim Tode der Unglücklichen anwandte. Das Haupt des reformirten Predigers zu Tirano, Anton Bassa, stellten die Mörder auf die Kanzel, und riefen ihm mit rohem Spotte zu: „Bassa, steig' herab!“ — Veltlin und Worms sagten sich unter der Leitung dieser Mörder von der Herrschaft Bündens los. In Bünden und in der reformirten Schweiz fanden die flüchtigen Veltliner Aufnahme und liebreiche Unterstützung. —

Auf die Kunde dieser Veltliner-Bartholomäus-Nacht griffen etwa 20 Gemeinden Bündens zu den Waffen, um das abgefallene Veltlin, welches an dem benachbarten Mayland einen Anhalt hatte, zu züchtigen und zu unterwerfen. Dieser gerechte Rachezug blieb erfolglos; denn die bündnerische Schaar ließ sich durch Unterhandlung aufhalten, und durch einen Ueberfall entmuthigen; die gefährlichsten Feinde waren die Lauen und Verräther in der eigenen Mitte. Gleichzeitig rückten mayländische Truppen an und verbreitete sich die Nachricht, die östreichischen Truppen seien unter den Brüdern Planta in's Münsterthal eingerückt und haben die Einwohner zur Huldigung an den Herzog gezwungen; auf diese Nachricht zogen sich die Bündner schnell in ihre Heimath zurück.

Auch ein zweiter Versuch zur Unterwerfung des Veltlins hatte keinen glücklicheren Ausgang. Mit 2000 Mann brach Bern, mit 1000 Zürich auf; wiederholt machten die katholischen Orte diesem Heere den Durchpaß streitig, so daß ein innerer Krieg seinem Ausbruche nahe schien. Doch erreichte man glücklich Bünden, und von 1200 Bündnern verstärkt (August 1620) drang das vereinigte Heer von Scanf im Engadin her über den Casanna-Berg in's Veltlin ein. Alles versprach einen erwünschten Erfolg; ein spanisches Heer wurde geworfen, dann zog man von Worms (Bormio) durch die von den Einwohnern verlassene Gegend nach Tirano. Hier war der unglückliche Wendepunkt der Unternehmung. Berns Kriegshaufen waren voran; indem aber diese in muthiger Hast gegen Tirano anrückten, verlockte sie die List der Spanier in einen Hinterhalt. In einem Engpasse von allen Seiten angegriffen, dem Geschütze der Festung Tirano schutzlos preisgegeben, befand sich die bernerische Schaar in der verzweifeltsten Lage. Da starb der Oberst Nikolaus v. Mülinen den Heldentod unter seinen Hauptleuten; 200 Berner starben an diesem Tage (11. Sept.) an ihrer Seite, der Verwundeten waren viele. Diese Stunde entschied über das Glück der Unternehmung. Die Berner flohen, und ihrer besten Leitung beraubt, waren sie fortan zu keiner Unternehmung mehr zu bewegen. Tapfer hatte der Nachzug der Zürcher gefochten; doch der Nerv der Thatkraft war zerschnitten; Berner, Zürcher und Bündner verließen das Veltlin. —

Inzwischen hatte der obere oder graue Bund, wo die spanische und katholische Partei die Oberhand hatte, von den fünf katholischen Orten einen Zuzug verlangt als Gegengewicht gegen Berns und Zürichs Heer. Der Zuzug erschien 1500 Mann stark; so daß gleichzeitig zwei eidgenössische Heere mit sehr ungleicher Gesinnung in Bünden standen. Als eidgenössische Vermittelung fruchtlos blieb, zogen Zürcher und Berner in die Heimath zurück (Dezember 1620).

Mit immer weiter gehenden Entwürfen trat die katholische Partei im oberen Bunde hervor, gestützt auf den Zuzug der katholischen Orte. Man beabsichtigte Beschränkung und wohl gänzliche Aufhebung der Reformation; der graue Bund sollte ein vierzehnter Kanton werden und das Veltlin nach Ausrottung der Reformation ihm allein angehören. Hierzu bot auch

Mayland die Hand, und schon war mit dem grauen Bunde der betreffende Vertrag abgeschlossen. — In diesem Plane erkennt man leicht die sichere Staatsklugheit der katholtschen Orte; durch den grauen Bund als einen neuen katholischen Kanton wäre das reformirte Bünden eben so sehr gelähmt als die katholische Eidgenossenschaft verstärkt worden. (Febr. 1621).

Dieser drohende Plan einer folgerechten Politik scheiterte an der Entschlossenheit einiger thatkräftiger Männer und an dem Entgegenwirken des französischen Gesandten. Ein unglückliches Vorzeichen für die spanische Partei war die Ermordung ihres Hauptes, des Pompejus Planta, auf dem Schlosse Riedberg. Unter dem Namen der Gutherzigen erhob sich eine nationale Partei, geleitet von Georg Jenatsch, einem ehmaligen reformirten Pfarrer. Das untere Engadin und die vertriebenen Münsterthaler waren der Kern dieser Partei; doch war sie auch der Zustimmung des Zehngerichten- und Gotteshaus-Bundes gewiß. Unerwartet waren die Erfolge dieser nationalen Partei; das Heer der katholischen Orte wurde aus dem Lande vertrieben, der graue Bund zur Wiedervereinigung mit den beiden andern Bünden genöthigt. Auch der spanische Gesandte verließ das Land. —

Noch immer war das Veltlin der rechtmäßigen Herrschaft entzogen; die Unterhandlungen der Höfe schienen zu keinem Resultate führen zu wollen; aber ein übereilter Einfall der Bündner in's Veltlin wurde zurückgeschlagen, als Friedensbruch angesehen und von Oestreich als Vorwand zum Beginn der Feindseligkeiten benutzt, während es gleichzeitig oberherrliche Ansprüche an das Prätigau und Unter-Engadin geltend machte. — Im Oktober 1621 drang die östreichische Armee unter Baldiron in das Unter-Engadin ein; bald wurde ein tapferer, aber vereinzelter Widerstand der Einwohner niedergeschlagen; sie mußten sich unterwerfen, und schnell breiteten sich Oestreich's Waffen im Prätigau, im ganzen Zehngerichtenbund, in Chur und Mayenfeld siegreich aus. Engadiner und Prätigauer wurden entwaffnet, knieend mußten sie Oestreich Treue schwören. Die fremden Ueberwinder erlaubten sich nun jeglichen Uebermuth roher Sieger. Die Einwohner wurden zur Festungsarbeit wie Züchtlinge gezwungen; man sah Soldaten auf dem Rücken der Bauern wie auf Pferden reiten. Nicht genug,

daß die geknechteten Landleute kaum dem Hungertode entgingen (Hunderte von ihnen suchten ihr Brod in der Fremde); nicht genug, daß gegen die zügellose Willkür wilder Kriegsknechte kein Gesetz schirmte: auch die letzte Wohlthat, die Freiheit des Gewissens, sollte ihnen entzogen werden. Denn Gefängniß oder Verbannung hieß die reformirten Prediger verstummen, während aller Orten die herbeigerufenen Kapuziner predigten und Messe lasen. —

Eine eidgenössische Gesandtschaft konnte zu Mayland und beim Erzherzog Leopold für die unterdrückten Bündner nichts erreichen als freundliche Worte. Es war nun zur traurigen Wirklichkeit geworden, was ein tieferer Blick lange voraussehen konnte. Aus dem Toben der Faktionswuth, aus dem von der Selbstsucht der Fremden ausgestreuten Saamen war die Knechtschaft der Einen, die Vereinzelung und Erlahmung der Andern, als zeitige Frucht, hervorgegangen. Und wer in diesem Spiegel die Wahrheit nicht erkennt, welche auch der Gegenwart frommt — der wird sie wohl nie und nirgend erkennen. — In jener Noth des Landes kam die Rettung durch den Verzweiflungsmuth der Unterjochten. Im April 1622 erhoben sich die Prätigauer gegen ihre Unterdrücker; im Walde hatte sich das Volk Keulen geholt, dieselben mit Nägeln beschlagen und so zu Morgensternen umgebildet. Der östreichische Feldherr verachtete das Gerücht von einem sich bildenden Aufstande; am Vorabende eines entscheidenden Tages fehlt es oft den Klügsten an dem Maße von Klugheit, um ein beschlossenes Geschick noch zu vereiteln. In Küblis nahm der Aufstand seinen Anfang und verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit durch die Umgegend; in großer Zahl fielen die unerwartet überfallenen Feinde; viele flüchteten. Bald eilten Freiwillige aus der Nähe und Ferne unter die Panner der schwer geprüften Prätigauer. Obwohl die beiden andern Bünde und die Eidgenossenschaft dem Kampfe unthätig zusahen, so glückte doch der Aufschwung der einzeln stehenden Landschaft über alles Erwarten; Rudolf von Salis und Peter Guler von Davos führten den entschlossenen Haufen überall zum Siege. Salis Aufruf an die andern Bünde veranlaßte die Aufhebung der erzwungenen mayländischen Capitulation; die drei Bünde vereinten sich wieder zur alten, ererbten Verbrüderung Bündens;

eine Amnestie für alle politische Vergehen sollte die Versöhnung befestigen. Schon wurden durch die Eidgenossen Unterhandlungen Oestreichs mit Bünden eingeleitet; schon kehrten die Bündner zur häuslichen Beschäftigung zurück — da wurde der unbewachte Moment von Oestreich blutig benutzt.

Im August 1622 erschien plötzlich ein Oestreichisches Heer im unbewachten Engadin; Mord und Verheerung bezeichneten seinen Weg, rasch war sein Vorschreiten, weil nirgend ein zusammenhängender Widerstand vorbereitet war. Auf der Wiese Aqua Sana bei Raschnals im Prätigau unternahm ein kleiner Haufe unter Rudolf von Salis den letzten Kampf der Verzweiflung gegen die Uebermacht von Tausenden; als die Meisten endlich gewichen und Salis mit ihnen — da erneuten 30 unter ihnen jenen Tag der heiligen Schaar von Theben; sie stürzten sich alle in die Mitte der feindlichen Schaaren, und starben nicht ungerochen. — Hart war der Friede, welcher nach dieser zweiten Oestreichischen Eroberung auf dem Lande lastete; ganz Bünden mußte sich zu fremder Besatzung bequemen, das Unter-Engadin und Prätigau wurden losgerissen. Gränzenloser Jammer suchte das unterworfene Land heim; im folgenden Winter (1622 bis 1623) mähten Hungersnoth und Seuchen Tausende in's Grab; ganze Schaaren suchten außer der Heimath nicht vergeblich ein milderes Loos. Die Gewaltthaten, welche man den fremden Kriegern zur Last legt, übersteigen so sehr jeden Begriff, daß man gerne an Uebertreibung glauben möchte, wenn nicht die Rohheit jener Zeit, wie die Barbarei eines jeden Krieges, so manches Unglaubliche schon wirklich gemacht hätte.

Mehr als zwei Jahre seufzte Bünden unter diesem Drucke ohne Aussicht auf Rettung; endlich schien diese durch eine Umwandlung der französischen Politik (durch Richelieu) nahe. Der französische Gesandte ermuthigte und begünstigte die Bildung bündnerischer Freischaaren. Männer, deren Name dem Volke theuer war, Rudolf von Salis und Georg Jenatsch, an der Spitze, rückte diese Schaar, durch den Zuzug der Glarner bedeutend verstärkt, an die Gränzen Bündens. Im November 1624 folgte ihnen die Hauptmacht der Franzosen und der reformirten Eidgenossen. Im Anfange des Jahrs 1625 war nicht nur Bünden, sondern auch Veltlin der Herrschaft

Oestreichs entrissen. Aber vergeblich erwartete nun Bünden von Frankreich die Zurückgabe des Veltlins. Frankreich und Spanien erklärten in dem Frieden zu Monzone 1626 Veltlin, Cleven und Worms für ein unabhänges Land unter der Protektion Bündens. Man weiß, wie man eine Unabhängigkeit zu deuten hat, die von jenen Mächten geschaffen wurde.

Umsonst wiederholte Bünden mehrere Jahre hindurch seine Einsprache gegen die Lostrennung des Veltlins; schon wollte es sich zu Oestreich hinneigen, als im Mai 1629 plötzlich ein östreichisches Heer einbrach, das Land grausam mißhandelte und besetzte. Erst der Friede mit Frankreich 1631 und die Fortschritte Gustav Adolfs befreiten das unglückliche Bünden von Oestreichs Heere. —

Nach dieser Zeit hätte Bünden ohne Schwertstreich das Veltlin wieder gewinnen können, wenn es auf die Bedingungen dieser Landschaft hätte eingehen wollen. Aber Bünden verstand es nicht zur rechten Zeit in der Milde seine Kraft zu suchen; alles verlangte es oder nichts, und so blieb es denn für diesmal — wie oft in ähnlichen Fällen — bei dem Letzteren.

Als 1634 von neuem der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich ausbrach, wurde Bünden wieder der Schauplatz des Kampfes; die wildeste Verheerung bezeichnete den Weg des eingefallenen östreichischen Heeres, aber bei Mazzo erlitt es durch die Franzosen und Eidgenossen eine völlige Niederlage. Gegen die etwaige Rache für diese Mitwirkung rüstete sich die Eidgenossenschaft. — Allein auch von dem französischen Sieger erwarteten die Bündner noch immer vergeblich die Zurückgabe ihrer Unterthanen-Lande, endlich erfolgte die Wiedervereinigung unter so ungünstigen Bedingungen (fast wie im Frieden von Monzone), daß die Herzen des ganzen Volkes den Franzosen entfremdet wurden; zumal Frankreich immer mehr die Miene des Eroberers annahm. — Nichts schmerzt so sehr als Täuschung durch die, welche unser Zutrauen besessen, welche unsere Hoffnung gewesen. In dieser Enttäuschung neigte sich Bünden zu Oestreich hin. Ferdinand III. versprach Hülfe und Abtretung des Veltlins und Prätigaus; auch der Stimmung der Eidgenossen versicherte man sich. Zu Chur hatten sich 61 Männer aus ganz Bünden über die nöthigen Maßregeln ver-

einigt; der Oberst Jenatsch, der schon die Unterhandlungen mit Oestreich geleitet hatte, umringte an der Spitze des aufgestandenen Volkes die getäuschten Franzosen. Auf ihre bündnerischen Regimenter und auf die eidgenössischen Truppen konnten sich diese nicht verlassen; spanische und östreichische Truppen standen an den Gränzen. So sah 1637 sich Frankreichs Feldherr, der Herzog von Rohan, genöthiget, mit 5000 Mann das erbitterte Land zu verlassen. Beim Abzuge drückte der Marschall Lecques gegen den Oberst Jenatsch eine Pistole mit den Worten ab: „So scheidet man von einem Verräther!“ Doch der Schuß versagte *).

Unter der Bedingung des Ausschlusses der Reformation willigte Spanien in die Abtretung der Unterthanen-Lande an Bünden. Veltlin, Cleven und Worms kehrten unter ihre demokratischen Herrscher zurück, bis in neuerer Zeit diese Länder durch die Schuld ihrer Führer vom eidgenössischen Verbande sich losrissen und losgerissen blieben. — Das Resultat eines so langen Kampfes und des mannigfaltigsten Elendes war also für Bünden: die Behauptung seiner rechtmäßigen Besitzungen. Man dürfte fragen: war der Besitz jener zerrütteten, verwilderten Landschaft solcher Opfer und solchen Elendes werth? — Aeußerlich gemessen: vielleicht nicht, obwohl allerdings die geographische Lage jenem Lande damals große Bedeutung gab. Allein die unerschütterliche Behauptung eines unverdächtigen Rechts trägt in sich einen höhern Werth als jeder materielle Gewinn. Auch konnten durch jene zwanzigjährigen Erschütterungen Erfahrungen reifen, die zum Wohl unsers Vaterlandes nie hätten in Vergessenheit kommen sollen; wenn die meisten Menschen die Schuld ihrer Väter nicht lieber immer von neuem bezahlten.

Bereits war die Ruhe im Ganzen hergestellt, als noch einige Zuckungen des erschöpften Körpers hie und da bemerkbar wurden; wie etwa nach einem Gewitter am Spätabende noch einige Blitze den Horizont durchleuchten. — Im Jahr 1639 (dem Jahre des ewigen Friedens mit Spanien) wurde der Oberst Jenatsch, auf Anstiften Rudolfs Planta meuchlerisch zu Chur an einem Gastmahle überfallen und ermordet; dies war das Ende eines Mannes, der für sein Vaterland unab-

---

*) Dies nach Meyer I. pag 518.

läſſig thätig geweſen war; nur war ſeine Wirkſamkeit nicht immer durch die Makelloſigkeit der Mittel geadelt worden. Im folgenden Jahre fiel auch ſein Mörder, Rudolf, Sohn des Pompejus Planta, im Engadin in einem Volkstumulte.

Die Geſchichte der bündneriſchen Unruhen bildet in einem engen Rahmen eine kleine politiſche und moraliſche Welt für ſich; ſie verdiente, noch einen Geſchichtſchreiber zu finden, der mit genügender Kenntniß des Landes und der Quellen uns ein Gemälde jener Zeit vorlegte.

Vierzehnte Vorlesung.

Uns führen jetzt die Verhältnisse der Schweiz zum Auslande auf die Ereignisse während des dreißigjährigen Krieges.

Ein glückliches Geschick hielt die beiden Religionsparteien in der Schweiz von der Theilnahme an dem Kriege ab, der damals Deutschland zerfleischte; mehrmals hatte die Eidgenossenschaft auf dem Punkte gestanden, mit in den Strudel gerissen zu werden; dann zumal, wenn durch die feindlichen Heere die Neutralität der Schweiz verletzt wurde. Dieser Verletzung war vorzugsweise die Nordgrenze ausgesetzt. Nach Basel hatten sich aus der Umgegend 4256 Menschen mit vielem Vieh geflüchtet *). — Weder Schweden noch Oestreicher achteten faktisch die Neutralität des baslerischen Gebietes. In großer Verlegenheit befand sich der Rath, als unter Altringer und Feria eine große östreichische Armee (1633) gegen die Basler-Grenze anrückte. Eben wurde der große Rath zusammen berufen, um die nöthigen Maßregeln zu berathen; da kam die Nachricht, daß der bisher erfolgte Einmarsch der Armee jede Berathung zwecklos mache. Die Stadt, der es an hinlänglichen Vertheidigungsmitteln gebrach, konnte sich glücklich schätzen, durch keinen Angriff auf die Probe gestellt zu werden. —

Wo sich die fremden Krieger Gewaltthaten erlaubten, griff Basel zu kräftiger Selbsthülfe. Als 1634 die Kaiserlichen 200 Stücke Vieh geraubt hatten; rückte die Mannschaft der Stadt heraus, rettete den Raub und machte sogar Gefangene. —

Später hatten die Kaiserlichen fünf baselsche Reiter aufgegriffen und nach Rheinfelden in Gefangenschaft gelegt: Oberstwachmeister Graßer befreite sie durch einen Handstreich mit einem Haufen ergebener Krieger ohne Vorwissen des Raths.

---

*). Ochs, Geschichte von Basel VI. 612.

Er drang früh Morgens durch das Rheinfelder Thor, befreite die Gefangenen und führte vier östreichische Reiter gefangen mit sich nach Basel, wo er unter Trompetenschall einzog. — Im Jahr 1635 wurde ein räuberischer Einfall französischer Reiter ebenfalls kräftig gezüchtigt. — Freundliche Verhältnisse mit Basel erhielt der Berner General-Major von Erlach, französischer Gouverneur in Breisach; so z. B. lud er 1645 die Häupter des Staats und die Dreizehner (den kleinen Rath) zu einem Mittagessen. Diese Einladung gab sogar zu einer Besprechung im kleinen Rathe Anlaß *). „Ihre Ehrsame Weis„heit hat einen Anzug gethan: weil verlaute, daß Herr Gene„ralmajor von Erlach Sinnes und Willens wäre, etliche mei„ner Gn. Herren mit und neben andern Personen zu gastiren, „wie man sich auf solchen Fall gegen Ihro Excellenz hinwie„derum verhalten wolle?“ Es wurde erkannt: „Man soll der „Einladung warten und werden sich diejenigen Herren, denen „es Leibes halben möglich ist, wissen einzustellen. Interim ist „den Herren Häuptern Gewalt und Befehl aufgetragen, auf „Mittel zu denken, wie und womit Herr von Erlach entweder „hier oder zu Breisach, von gemeiner Stadt wegen, wiederum „möchte verehrt werden, und was sie also gut finden, zugleich „in's Werk zu richten.“

Noch größer als in Basel war zu Schaffhausen die Bedrängniß beim Durchzuge fremder Armeen. Einiges Detail hierüber, wie wir es aus handschriftlicher Quelle schöpfen **), mag als charakteristisches Gemälde damaliger Zustände dienen. — Am 1. Okt. 1633 traf zu Schaffhausen die Nachricht ein, daß die große östreichische Armee unter Aldringer an den Grenzen des Kantons stehe. Die Bestürzung war um so größer, da man sich damals sicher geglaubt und keineswegs die Mittel kräftiger Vertheidigung vorbereitet hatte. In der Stadt stand bloß ein kleiner Zuzug von der Landschaft und wenige geworbene Krieger. Eilends griff die Bürgerschaft zu den Waffen, sammelte sich unter ihren Pannern; die Thore wurden geschlossen; alle

*) Auszug des Rathsbuchs bei Ochs.

**) Mit Anschaulichkeit ist dies erzählt in Waldkirch's „Merkwürdige Begebenheiten der Stadt Schaffhausen;“ II. Theil. M. S. — 1741.

Posten besetzt. In den letzten Jahren hatten Seuchen die Bevölkerung so vermindert, daß der Mangel hinreichender Mannschaft mit ängstlicher Besorgniß wahrgenommen wurde. Zürich und die im Thurgau stehenden Zürcher-Truppen wurden zu eidgenössischer Hülfe gemahnt.

Bald begannen die Plünderungen streifender Truppen im Norden des Kantons, in der bergigten Landschaft Reihet; die Dörfer Barzheim und Altdorf wurden geplündert, ein dort den Befehl führender Schaffhauser niedergeschossen. Vor den versammelten Rath trat der Botschafter des Oestreichischen Generals, der Baron von Rheinach von Randegg, mit der Versicherung, jene Armee betrete nur nothgedrungen, als Freund und nicht als Feind, Schaffhausens Gebiet; er verspreche die strengste Mannszucht und bitte nur um Ablieferung von Proviant gegen sofortige Bezahlung. Hierauf geleiteten ihn zwei Glieder des kleinen Raths in seinen Gasthof (zur Krone) zurück. Während sich die Räthe über den Antrag besprachen, und für die Ablieferung von Getreide an die Armee gestimmt waren — kamen Nachrichten, welche die beruhigten Gemüther auf's äußerste aufregen, und eine neue Wendung herbeiführen mußten. Ganze Truppen-Korps waren nämlich in Schaffhausens Gebiet eingefallen und hatten verschiedene Dörfer mit Raub, Brand und Mord heimgesucht. — Den Tag vorher hatte man noch in das Dorf Beggingen einen Zuzug von 60 Geworbenen unter Anführung des Georg Spleis und Tobias Oechslin gelegt, auch den Gesandten von Rheinach bewogen, eine Oestreichische Schutzwache (Sauve Garde) dahin zu schicken. Alle diese Maßregeln sollten den unglücklichen Flecken nicht vor dem Untergange schützen. Eine östreichische Abtheilung warf sich auf Beggingen; umsonst war der kühne Widerstand der Einwohner und der kleinen Besatzung; todt oder schwer verwundet fielen die meisten von ihnen. Die Kirche und der größte Theil des Dorfs ging in den Flammen auf; die Unmenschen spotteten, als sie das Wimmern eines alten Mannes hörten, den Lähmung an der Flucht aus dem brennenden Hause gehindert hatte, wo er nun elend verbrennen mußte. Den beiden Schaffhauserischen Anführern, Spleis und Oechsli, hatten diese Horden Pardon versprochen; sie hielten ihr Wort, indem sie die beiden Gefangenen vor das Dorf hinaus führten, sie banden, nackt aus-

zogen und dann niedermachten. — Die Bewohner des Fleckens Schleitheim hatten sich, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, in die benachbarten Wälder und auf die Berge geflüchtet; mittlerweile drangen streifende Rotten in das Dorf, und verübten raubend und zerstörend jeglichen Muthwillen. Im Pfarrhause z. B. zerrissen sie die Bücher und alle amtliche Schriften; nur durch ein Wunder entging ihrer Wuth der dortige Pfarrer, Theodosius Judigkofer. Er hatte sich in seiner Scheune hinter das Stroh versteckt; dort suchten ihn die Plünderer, warfen ein Bündel Stroh nach dem andern herunter, und schon blieben nur noch einige wenige übrig, hinter welchen der Pfarrer in Todesangst sich befand — da gaben sie die Hoffnung, ihn zu finden, auf; im Unmuthe oder als letzte Untersuchung durchstießen sie die übrig gebliebenen Bündel noch mit ihren Schwertern; aber auch von diesen blieb der schwer Bedrohte unbeschädigt.

Diese Nachrichten von so treulosen Gewaltthätigkeiten veränderten plötzlich die Stimmung des versammelten Rathes; man erinnerte sich jetzt an die Warnungen vor diesem Feinde, die man von Lindau her erhalten hatte; man erinnerte sich an die Drohungen, welche der General Aldringer selbst gegen die Stadt geäußert hatte. Der östreichische Gesandte, von Rheinach, dem man diese Verletzungen vorhielt, betheuerte allerdings: er setze seinen Kopf daran, daß bei seinem Herren keine feindliche Absicht gegen die Eidgenossen herrsche; jene Verheerungen seien das Werk streifender Rotten, die strenge bestraft würden; es stehe jedem frei, solche Menschen wie Hunde niederzumachen. Allein wo die frische That noch brennend schmerzt, da vermögen besänftigende Worte wenig, zumal wenn man Ursache hat, ihrer Lauterkeit zu mißtrauen; man wußte, daß der Herzog von Feria zu Stühlingen ganz in der Nähe gestanden und die Verheerungen doch nicht gehindert hatte. Darum sah man sich nach andern Garantien um. Noch in der Nacht eilten zwei Rathsherren, der Eine zu den Zürcher-Truppen im Thurgau, der Andere nach Bern, um die Nothwendigkeit eiliger Hülfe vorzustellen. Auf eine nochmalige Mahnung rückten endlich die Zürcher-Truppen, auch ohne den Befehl von Zürich zu erwarten, in Schaffhausen ein. Wie groß war der Jubel der bedrängten Einwohner, als die Zürcher, im Ganzen fünf wohlgerüstete Fahnen, in bester Ordnung

über die Rheinbrücke durch die Straßen der Bundesstadt, an dem Gasthofe des östreichischen Gesandten vorüber auf den Herren-Acker zogen, wo sie vom Bürgermeister Forer und dem ganzen Kriegsrathe bewillkommt wurden. —

Jetzt wurde den Zuzüglern vom Lande erlaubt, nach Hause zu gehen, was Abgeordnete des Klettgau's bereits dringend verlangt hatten. Ueberhaupt zeigte sich in manchen Aeußerungen der Landleute eine trotzige Gesinnung; so z. B. erschienen in der Nacht zwei Bauern von Beringen vor dem Thore mit dem Begehren: man solle ihnen unverweilt Hülfe senden, oder sie würden zum Feinde übergehen, und mit ihm vereint gegen die Stadt ziehen. Man beschloß, durch einige Reiter zuerst die Wirklichkeit der Gefahr ermitteln zu lassen. Hiemit waren einige Bürger nicht zufrieden; sie forderten laut, man solle doch gegen den Feind rücken, „um ihm Wamms und Hosen zu „klopfen; sie wollten es mit Freuden thun. Man stecke hier „hinter den Mauern und habe die Hände im Schooß; man solle „den Oestreichern zeigen, daß man noch das alte Eidgenössische „Courage habe.“ — Nichts kühlt Großsprecherei so sehr ab, als wenn man sie gewähren läßt; darum ließ der Rath sogleich in der Stadt ausrufen: wer mit dem abgeordneten Rittmeister nach Beringen ziehen wolle, der möge sich ohne Verzug melden. Allein wie wunderte man sich, als nur wenige diese Gelegenheit benutzten.

Am folgenden Morgen wurden mit den Zürcherschen Hauptleuten die Vertheidigungsmaßregeln berathen; auch legte man ein (wahrscheinlich aufgefangenes) Schreiben vor, welches an den östreichischen Gesandten, von Rheinach, gerichtet war und am Schlusse einige Linien in Chiffer-Schrift enthielt, „mit „ungewöhnlichen Charakteren und Zeichen der Planeten, wel„ches männiglich verdächtig vorkam, und allerhand widerwär„tigen Gedanken Anlaß gabe.“ — Mehrere des Raths und die Zürcher begaben sich noch vor dem Morgen-Gottesdienst zum östreichischen Gesandten mit der Bitte, ihnen die betreffenden Chiffern in dem genannten Schreiben zu lesen. Der Gesandte suchte auszuweichen: „Er sei — versicherte er — in „dieser Art von Schrift wenig geübt, also auch nicht im Stande, „diese Buchstaben aufzulösen. Früher habe er zwar von sei„nem Bruder die Schlüssel dazu bekommen; es sei aber lange

„her, so daß ihm diese Kunst wieder entfallen sei, den Schlüs-„sel habe er nicht mehr bei der Hand; wenn man es verlange, „wolle er seinen Bruder wieder um den Schlüssel bitten.“ — Dies geschah; und der Gesandte meldete nun: der Inhalt der Chiffern sei nur ein Bericht über den Zustand der Armee und über die Richtung ihres Marsches. Seine Rede fand zwar ungläubige Ohren; doch schwieg man, und lernte daraus auf seiner Hut sein. —

Eben war man zur Feier des Bet- und Bußtages versammelt; schon hatte der Prediger, ein Pfarrer Hurter, eine Weile gesprochen, als ein plötzlicher Lärm ihn unterbrach; man hörte, wie mit allen Glocken gestürmt wurde. Nun war alle andächtige Sammlung verschwunden; Jung und Alt stürzte aus der Kirche, umsonst ermahnten die Stadtknechte auf Geheiß des Bürgermeisters, es möchten doch wenigstens die Frauen beim Gottesdienste verharren; umsonst ermahnte der Prediger dringend: die Versammlung möge mit ihm ihre Andacht zu Gott vereinigen, und ihn um Errettung anflehen — dennoch ließ sich niemand zurückhalten, der Prediger sah sich verlassen. Diese Bewegung hatte ihre Veranlassung in der Nachricht, daß mehrere feindliche Regimenter im Anzuge gegen die Stadt begriffen seien. Doch bald erwies sich die Nachricht als ungegründet und blos durch einige feindliche Streifschaaren hervorgerufen.

Bedenklicher war ein anderer Auflauf in der Stadt, zu dem bald nachher die gereizte Stimmung der Bürger verleitete. — Die Gemeinde Thäyingen hatte 19 italiänische Soldaten, die sich in der Nähe in verdächtiger Absicht zeigten, aufgegriffen und gefangen nach Schaffhausen geführt. Man hatte Schwefel, Pech und Pulver bei ihnen gefunden; dies, so wie ein Schreiben, das sie bei sich getragen, erregte den Verdacht, daß sie an der Brandstiftung zu Hofen Theil genommen. „Deßwegen ließen U. Gn. Herren dieselben durch Junker J. A. Peyer, welcher der italiänischen Sprache wohl kundig war, examiniren, der zwar nichts sonderliches aus ihnen herausbringen konnte, doch so viel an ihnen merkte, daß sie erzböse Buben seien.“ — Man fand daher für gut, sie durch einige Stadtknechte und Musketiere über die Grenze bringen zu lassen. Den Unglücklichen kam diese Milde des Raths nicht zu gut; sie wurden Opfer blinder Volkswuth. Als sie durch die Stadt

geführt wurden, sammelte sich das gegen sie aufgeregte Volk und in kurzem hatte sie ein Haufe von einigen Hunderten umgeben. Anfangs beschränkte man sich auf Schmähworte, die am Ende zu Thätlichkeiten erhitzten: „Das sind — hieß es — die rechten Spitzbuben und Mordbrenner, welche Hofen und Barzheim angezündet.“ Einer rief: „Der hat meine Kleider!“ — ein anderer: „der hat meinen Wamms an!“ — „das sind — riefen andere — die Schelmen, die unsern Bürgern Pardon versprochen und nicht gehalten haben.“ — Endlich schrie man von allen Seiten: „Laßt sie nicht leben; sie haben den Tod tausendmal verwirkt! Schlagt tod! schlagt tod!“ war der allgemeine Mordschrei; und in einem Augenblicke waren die Wehrlosen niedergehauen oder erschossen. Ein einziger entrann verwundet; Edlergesinnte retteten ihn. — So groß war die Erbitterung und der Durst nach einem Gegenstande der Rache, daß selbst der östreichische Gesandte sich nicht sicher sah. Jene Niedermetzelung hatte in der Nähe seines Gasthofes stattgefunden, und einer von den Wüthenden setzte dem Gesandten das Gewehr mit den Worten auf die Brust: „Du bist auch der rechte Verräther; man muß dir deinen verdienten Lohn geben.“ — Glücklicherweise fielen Vernünftigere dem Unsinnigen in den Arm und rissen ihn auf die Seite.

Der General Aldringer schrieb endlich an den Rath: man möge ihm wenigstens seinen Gesandten mit sicherm Geleite zurückbringen, da man doch seinen sonstigen Forderungen kein Gehör geben wolle. Ohne Verzug verfügten sich Abgeordnete des Raths zu dem Gesandten, um ihm seine Entlassung anzuzeigen. In einer langen Rede wies der Bürgermeister Forer darauf hin, daß sein Herr die Stadt nicht hätte dazu nöthigen sollen, sich durch eine eidgenössische Besatzung zu sichern, wenn er Zufuhr von Proviant erwartet habe. Doch sei man jetzt zu einem solchen Dienste gern bereit und erlaube freien Kauf in der Stadt. — Unter großer Bedeckung verließ der Gesandte die erbitterte Stadt. — Der 8. Oktober befreite endlich Schaffhausen von der Nähe des gefürchteten Heeres; doch blieb den Monat hindurch die eidgenössische Besatzung der Zürcher, welche die Stadt auf eigene Kosten beherbergt hatte. Reich wurden die Hauptleute beschenkt; vor ihrem Abzuge (1. November) zog der ganze kleine Rath auf den Platz, wo die scheidenden

Krieger aufgestellt waren; dort dankte er mit Herzlichkeit für die Hülfe der Bundesbrüder. Mit klingendem Spiele, unter dem Zujauchzen des Volks zogen jene in ihre Heimath zurück.

Eine für die Ruhe der ganzen Eidgenossenschaft noch viel gefährlichere Verletzung der schweizerischen Neutralität war von Seiten der Schweden gekommen. — Um Constanz von seiner schwächsten Seite angreifen zu können, suchte der schwedische General Gustav Horn das linke Rheinufer zu gewinnen. In aller Stille rückte er (26. August 1633) vor das damals unter Zürichs Hoheit stehende Städtchen Stein am rechten Rheinufer; er besetzte dasselbe unversehens, und setzte so rasch über die Rheinbrücke, daß der jenseits stehenden Grenzwache von 300 Mann unter Auf der Mauer von Schwyz zum Widerstande weder Zeit noch Besinnung blieb. — Zwar hatte man für ähnliche Fälle schon fünf Jahre früher die Vertheidigung des Thurgau's organisirt, und einen erfahrenen, beim Volke beliebten Mann, Kilian Kesselring von Bußnang, im Thurgau, zum General-Oberstwachtmeister bestellt. Dieser hatte, besonders durch Anlegung vieler Hochwachten, ein schnelles Aufgebot des Landsturms sehr erleichtert. Bei Horns Einfall hatte man so wenig an einen feindlichen Ueberfall gedacht, daß Kesselring gerade damals mit den Seinigen das Erndtefest feierte. Ohne von den Eidgenossen den geringsten Widerstand erfahren zu haben, stand Horn vor Constanz und begann die Belagerung.

Die Erbitterung der katholischen Orte war um so größer, da sie ungesäumt dem Verdachte Gehör gaben: Zürich und die Evangelischen seien mit den Schweden einverstanden, und haben dieselben, vielleicht zum Verderben der katholischen Partei, in's Land gerufen. Auf dem Tage zu Baden erklärten sie: sie wollten gegen die Schweden aufbrechen und mit den Oestreichern vereint, sie angreifen. „In diesem Falle — erwiederten die Reformirten — werden wir den Schweden zuziehen.“ Umsonst besänftigte der französische Gesandte; Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug standen schon mit 3000 Mann zu Wyl, wenige Meilen von Constanz entfernt. Auch die Zürcher rückten an ihre Grenzen; sie versicherten Horn, beim ersten Angriffe der Katholiken würden sie zu seiner Seite stehn. Zum Glücke der Eidgenossen kam es nicht so weit; Horn hob noch zur rechten Zeit (22. September) die Belagerung auf.

Als die größte Gefahr zurückgetreten war, sollte noch ein einzelner Mann das Opfer blinden Argwohns und wüthender Rache werden. — Kilian Kesselring, der Oberstwachtmeister des Thurgau's, hatte sich ins katholische Lager nach Wyl begeben, um dort Hülfe gegen die Verheerungszüge der Oestreichischen Besatzung in Constanz zu begehren, zu deren Abwehr schon der Thurgauische Landsturm aufgeboten war. Kaum war Kesselring im Lager der Katholiken angekommen, wurde er einem Verbrecher gleich festgenommen; denn — so hieß es — er werde am besten wissen, wer die Schweden in's Land geführt; er selbst sei mit ihnen einverstanden gewesen. Man habe ihn — versicherten andere — an der Seite des Generals Horn über die Brücke zu Stein reiten gesehen. Was half es, daß der Gefangene die schlagendsten Beweise für seine Unschuld anbot? Auf der Folter bekannte sich der Gequälte am Ende zu jeder Beschuldigung, nachher widerrief er alles. Nun aber lag auf dem Gewissen des frommen Mannes als schwere Last der Gedanke: daß ihn körperlicher Schmerz zur Verläugnung der Wahrheit erniedrigen konnte; in der Bangigkeit seiner Seele wankte selbst das Bewußtsein göttlicher Gnade. In dieser leiblichen Noth, in der noch schwereren geistigen Bedrängniß, suchte er in der Stille einer schlaflosen Nacht im heißen Gebete Trost in Gott; da war es ihm zu Muthe, als trete der Erlöser selbst zu ihm und weise tröstend auf die Allmacht seines himmlischen Vaters *). — Von dieser Stunde an litt er für die Wahrheit wie ein Held; keine Marter brachte ihn zum Verzagen. Schon zu Wyl waren unter der Folter seine Schultern verrenkt, und sechszehn Wochen ließ man ihn im Kerker schmachten, ohne ihm die Wohlthat ärztlicher Hülfe zu gönnen. Selbst den Trost des Gemüthes, sein lateinisches Psalmenbuch, entzog man ihm, um ihn — wie man hoffte — gegen zudringliche Bekehrungsversuche der Kapuziner desto hülfloser zu lassen. — Als weder Nachforschung noch Folter einigen Beweis gegen den mehr als ein Jahr gefangen gehaltenen Kesselring an den Tag brachte: so verurtheilte das Kriegsgericht der vier katholischen Orte den Schuldlosen, Mißhandelten (Januar 1635) zu 5000 Gulden Kriegskosten, 8356 Gulden

*) Nach Hanhart IV. 179.

Gefängniß- und Verhörkosten und zu 100 Kronen Arztlohn; überdies solle er ehr- und wehrlos und aus ihrem Gebiete verbannt sein. Erst als seine Familie jene Summen bezahlt hatte, schlug die Stunde seiner Befreiung. — Wer beim Anblicke solcher Unthaten an einen schneidenden Mißton in der göttlichen Weltregierung denken möchte: der erwäge nur, daß die Vorsehung auch darum solchen Greueln ihren Weg läßt, damit wir nicht, nach dem Worte Müllers, hienieden den letzten Richtstuhl suchen. — In Zürich erhielt Kesselring die einträgliche Stelle eines Ehegerichtschreibers.

Die Friedens-Verhandlungen zu Münster und Osnabrück, welche den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs ein Ende setzten, waren für unser Vaterland insbesondere darum wichtig, weil dort zum ersten Male staatsrechtlich die Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit ausgesprochen und ein Artikel des Friedens wurde. Die Veranlassung dazu war Basel, und einem Baseler verdanken wir zunächst die rechtliche Anerkennung unserer Unabhängigkeit.

Basel war nämlich von dem Reichskammergerichte zu Speier nicht als unabhängiger Stand, sondern als Reichsglied angesehen, und in Folge eines Privat-Prozesses zu den Kosten verurtheilt worden; Baselsche Güter wurden demgemäß mit Arrest belegt. Zwar nahm sich der französische Gesandte, Caumartin, Basels an, auch auf dem Friedens-Congresse versprach Frankreich, für seine Sache thätig zu sein. Um Caumartin gründlich von seinem Rechte zu überzeugen, ließ der Rath alle Privilegien der Stadt abschreiben, übersetzen und den Gesandten zuschicken. Dieser antwortete mit einem politischen Glaubensbekenntnisse, das zu allen Zeiten bei denen gilt, welche ohne sittliche Scheu vor Recht, ja ohne Glauben an ein Dasein desselben, der äußeren Gewalt, als ihrem Gotte, die Kniee beugen: „Eure Freiheit — so schreibt Caumartin an Basel — ist gerecht und gesetzmäßig durch die Waffen erworben; von alten Privilegien braucht darum nicht die Rede zu sein. Ihr habt jetzt zum einzigen Rechtstitel euer Schwert; dies ist das Gesetz der Fürsten und der unabhängigen Republiken“ *).

---

*) Votre liberté est justement et legitement acquise par les armes . . . en sorte qu'il ne faut plus parler des anciens

Basel hielt es indessen für sicherer, einen eigenen Abgeordneten an den Congreß zu senden. Die Wahl traf Basels Bürgermeister, Johann Rudolf Wettstein, als Bevollmächtigten der evangelischen Stände; erst später erkannten ihn auch die katholischen Orte an. Das Rathsprotokoll sagt (2. Dez. 1646): „Beide Räthe bitten den Herrn Bürgermeister Wettstein, die Mühewaltung gutwillig auf sich zu nehmen, und die Legation zu verrichten. Ihm wird überlassen, neben dem Subsistut Rudolf Burkhardt, zwei von den Einspännigen (Standesreitern), so ihm am allerannehmlichsten sein möchten, mitzunehmen.“ — Seine Sendung hatte den erwünschten Erfolg; die Ausführung der vom Kammergerichte erlassenen Beschlüsse wurde vom Reiche verboten und in einem kaiserlichen Dekrete wie in der Urkunde des westphälischen Friedens förmlich ausgesprochen: „Basel und die übrigen schweizerischen Kantone sind im Besitze voller Freiheit und Ausnahme vom Reiche, und weiter keinen Gerichten und Urtheilen des Reichs unterworfen.“ *) —

Wettstein war ein Mann von erprobtem Charakter; er verband den Adel einer vaterländischen Gesinnung mit der Klugheit, in Weltgeschäften die Welt — ohne sich ihr gleich zu machen — doch so zu nehmen, wie sie gefaßt sein will. Zwischen den argwöhnischen Bestrebungen selbstsüchtiger Parteien wird oft eine allgemein anerkannte redliche Gesinnung zu einer Autorität, auf welche selbst die Mächtigeren achten; es ist dies ein Zoll der Tugend, den zuweilen das Geschick dem Welt-Egoismus abnöthiget. Wettstein genoß bei den Gesandten auf dem Congresse einer solchen Achtung, daß man ihn oft in wichtigen Sachen zu Rathe zog, und ihn scherzweise nur den Schweizerkönig nannte. Zuweilen mußte er freilich selbst zur Bestechung Zuflucht nehmen: „Nachmittags — so schreibt er — habe ich ein Dankschreiben an Churtrierischen Doktor Scheerer gemacht, welchen ich mit 12 Rosenobeln (Goldstücken) verehrte.

---

privilèges ... Vous avez à présent votre épée pour votre seul titre, qui est la loi des Souverains et des Républiques indépendantes d'autrui.“ — Ochs, VI. 698.

*) Civitatem Basileam caeterosque Helvetiorum Cantones in possessione vel quasi plenae libertatis et exemtionis ab imperio esse ac nulla tenus ejusdem imperii dicasteriis et judiciis subjectos.

Als ihm solche in einem Schreiben durch Vetter Rudolf überliefert worden, ist er sogleich zum Kanzler geloffen, und wieder zu ihm gekommen mit der Anzeige: er solle mir dabei einen guten Tag und dieses sagen: Es versehe sich Herr Kanzler, ich werde auch zu ihm kommen, und ihm sonderbar zusprechen, id est auch 12 Rosenobeln schicken. Und darum ist es den guten Herren zu thun, und hierin besteht diesmalen die Reputation des Reichs, daß wenn man's nicht von selbsten bringen will, so fordert man's, wie es Churmainz auch durch den Herrn von Colmar gemacht hat." —

Von Wettsteins gutem Vernehmen mit mehreren Gesandten zeugen seine eigenen Erzählungen; so beschreibt er einen Besuch bei dem kaiserlichen Bevollmächtigten, dem Rath von Crane: „Er hat mit sonderlicher Begierde das Werk affektirt, und unterschiedlich wiederholt, man soll nur nicht zweifeln. Er hat sich auch wegen meines Sohnes — — vieles offrirt, und gebeten, man sollte ihm doch nur sagen, womit er ihm dienen, oder worin er etwa ihm eine sonderbare Gnade vom Kaiser auswirken sollte. Ob es ihm etwan beliebte, daß er ihn zum Comité palatin machen thäte. Wolle ihm die Privilegia ohne einige Kosten überschicken. Ich habe ihm für solche partikular Affektion gedankt, und ihn gebeten, das Publikum desto mehr rekommandirt zu haben. — — Er klagte damals ein Catarrum. Ich gab ihm fünf von Doktor Exen Pillulen; davon er straks eines in meiner Präsenz eingenommen, und hat sich in allem sehr vertraulich erzeigt." —

Mit derselben Anschaulichkeit schildert Wettstein ein Mittagsessen beim französischen Gesandten, Herzog v. Longueville: „Den 20. August, um sieben Uhr Morgens ist einer von des Herzogen Leuten gekommen, der mich zum Mittagsmahl invitirt. Um 12 Uhr bin ich zum Herzog gegangen — — ist mir bis unter die Thüre entgegen gegangen — — hat mich sobald auf die Seite genommen, und allerhand, bis man das Essen genommen, mit mir konferirt, hernach bei der Hand genommen, und gegen den Tisch geführt; allwo wir die Hände mit einem nassen Tuche gewaschen, so sehr wohlriechend gewesen, und hernach am halben Theil desselben, so noch trocken war, getrocknet. Sobald hat er sich zum Tisch verfügt, und mich in einen Sessel gegen ihm über gesetzt, allwo sehr köstlich und so

traktirt wurde, daß auch dem König selbst zu traktiren nicht wäre köstlicher an einem solchen Orte möglich gewesen. — — — Der Herzog, so allein verschnitten und mir vorgelegt, war sehr freundlich. Allein kommt's einem fremd vor, der niemalen dabei gewesen, bei solchen großen Herren einzig an einem Tisch zu sitzen und solches Volk um sich zu haben, die auf alles Achtung geben, und gleichsam einem in den Mund schauen. Der Herzog hatte seinen Mantel an und seinen Hut auf, welches auch mir gebühren wollen. Ihm haben am Rücken aufgewartet sechs mit Feuerrohren und zwei Hallebardirer. — — Der erste Trunk, so Ihro Altessa gethan, war auf Gesundheit gemeiner Löbl. Eidgenossenschaft, stehend und mit entdecktem Haupte; der auch so lang gestanden, bis ich Bescheid gethan; der andere gleich darauf, und ehe ich mich's versehen, war Gesundheit der Stadt Basel. Weil nun diese beiden Gesundheiten vorgegangen, hat mir bedenklich fallen wollen, Ihro Majestät Gesundheit erst hernach anzufangen. — — — Sobald wir aufgestanden, so haben Ihro Durchlaucht mich bei der Hand genommen, und sind mit mir in das Nebenhaus in sein Cabinet gegangen."

„Der Discurs über der Tafel war erstlich von unserer Stadt, warum solche nicht fortificirt, und wenigstens nur mit Gräben versehen sei. Ich sagte: — — Unsere beste Fortification sei Gott und unsre guten Freunde; die Gräben aber giengen ringsumher und gefüttert, welches er lang nicht glauben wollen. Hernach hat er begehrt zu wissen, unter welchem Climate wir liegen, und wie viel Volk wir an Stadt und Land vermögen. Ich sagte ihm: Ich verstehe mich nicht viel auf des Himmels Lauf oder wie die Gelehrten alles ausrechnen; dies weiß ich aber wohl, daß wir jetzt viele Jahre unter einem unglückhaften, gefährlichen Climate gelegen und viele Kosten und Ungelegenheiten haben müssen erleiden. Darauf lachte er — — — hernach fing er an, von den Speisen zu reden, wie trefflich gut solche in Basel seien; in gleichem, wie plaisant der Ort; fragte mich unter anderm, welches wir für die besten Fische hielten? Ich sagte ihm: die Sälmlinge oder junge Salmen, darinnen er mir gleich beigefallen. Hernach kam er auf die Gesundheit, fragte mich, wie ich die Luft befinde, was ich trinke, wie lange wir uns gemeiniglich bei der Tafel aufhal-

ten; — — — da ich unter anderm auch des Tabacks gedachte, wehrte und dissuadirte er mir solchen heftig, vermeldend, seie nichts nutz. Ich sagte, es seie gleichwohl auf der Menschen Complexion nicht wenig zu sehen. Allein ich befand, daß er dem Gestank eben gar nicht gewogen war. — — In seinem Cabinet ließ er mich zu sich auf einen Sessel sitzen und sagte, er habe so viel verspürt, daß ich ein gutes Judicium (sind, ohne meinen Ruhm zu melden, seine Formalia gewesen) in allen Sachen habe, wolle mir deßwegen ohne Scheu ganz vertraulich entdecken, worauf ihre Sache mit Spanien beruhe; bete mich aber, ich wolle auch ohne Scheu, und wie ichs befinde, ihm mein Sentiment und Gutbedünken anzeigen. — — — Ich fragte, ob das Volk, so Frankreich Portugal schicken würde, auch über Land dorthin kommen sollte *); so antwortete er: ganz nicht; sondern man müsse die spanischen Landen vorüber und zur See dorthin passiren. Er bat mich dabei, weil man Frankreich aller Orten ausschrie, als hielte es allein den Frieden auf, Frankreich deßwegen zu entschuldigen, und das sonderlich gegen meine Herren Prinzipalen, weil Spanien und nicht Frankreich solches thäte. — — Er begleitete mich bis in den Hof; er redete aber noch ziemlich lang mit mir heimlich, und bat mich bei den Kaiserlichen zu sundiren, ob doch einige Hoffnung zum Traktiren übrig wäre, Ihres und des spanischen Friedens wegen."

---

*) Man sieht hieraus, wie sehr Meyer unsern Wettstein mißversteht, wenn er ihm die ignorante Frage in den Mund legt: „ob französische Truppen nicht zu Lande nach Portugal gehen könnten, ohne Spanien zu berühren." — Meyer I. pag. 534.

Fünfzehnte Vorlesung.

Manche Züge, die für Wettsteins Aufenthalt an dem Friedens-Congresse bezeichnend sind, und die uns zugleich jenen Mann und seine Zeit näher bringen, sind uns in der Correspondenz mit seinem Schwager, dem damaligen Rathschreiber, Nikolaus Rippel, aufbehalten *); hievon gebe ich Ihnen einige Proben:

(Münster 24. Dez. 1646.) —— „Samstag war der Reis (Gott Lob) wohl Abgang; allein ist die zween letzten Tage ein Gefrist (Frost) eingefallen, dadurch der Boden etwas über- doch so hart nicht gefroren, daß er Wagen und Pferde vollkommen tragen mögen. Ich bin selb ander geritten. Bald ist ein Fuß dem Pferde auf dem Eis geblieben, der andre aber ist eingebrochen, also daß wir ohnmöglich sein vermeint, ohne Schaden durchzukommen, doch hat Gott seine Gnad geben, daß wir (ihm sei ewig Dank) ohnverletzt davon kommen. —— Allein befinde ich hier gar schlechte Gelegenheit; wir müssen uns im Wirthshaus aufhalten, in einem kalten Gemach; werden aber hernach mit kalten Speisen und gesalzenem Butter so versehen, daß man gemeiniglich so viel ab- als aufträgt. Zu dem wird das Bier gleich sauer, dann es Hans (sein Sohn) mit solchem greulich Gesicht und so trostmüthig anschaut, daß es nicht bestehen kann. Der gut Mann hat ein und andre Mal sich des Kochens unterfangen wollen, und mit einer Mehlsuppe von gesalzenem Butter den Anfang gemacht; die ist aber so jämmerlich gutbefunden worden, und ist er so holdselig damit umgegangen, daß ihm für einmal das Handwerk stracks niedergelegt, und ihm das ledige Eier-Sieden überlassen ist. Ich habe nun drei Tage um Losament lassen herum laufen;

*) Diese Correspondenz und dazu gehörige Aktenstücke befinden sich, in zwei Bänden, in der Bibliothek des Hrn. v. Mülinen; sie ist — meines Wissens — hier zum ersten Male benutzt.

es will sich aber noch zur Zeit kein bequemes erzeigen. Gestern hat man mir eins gezeigt, so abgelegen und schlecht ist, monatlich für 25 Thaler. — — — Die Unkösten aber sind gar zu groß, muß mich aber mit dem trösten, das einer auf der Tagsatzung, die uns nichts eigentliches berührt, Tags 10 Thlr. verzehrt. Wann es hier schon etwan auf's Halbe kommt, wird's — ob Gott will — nicht sogar unerträglich sein. Der Reis-Unkosten ist gar zu stark gewesen; wird sich vielleicht über 300 Thaler in allem anlaufen." — —

— — „Im Vertrauen zu melden, mich bedünkt, man trachte mehr einander mit sehr überflüssiger Pracht, als (mit) ragiones zu überwinden. Es ist nicht zu schreiben und sagen, wie alles hergeht; anhero unterschiedlich große Herrn Abgesandte nicht mehr bleiben können, sondern sich nach und nach fortpacken. Meines Theils möchte ich herzlich gern etlichen Herren die große Kurzweil, so allhier zu finden, gönnen; und wollte lieber (wann es Fried wär) meinem alten, baursamten (bäurischen) Stübli als dieser herrlichen, pompastischen Sachen abwarten. Allein Geduld! die wolle Gott verleihen! — — — Ich finde, daß man hier mit höchster Reputation und großem Nutzen der Eidgenossenschaft hätte handeln können, wenn man nur ein wenig des einen (einig) sein mögen. Aber was wir verachten, dadurch mehren sich andre Ständ sehr groß. — — — Ich bitte, er wolle unbeschwert seinem Herrn Vicino, meinem Herrn Oberst-Zunftmeister meinen willigsten Dienst und Gruß vermelden und den bitten, daheim das Beste zu thun und den Teufel nicht lassen Meister sein; so wolle ich — so viel Gott verleihen würde — allhier auch das meinige thun, und verhoffentlich unser Herrgott werde die Redlichkeit segnen, und alle Fuchsschwänzerei letztlich zu Schanden machen." — —

(Münster 1. Januar 1647). — — „Gott sei Zeuge, wann es über meinen Seckel ergienge, könnte ich mich nicht anderst halten. Wir sind noch keinen Tag samptlich auf fünf Maß Wein kommen, sondern allzeit darunter geblieben, weil er sehr theuer ist. — — In Summa, wer allhier ist und nicht seinen eigenen Koch halten kann, der ist sehr übel daran. Wann wegen des seltsamen, versalzenen Gefräßes, da alles im gesalzenen Butter gleichsam schwimmen muß, und man keinen anderen zuweg bringen kann, mich unser Herrgott vor schwerer

Krankheit behütet — habe ich Ursach, seiner Allmacht desto mehr und größeren Dank zu sagen. — — — Allhier steht es so, daß es vielleicht einem Theil Herren schwer fallen würde, der Commission abzuwarten, und ist bei weitem nicht so gut leben, wie sich wohl ein Theil Herren selbsten einbilden. Es wird ein Bürgermeister von Basel zu Münster sehr wenig geachtet; sonderlich wenn er zu Fuß im Koth herum spaziert, und oft etliche Stund, ja etliche Tag auswarten muß, ob er zur Audienz gelangen mag. Wann solche mit Müh zu Weg gebracht wird, giebt man sehr gute Wort; der Ausgang aber wird alles mitbringen." — — — —

(Münster 12. Jänner 1647.) — „Ich habe dieses im Bett geschrieben. — — Es wäre kein Wunder, wenn auch etwas vor 10 Jahren im Menschen gelegen, es bräche hier aus. — Es kann der Herr Schwager gedenken: es wird das Fleisch, etwa 10 oder mehr Pfund in zwei oder drei Stücken in ein Oehnig Kessel in ein Sodwasser, so wenig besser als Mistlauche ist, geworfen; dazu sieht niemand mehr; sondern wenn man es anrichten soll, so zeucht man das Fleisch — gesalzenes und frisches — heraus. — — Wer Suppen daraus fressen will, dem richtet man in eine Platte (weil sie keine Suppenschüssel haben) eine solche Brühe an, daß das Gesicht und der Gust (Geschmack) darüber erschrickt. Ich habe mit Zusprechen und Verheißen vermeint es zu verbessern, ist aber alles umsonst. Also habe ich gestern hin und wieder geschickt, und mich um etwas Herden- (irden) Geschirr beworben; die haben uns etlich Instrument, so Häfen sein sollen, gebracht, deren Form mit dem Land wohl übereinstimmt. Gleichwohl hab' ich mich auch um ander Wasser bewogen, und gestern in meinem Gemach so viel zuweg gebracht, daß ich wieder eine lautre und wohlgeschmeckte Fleisch-Brühe gekriegt, so mich herzlich erquickte. Ich habe darauf stracks die Aemter wieder ausgetheilt; der Corporal, so sich trefflich wohl haltet, hat die Oberhand; dem ist das Fleischkochen übergeben. Dem Hansen, auf sein inständiges Anhalten und beschehene Intercession, sind die Mehlsuppen — doch mit ausgedruckter Commination, daß er seine Sach verbessere — anvertraut. Dem Fritz bleibt, das Wasser zu sieden. Hoffe also, werde nunmehr alles künftig besser abgehen, indem wir dessen gestern einen feinen Anfang gemacht; indem der

Quartiermeister (oder Corporal) befehligt worden, zum Gersten-Wasser ein Loth Zimmet und ein halb Pfund Rosinli abzuholen; der also baldig ein halb Pfund Zimmet in langen Stangen oder Röhren und ein Loth Rosinli zurückgebracht, und es gleich baar bezahlt, und seine Commission trefflich wohl ausgerichtet zu haben sich vernehmen lassen. Allein Geduld! ich hoffe, wenn ihm kein Gewalt angelegt wird, noch etliche Stangen davon zu salviren; können damit vielleicht noch etliche gute Freunde auch ergötzt werden. Ich bitte um Verzeihung, daß ich den wichtigen Sachen auch zuweilen solche thorrechte untermische; es geschieht alles aus recht herzlichen Vertrauen." — — —

(25. Januar 1647.) — — „Heute habe ich schräpfen lassen. Der hat mir den Rücken mit einem zusammen getrüllten Lumpen so zerrieben und zerfetzt, daß ich zum dritten Mal zurückgegriffen, und gefühlt, ob auch noch etwas vom Fell vorhanden sei. Und hat im übrigen mit seinen großen gläsernen Ventosen, die er bald allezeit mit beiden Händen abdrücken mußte, und hernach mit der Lanze so gute westphälische Arbeit gemacht, daß ich's nicht zum zweiten Angriff kommen, sondern mich des ersten langsamen Hackens begnügen lassen will. Es ist mir diesen Tag (bei allem) was ich thue, (als) wolle der Bader wider an mich; dessen sich Hans trefflich bedient; denn so bald ich ihn ein klein vexiren und zu muthwillig sein will, sagt er (wie man's den Kindern mit den Kaminfegern macht): Währli (wahrlich) Herr, ich will den Bader holen. — Aber genug von diesem Narrenwerk." —

(26. März 1647.) — — „Ich armer Tropf bin unterschiedlich, wie erst verschienenen Sonntag von gar hohen Orten (inter nos! sonst würde es übel ausgelegt) ersucht worden, in gewissen Sachen zu interveniren, welches von vier unterschiedlichen Parteien schon geschehen; mit Andeutung, es werde nicht übel aufgenommen werden. — — Diesmalen habe ich's aller Orten abgelehnt. — — Ich bezeuge nochmalen (unter uns!) zum höchsten, daß die Eidgenossenschaft meines Erachtens eins der thorrechtesten und gröbsten Stücken eines gethan, so sie lange Zeit begangen. Denn wenn man uur den vierten Theil des Prachts, so die Holländer erzeigen, angewendet, und auch Leute, so sich in die Welt zu richten wissen, abgeordnet hätte:

so wäre es sehr hoch und wohl aufgenommen, und ein sehr großer Effekt dadurch zuweg gebracht worden. Aber leider heißt es — — bei den Klügsten: Man soll sich wohl bedenken; man möchte starke Zumuthungen bekommen. — — Man solle behalten, was man hat, und uns keiner fremden Händel beladen. Da doch durch das, daß man die Händ in den Schooß legt, und nur den Ruhm und wollüstig Pflegen will, es nicht heißt: Behalten, was man hat, sondern es ist der Weg des Verderbens. So ist auch das nicht: sich in fremde Händel gemischt, wenn man des Nachbars Haus hilft löschen. Item, da von eines eigenem Interesse gehandelt wird; es kann auch die erste Republik der Witzigen nicht viel Platz haben; weilen der ein Thor ist, der durch Zumuthungen sich verführen läßt. Es fordert wahrlich heutiges Tages die raison d'état viel ein anderes, als etwan nur ein Sempachern ausputzen zu lassen, und zum Vollirer zu tragen. — Gott erbarm sich unsers elenden Schweißes. Wann ich jünger und nicht so im Abgang wäre, möchte vielleicht diese Reise dem gemeinen Wesen so viel nicht schaden." — —

(Osnabrück $^{6}/_{16}$ Mai 1647.) — „Wann ich bedenke, wie ich beschaffen, daß ich allhier (inter nos) bald die zwei Drittel als ein Gefangener müssen zubringen — will von großen Schmerzen nichts sagen — daß ich so eine beschwerliche und von Tag zu Tag gefährlichere Reis vor mir und was ich bei Haus zu verhoffen habe — — so hätte ich wahrlich mehr Ursach als jemalen zu schreien und zu sagen: Herr, bleib bei mir; es will Abend werden! Welches zwar mein täglich Gebet; aber da etwas Ungeduld sich einmischen will, auch dieses mein Selbst-Zusprach ist, aus ohnzweifenlicher Ermahnung des guten Geistes: Halte dem Herrn und weigre dich nicht seiner Züchtigung. Tröstet mich dabei, daß es Leute, die wohl frömmer gewesen als leider ich bin, ja sogar unser Herr und Heiland Christus nicht besser in dieser Welt gehabt, dessen Nachfolger wir sein sollten. Wenn es nur nicht bei uns leider hieß, wie Paulus auch klagt: Das Gute, so ich will, thue ich nicht, und das Böse, so ich nicht will, thue ich. Wohlan es muß also mit dem bösen Fleisch, so unser ärgster Feind ist, gestritten sein. — — Es heißt wohl bei den Kindern Gottes: Es ist ein elend und jämmerlich Ding um das Menschenleben; liegt

es nicht immer im Streit? sind nicht seine Tage wie die Tage eines Taglöhners? Es geht zwar Fleisch und Blut sehr hart an; allein es will doch nicht anders als durch das Kreuz bewährt sein, es ist kein kräftiger Mittel als: Gott um seine Gnad und heiligen Geist zu bitten." — — —

(Osnabrück $^{13}/_{23}$ Mai 1647.) — — „Eben weil ich im Schreiben gestern gewesen, schickt Herr Salvig zu mir und begehrt mich zu besuchen; welches ich vermeint abzubitten und dem zuvorzukommen; ist aber ohnmöglich gewesen. Also ist er gleich darauf mit zwoen, innen mit Roth-Carmosin-Sammet ausgefütterten und außen am Corpore ganz vergoldeten Gautschen (Kutschen), mit ohngefähr 20 Aufwärtern und theils in seine Farb gekleideten Dienern erschienen, welche ich mit meinem unsehenlichen Comitat empfangen, und in's Wullenwebers-Stübli gleich dabei begleitet. Daselbsten habe ich ihn vermahnet, auf einen Sessel niederzusitzen, so nebenzu nur eine Lehne (ich bin übereilt worden, hätte sonsten die andere zur Erhaltung der schweizerischen Reputation auch weggebrochen) und ein blau, alt, schmutzig Wullenweber-Kissen aufgehabt, dadurch die Flock und etliche Federn herausgeschaut; welchen Apparat er ziemlich in's Gesicht gefasset, vor und ehe er sich recht bequemen wollen. Darüber ich auch meine Stell auf einem Sessel mit drei Beinen, so dieser Landen sehr gemein sein, underher eingenommen. Es sind Ihro Excellenz dick und schwer von Leib, und haben sehr übel auf dem Holze gesessen; wie sie denn solchen etliche Male gerutscht. Aber weil der Boden, so von grünen Eichen-Brettern belegt, so uneben und gebuckelt ist, daß einer kaum darauf gehen konnte, so hat es sich nirgend schicken wollen, sondern es sind nie mehr als zwei Füß vom Sessel, der gleichwohl vier gehabt, zum Boden zu bringen gewesen; und hat er also halber sitzen und halber schweben oder gigampfen müssen. Zwar hat er mich, der in Aengsten war, ziemlich wieder getröstet; denn als ich mich entschuldigen wollte wegen schlechten Losaments und daß Ihro Excellenz so übel akkommodirt seien, hat er etwas schmollend gesagt: er wisse wohl, daß man die Losament nicht mitführen könne. Id est — wie ich's verstanden: wenn nur das Sitzen besser akkommodirt wäre, so fragte er nach keinem köstlichen Zimmer. Dabei ist es nun verblieben; und hat gleichwohl

sich der gute Herr fast bei zwei Stunden bei mir geduldet, und in dem übrigen nicht allein große Offerten gegen löbliche Evangelische Orte der Eidgenossenschaft gethan, sondern auch in meinem Spezial-Begehren solche Consentement gegeben — — Hat mir dabei viel geheime Sachen wegen Frankreich, Baiern und andern erzählet und endlich wegen der evangelischen Religion einen vertrauten Discurs gehalten, wie vielleicht beide Religionen näher zusammen zu bringen, und alles Schmähen, Schänden und die Verbitterung abzustellen wäre; welches — hoffe ich — zu vielem Guten Anlaß geben möchte. — — NB. ist ohnnöthig, daß man dem Florian von obigem Part gebe; er möchte sonst nur sein Gespött darüber treiben." — —

(Münster 3. September 1647.) — — „Es ist vorgestern Hr. Herzog von Longueville auch über meine gethane Abbitte zu mir in mein Losament kommen, weil ich bis dahin nicht ausgegangen, und hat mir sehr frei und betraglich zugesprochen, und mich in meinem Leid getröstet. Auch darüber sich in ein so freundliches Gespräch eingelassen, daß ich mich verwundert; hat nicht allein mir von allem Parte gegeben, worauf ihre Sache mit Spanien und den Niederlanden beruhe, sondern hat sich auch so vieler Gnaden und Gunsten generaliter und particulariter anerboten, daß ich es nicht genug rühmen kann. Ihre Altezza haben sich bei $1^1/_2$ Stunden bei mir aufgehalten, von welcher ich übereilt worden; dahero sie mit einem dreibeinigen Sessel und fast mit Herrn Salvij Traktament müssen vorlieb nehmen. Ich habe kurz vor dem Abschied Ihro Durchlaucht unsern Zustand durchaus erzählt und — — — Der geantwortet: er könne zwar allhier und in dieser Commission in solchen Sachen uns nicht große Dienste leisten; da ihm aber unser Herr Gott wieder in Frankreich nacher Hof helfen sollte, wolle er es also gedenken, daß wir dahero guten Effekt verspüren sollten. — — — Obschon es kein baar Geld ist, so wird es doch gut sein, daß dergleichen hohe Personen unsers Zustandes wohl informiret seien, und da dann sich leicht schicken kann, daß künftig bei einer einzigen Occurenz solches bald alle Kosten wieder einträgt, welches Gott geben wolle. — — — Ich habe eine kleine Gautschen erhandelt, so mir ohngefähr an Hand gestoßen, theils weil mir sehr beschwerlich fallen würde, im Leid (in Trauerkleidern)

auf den Gassen herum zu laufen; insonders, weil mein Schenkel per forza auf will, und meine Reise gegen den Winter einfällt, da niemand weiß, was für Wetter es giebt, und ich ohne das keine Post zu Pferd mehr reiten kann. Und es sein auf allen Fall keine Gautschen um's Geld zu entlehnen, sondern nur schlimme Karren, da einer die Knie beim Maul halten und doppelte Kosten leiden muß. Ich bedarf keiner Pferde mehr weder (als) sonst; ich halte, daß allezeit auf diese Weise bei 100 oder mehr Thlrn. zu ersparen. Doch weil es bei uns ungewohnlich und eine große Pracht ist, achte ich nicht nöthig, was weiteres davon zu melden; — beschweren sich meine Herren, will ich ihnen schon einen Meister finden." —

Kurze Zeit nachdem die Schweiz auch durch die staatsrechtliche Anerkennung in die Reihe unabhängiger Staaten eingetreten war, nahmen die evangelischen Stände die ehrwürdige Stellung redlicher Vermittler zwischen zwei glaubensverwandten Ländern ein. — England, damals als Republik unter Cromwells diktatorischer Leitung, befolgte die Politik so vieler alter und neuer Republiken, welche die Freiheit für sich, für andere Länder eine mit dem Namen der Freiheit versüßte Knechtschaft wollen. In dem Kriege mit den Niederlanden hatte England neben der Vernichtung der Oranischen Partei die Auflösung der Holländischen Nationalität im Auge. Die evangelische Eidgenossenschaft sah dem Kampfe ihrer Glaubensgenossen mit Besorgniß zu, ermahnte in verschiedenen Schreiben zum Frieden, und sandte endlich den Stadtschreiber von Schaffhausen, J. Jak. Stockar nach England und Holland, um die Vermittlung der reformirten Eidgenossen anzubieten. *) — Stockar wurde in England wie in den Niederlanden mit großer Achtung aufgenommen und blieb, bis der Friede 5. April 1654 wirklich zu Stande kam. —

Mit einem einzigen Diener, Oechslin, trat er (20. Februar 1653) die Reise an, ging von Basel nach Hamburg, von dort nach Bremen und Dünkirchen, von wo er nach England übersetzte. Vor acht Gliedern des englischen Staatsrathes hielt er seinen lateinischen Vortrag:

---

*) Die Aktenstücke und Stockars Bericht befinden sich in der Helvetia I. Band 4s Heft.

„Obschon — sprach er — die Helvetische Nation sich nie gern in fremde Angelegenheiten mengte, sondern mehr darauf sah, wie sie das, was ihr der Höchste durch den Fleiß und die Tapferkeit ihrer in Gott ruhender Voreltern bescheert hat — wie sie dies erhalten und auf die Nachkommenschaft fortpflanzen möchte: so wirkte dennoch die Zuneigung und Liebe, welche Christen des nämlichen Glaubens einander erweisen sollen, so viel bei meinen Gn. Herrn, daß sie auch am Unglücke anderer Nationen Theil nehmen, und ihnen gerne rathen und helfen möchten. — — — Diejenigen, die sich zu Christi Namen und Sanftmuth bekennen, haben darauf zu achten, daß sie auch ihre gerechte Sache mit Sanftmuth vertheidigen, und nicht ihren Leidenschaften freien Lauf lassen. Denn es ist wahrlich oft besser, einen kleinen Schaden mit Geduld zu tragen als mit großer Gefahr viel gewinnen. Da nun schon die Natur uns diese Vorschrift giebt, wie viel mehr sollen w i r Sanftmuth und Frieden lieben, die wir in Einen Leib zusammengefügt sind, Einen Glauben, Eine Hoffnung und Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen haben. — — Glieder Jesu Christi geben das grausame Trauerspiel vor den Augen und zur Hülfe der Antichristen. — Unsre Gegner werden hievon Anlaß nehmen, unsre wahre, rechtgläubige Religion zu schmälern, als wenn sie einen schwachen oder gar keinen Grund in der christlichen Liebe hätte. — — — Euer gröster und herrlichster Sieg wird d e r sein, wenn Ihr euch selbst überwindet und vor aller Welt bezeuget, daß Ihr mehr auf Frieden und Eintracht sehet und denket als auf Vergrößerung Eueres Ansehens durch das Blut Eurer Nachbarn und Brüder.“ — — —

Als Stockar einen Ruf erhielt, nach Hause zurückzukehren, bemühten sich die Engländer und noch dringender die Holländischen Gesandten, ihn zu längerem Bleiben zu vermögen, um die Vermittlung nicht zu unterbrechen. Dies geschah. — Cromwell erkundigte sich bei Stockars erster Audienz genau nach der Verfassung der Schweiz und nach einer Schrift, die davon handle; Stockar sandte ihm darauf Simlers Buch *) in's Haus. Bei einer spätern Unterredung mit Cromwell (25. Januar 1654) äußerte sich dieser: „Die Vorstellungen Eurer

*) De Republica Helvetiorum libri duo, auctore Josia Simlero.

Republik haben nicht wenig für den Frieden mitgewirkt. Versichert Eure Herren Prinzipalen, daß sie unter den Mächten in Europa keine besseren und aufrichtigeren Freunde habe als die englische Nation. Zeigt uns nur die Gelegenheit an, wo wir Euch dienen können, und Ihr sollt erfahren, daß meine Worte keine leeren Complimente sind. Zwar wissen wir, daß Gott und die Natur Euch in solche Gegenden und Orte gesetzt und Euch solche Macht gegeben hat, daß Ihr Euch gegen mächtige Feinde vertheidigen könnt; da wir aber besorgen, daß Ihr bei einem Religionskriege zuerst einen Angriff erleiden müßtet: so möchten wir vernehmen, wie wir Euch dann beistehen können. —— Die Feinde, von denen Ihr am meisten zu befürchten habt, sind außer dem vereinten Hause Oestreich und Spanien, Frankreich. Um den Angriff von Euch abzulenken, haben wir Mittel genug, und können ihnen auf alle Fälle ein kräftiges Halt! in den Weg legen. Sind Euch andre und beßre Mittel bekannt, so laßt sie uns bei Zeiten wissen. Das erste und beste Mittel wäre wohl, wenn die drei Republiken, Schweiz, England und Holland in vertraulichen Briefwechsel mit einander träten, um diesen und andern Gefahren zu begegnen." ———

Als Stockar den Abschluß des Friedens nahe wußte, verließ er England; als Anerkennung seiner Bemühungen sandte ihm der Protektor Cromwell 200 Pfund Sterling, und gab ihm zur Ueberfahrt nach Holland ein Kriegsschiff von 36 Kanonen. Von den Engländern im allgemeinen giebt der schweizerische Vermittler eine Charakteristik, die noch jetzt passen möchte: „Obgleich die Engländer wegen des herrlichen Landes und des Reichthums, so sie besitzen, als auch wegen ihres Leibes Schönheit von Natur etwas hochmüthig sind, und andre Nationen nicht groß achten: so können doch diejenigen gut mit ihnen umgehen, welche ihnen Ehr' anthun, und in allen Verhandlungen ohne Complimente treu und offenherzig sich gegen sie benehmen; daher die Franzosen, denen es an dergleichen Tugenden mangelt, selten mit ihnen zurecht kommen können. —— Uebrigens ist mir auch von der ganzen Nation viel Ehr und Freundschaft erzeigt worden, indem nicht nur die vornehmen, sondern auch die gemeinen Leute sich hoch verwunderten und es lobten, daß die Schweizer, die so fern von ihnen liegen, und weder Handel noch sonst viel Verkehr mit ihnen

haben — aus bloßer Liebe zur Religion und aus Eifer für das gemeine evangelische Wesen zu ihnen kommen und sie mit ihren Gegnern zu versöhnen suchen.“

Von seiner Ankunft in Holland erzählt Stockar: „Als wir um Mittag zu Rotterdam ankamen, wollten sie uns in kein Wirthshaus gehen lassen, sondern zwangen uns, mit ihnen auf dem Schiffe zu speisen, wobei sich mehr als 2000 Menschen nach und nach auf der Schifflände versammelten, welche — wie sie sagten — die redlichen Schweizer sehen wollten. — — Als ich im Haag in die Versammlung der Generalstaaten eintrat, standen alle Deputirte, deren ungefähr fünfzig waren, von dem Tische auf, und empfingen mich mit einer Reverenz. Hierauf ersuchte mich der Herr Präsident, mich auf einen Sessel niederzusetzen, der in der Mitte des Tisches stand, und sonst nur den königlichen Ambassadoren angeboten wird.“ — Nach dem Abschlusse des Friedens beschenkte der Ceremonienmeister unsern Gesandten mit einer goldenen Kette (1200 Gulden an Werth) im Namen aller sieben Provinzen.

Wenn jemals, so hat in jener Vermittlung die reformirte Eidgenossenschaft beurkundet, wie unschuldig und vom reinsten Christensinne geleitet ihre Politik gegen das Ausland gewesen.

Mit edler Theilnahme suchte die reformirte Schweiz das Schicksal ihrer verfolgten Glaubensgenossen in den Piemontesischen Thälern zu mildern. Der Herzog von Savoyen hatte (1655) beschlossen, den größten Theil seiner reformirten Unterthanen auf fünf Orte zu beschränken, wo für sie augenscheinlich nicht Raum genug war. In der Januars-Kälte mußten sie auswandern; aus den Einöden, wohin sie sich zurückgezogen hatten, kehrten viele wieder in die verlassene Heimath zurück. Nun schritt der Herzog gegen sie als Empörer mit bewaffneter Macht ein, und fand Widerstand; es kam zum Blutvergießen. Schon im Februar 1655 hatten sich die evangelischen Cantone schriftlich beim Herzoge für ihre Glaubensgenossen verwendet; im Mai erschien als ihr Abgeordneter der Oberstwachtmeister Wyß von Bern zu Turin; aber umsonst waren seine Bemühungen. Die reformirte Schweiz stellte für die Verfolgten einen allgemeinen Bettag an; ja man vergaß sich auf einer Tagsatzung bis zu der Frage, deren Grund allerdings ein edler war: „Ob man nicht alle Savoyer im Gebiete der reformirten Cantone des

Landes verweisen, und ihr Gut zur Erquickung der Bedrängten einziehen solle?“ *) — Unter Jakob Fayer und Josua Javanelle führten die Waldenser den Widerstandskampf fort, bis endlich durch eine neue schweizerische Gesandtschaft und durch Frankreichs Dazwischenkunft ein Vergleich geschlossen wurde, welcher den Reformirten Amnestie, Aufhebung alles Arrestes u. a. zusicherte.

Auch während der von Ludwig XIV. unternommenen Verfolgungen der Reformirten (oder Hugenoten) in Frankreich zeigte sich die Gesinnung der schweizerischen Glaubensverwandten in bestem Lichte. Von einer förmlichen Bittschrift an den König wußte der französische Gesandte zwar die reformirten Cantone abzuhalten; doch wurde für die Verfolgten öffentlich gebetet und gesteuert. Nach der Aufhebung der Edikte von Nantes und Nismes (1685) flohen die Hugenoten in großer Zahl nach der Schweiz. In ihrer Bittschrift an die evangelischen Orte **) bemerken sie: „An Euch schickt uns die große Anzahl der Gläubigen, die — aus allen Gegenden von Frankreich verjagt — in dem Schooße der Eidgenossenschaft so huldreiche Zuflucht gefunden. —— Keineswegs wollen wir den ganzen Umfang unsers Elendes schildern; nur das Eine und Andre berühren wir kurz. Jenes Blutbad am Bartholomäus-Feste kommt noch in keinen Vergleich mit dem Schicksale der jetzigen Protestanten in Frankreich. Unsre Brüder übergiebt man der Mordlust der Dragoner, jener Werkzeuge des rothen Drachen, der ihnen seine Wuth einhaucht. Bei Fünfzig und bei Hunderten dringen diese Unmenschen in die Wohnungen, rauben oder verbrennen das Geräthe, verkaufen die Güter und Häuser an Abtrünnige, schleppen die Hausgenossen bei den Haaren und unter Geiselhieben zur Messe; sie schieben sie in Säcke und rollen sie so die Treppen und Straßen auf und ab; hängen sie in Schornsteine, bis ihnen das Feuer auf dem Heerde die Knöchel versengt; sie gießen ihnen Wasser ein, bis sie zerbersten, siedendes Oel, das ihre Eingeweide zerreißt. Sie braten sie an langsamem Feuer; sie durchbohren ihr Fleisch mit spitzigen

---

*) Leonhard Meisters Helvetische Geschichte während der zwei letztern Jahrtausende oder von Cäsar bis zu Bonaparte. II. 42.

**) Waldkirch II. und Leonh. Meister II.

Nägeln; kurz, es giebt keine Höllenqualen, die man nicht gegen sie ausdenkt. Durchaus vertilgt blinder Religionseifer jedes Gefühl der Menschlichkeit und des Anstandes. — — — Die Frauen und Töchter sperrt man in Klöster; man schlägt sie mit Ruthen, schreckt sie im Schlafe auf; wenn sie niedersinken, sticht man sie mit Nadeln und zwingt sie zum Tanze; man läßt sie nicht ruhen, bis sie sich zum Abfall verstehn, oder bis ihre Sinnen verrückt sind. Haufenweise retten sie sich in Waldungen und Felsenklüfte; sie sterben vor Hunger und Frost. Andere ertappt man auf der Flucht, und wirft sie auf die Galeeren oder in's Gefängniß. Nichts desto weniger ist es vielen Tausenden gelungen, sich über die Grenzen zu retten. Da ihre Zahl in der Eidgenossenschaft täglich überhand nimmt, so besorgen wir, Euch beschwerlich zu fallen. Darum bitten wir Euch um Empfehlung an andere protestantische Staaten und um Unterstützung zur ferneren Wanderung." — Ihrer Bitte wurde entsprochen; mehrere Tausende ließen sich in der Schweiz nieder.

Auf Frankreichs Anstiften hatten auch in Piemont neue Verfolgungen der Protestanten begonnen, so daß abermals eine eidgenössische Gesandtschaft erschien (1686); Caspar Muralt von Zürich und Bernhard Muralt von Bern; doch ohne Erfolg kehrte sie zurück; nach einer verzweifelten Gegenwehr der Verfolgten entschied sich der Kampf zu Gunsten des Herzogs. Die Fürbitte der Eidgenossen verschaffte den Unterdrückten größtentheils die Erlaubniß der Auswanderung; 1687 kamen sie in unserm Vaterlande an; in Deutschland suchten schweizerische Abgeordnete einen Aufenthalt für sie auszumitteln. Allein nur ungern wollten sich diese Unglücklichen dazu verstehen, so fern von ihrer Heimath weg zu ziehen. Viele schafften heimlich Waffen an, und suchten in die Heimath zurückzukehren; allein die Walliser wiesen sie zurück. Schon zeigten die Katholiken solchen Unwillen, daß die reformirten Orte endlich an die Entfernung der unruhigen Piemontesen denken mußten. Sie ließen sich in der Pfalz nieder. Dort aber faßte ihr Prediger und Anführer, Heinrich Arnaud, den Entschluß, seine Landsleute wieder in die geliebte Heimath zurückzuführen; ihrer waren bei 1700, als sie in der Schweiz ankamen. Als die nöthigen Erkundigungen eingeholt waren,

sammelten sie sich in der Stille in den Waldungen zwischen Nyon und Rolle. Unter Arnaud schiffte der größere Theil über den Genfersee (August 1689); in guter Ordnung rückte die Colonne durch Savoyen vor; wo sie Widerstand fand, schlug sie denselben zurück. Mit welchen Empfindungen erblickten sie auf den Höhen des Sci zum ersten Male wieder die heimischen Thäler! — Gegen die Savoyischen Truppen behaupteten sie sich, dagegen brachten französische Heere schwere Bedrängniß über sie, bis sich der Herzog (1690) ihnen wieder näherte, als ihn seine Politik von Frankreich trennte.

Eine andere piemontesische Colonne, an die sich auch Franzosen und Schweizer angeschlossen, brach unter dem Neuenburger Bourgeois in Savoyen ein; auf die Abmahnung Berns achtete Bourgeois nicht. Schwer mußte er diesen Schritt büßen; denn als der Zug mißlang, wurde Bourgeois bei seiner Rückkehr zu Nyon gefangen genommen, und auf Befehl der Bernerischen Regierung hingerichtet.

Später, als sich Savoyens Politik wieder verändert hatte, erhielten die Waldenser den Befehl, bei Lebensstrafe binnen zwei Monaten das Land zu verlassen (1698). So war von neuem die reformirte Schweiz ihre Zuflucht, bis anderswo die erwünschte Aufnahme ausgemittelt war. Für ihre Verpflegung und Weiterreise brachten die reformirten Cantone große Opfer. In dem einzigen Canton Bern befanden sich außer diesen Piemontesen noch mehr als 6000 französische Flüchtlinge. Innert 27 Jahren (1683—1710) hatte Zürich beinahe eine halbe Million Gulden (425,545) an die Flüchtigen verwendet *).

---

*) Nach der Rechnung des Zunftmeisters H. Heinrich Scheuchzer, bei L. Meister II. 217.

Sechzehnte Vorlesung.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts blieb die Stellung der Schweiz zum Auslande nicht minder gefährdet als während des dreißigjährigen Krieges; nur kam jetzt die Gefahr von einer andern Seite her. Es war die Zeit Ludwigs XIV., also die Zeit all' der Tendenzen, die sich an die Erinnerung jenes Namens knüpfen. Ludwig XIV. und seine Zeit repräsentiren eine Politik, deren Herrschaft und deren Folgen eine große Schuld an den Grundgebrechen der Gegenwart tragen. Der Nerv jener Politik giebt sich als einen von der höheren Idee losgerissenen, vereinzelten Verstand zu erkennen; ein Verstand, der in seiner Selbstbeschränkung einen Schein des Wahren täuschend hervorbringen kann, und allezeit darum insbesondere von vielen Menschen zum Leitstern gewählt wird, weil auf diesem Standpunkte alles plan und klar scheint, während zugleich eine gewisse Art von Unternehmungsgeist dabei seine Rechnung findet. Diese Planheit und Gemeinverständlichkeit wird dieser Politik um so leichter, weil sie alles Tiefere und Edlere, alle höheren Motive des Lebens hintansetzt, ja völlig ignorirt und — wo sie es vermag — sie vernichtet. Es ist dies die Gewaltherrschaft des Egoismus, in raffinirter Umhüllung zum Bewußtsein erhoben; als solcher ist er in seinem innersten Wesen jeder eigenthümlichen Entfaltung des Lebens abhold, und bringt je den schönsten und mannigfaltigsten Erscheinungen, weil ihre Quelle aus dem Gebiete selbstständigen und ursprünglichen Wesens herfließt, Abzehrung und Untergang. Nicht als ob damit gesagt wäre, diese Politik stehe stets im Gegensatze aller geistigen Cultur und aller Anerkennung der Religion; nein, vielmehr zeigt die Geschichte, daß jene Politik nicht selten gerne in der Eitelkeit geistreicher Bildung und in dem Schimmer religiöser Würde einherschreitet. Allein dies

sind nur die Spolien, die sie ihren edeln, erschlagenen Gegnern abgenommen hat; denn wohl mag sie die glänzendsten Phänomene der Cultur in ihren Dienst ziehen, wohl mag sie mit Sorgsamkeit die Schalen und den Firniß der Religion pflegen und schmücken. Aber diese geknechtete Wissenschaft, diese der Abnutzung preisgegebene Religion haben von dem Augenblicke an, wo sie jenem Despotismus (Einzelner oder des Pöbels) sich preisgaben, ihre Unschuld und Reinheit verloren; auch entgehen sie nie dem Fluche, der auf eine solche Erniedrigung gesetzt ist: ihre innere Lebensquelle versiegt, und in kurzem werden sie zur entnervten Tradition hinabsinken, dem ersten Stoße der Zukunft unterliegend. Jener Politik, von der wir sprechen, ist es darum — vielleicht durch einen gewissen Instinkt ihrer Natur — nicht verborgen, daß Wissenschaft und Religion in ihrer edlern Gestalt ihr fremd, ja vom Kern heraus entgegen und überlegen sind. Es geschieht daher zu ihrem wohlerkannten Vortheile, wenn sie einen Pesthauch über den Boden verbreitet, wo die geistigsten Blüthen und die edelsten Schöpfungen des Gemüthes gedeihen könnten.

Seit dem Entstehen christlicher Staaten in Europa haben zwei Motive sich vorbereitet, aus denen eine europäische Politik von der großartigsten Anlage und einem wahrhaft erhebenden Gehalte erwachsen konnte. Einmal hatten zu jener Zeit die religiösen Interessen in der Unabhängigkeit der Kirche ein unantastbares Gebiet gefunden, und konnten von hier aus in die Schicksale der Völker weit eher ein Wort mitsprechen, als wenn sie von den Mächtigen — wie später geschah — bloß als eine untergeordnete Ziffer mitgerechnet wurden. Selbst noch Höheres wurde durch diese Selbstständigkeit der religiösen Welt in der gesammten christlichen Kirche erreicht; die Religion, welche ihrem Wesen und Ziele nach über dieser Welt und allen bloß endlichen Bestrebungen stehen soll, hatte in jener Kirche eine Stellung errungen, wo sie die hohe Mission einer Völker-Hirtin erfüllen konnte; sie stand sammt ihrem Oberhaupte in der öffentlichen Meinung über den Völkern, über den Fürsten, über aller weltlichen Politik. Und über denselben mußte sie stehn, wenn sie bei denselben einen segensvollen Einfluß üben wollte; denn nur so war sie im Stande, dem in sich zerrissenen und gegenseitig sich auflösenden Treiben

bloß selbstischer Bestrebungen ein gemeinsames Ziel würdigerer Thätigkeit entgegen zu halten, woran die edelsten Kräfte der Zeit erwachen oder sich entwickeln konnten. Nur so war sie ferner im Stande, dem Despotismus der Mächtigen wie der Willkür der Untergebenen entgegen zu treten; zwischen ergrimmte Kräfte das Hirtenwort des Friedens zu stellen, und dem Aufstreben großer Naturen, die in untergeordnete Lebenskreise verbannt gewesen, in ihrer Mitte eine befriedigende Bahn anzuweisen, wodurch sie nicht nur den Staat vor dem gefährlichsten Gährungsstoffe sicherte, sondern die Menschheit förderte und hob. — Um das Gesagte zusammenzufassen, so hatte die europäische Politik jener Zeit in der damaligen Stellung der Kirche ein hohes Ziel und eine wohlthätige Schranke; ein hohes Ziel, denn zuweilen gieng ihr Streben auf eigentlich ewige und heilige Interessen, und ein bloß thierischer Berechnungstrieb wurde mächtig danieder gehalten; eine wohlthätige Schranke; denn das Heiligste im Menschen bedarf einer Garantie gegen das Schalten und Walten einer verzehrenden Selbstsucht.

Noch haben wir von einem zweiten Motive gesprochen, wodurch das Wesen damaliger Politik bedingt wurde: dies ist das germanische Kaiserthum. Im deutschen Kaiser erkannten Millionen den Stellvertreter göttlicher Ordnung auf Erden; an ihn knüpfte ein Pietäts-Verhältniß das Gemüth der Völker; in Einer Person lag gleichsam verkörpert der aufbauende Glaube vor aller Augen, daß auch die weltliche Gewalt von einer noch höheren herrühre, und in ihr wie ihre Begründung, so ihre Zucht finde. So war in der Stellung des Kaisers und der von ihm abhängigen Fürsten eine naturgemäße Gliederung, wie eine wohlthätige, gegenseitige Beschränkung gegeben. Und so läge es denn am Tage, daß die europäische Politik des Mittelalters von der weltlichen wie von der kirchlichen Seite her einen doppelten, heilsamen Einfluß erfuhr: eine höhere Aufgabe, eine bezähmende Schranke.

Wir mußten jene frühere und — wer wird es läugnen? — edlere, der Menschheit würdigere Politik näher bezeichnen; damit Sie um so besser den Abstand von der Politik bemerken möchten, die unter Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreichte, und seinen Namen tragen sollte. — Jene zwei Motive, welche

das Mittelalter vor dem Versinken bewahrt hatten, waren nun aufgelöst; der faktische wie der moralische Einfluß des Kaiserthums war beinahe zur Nullität herabgesunken; die Kirchengewalt war ihrer eigenen Entartung unterlegen, und durch die Reformation auch noch formell aufgelöst; nach einem neuen großartigen Aufschwunge der katholischen Kirche erlag sie abermals dem Schwergewichte ihrer Verweltlichung; so daß sie sich zuweilen bis zur Unterdrückung ihrer reinsten Regungen vergessen konnte. In jener Zeit also, wo die beiden Pole des Mittelalters und seiner höhern Interessen gefallen waren, trat an die Stelle von Kaiserthum und Kirchengewalt die französische Politik, die unter Heinrich IV. und noch mehr durch Richelieus allgewaltiges Eingreifen sich zur höchsten Bedeutung erhob; bei der europäischen Erschlaffung nach dem dreißigjährigen Kriege fiel es Ludwig XIV. nicht schwer, dieselbe Stellung in noch größerem Umfange geltend zu machen; jener europäische Einfluß fiel ihm wie eine reife Frucht in die Hände.

Doch schwer würde uns die Erwartung täuschen, daß jener segensreich einst durch Kaiserthum und Kirchengewalt bedingte Einfluß nun auch von der französischen Politik gewürdigt und ersetzt worden wäre. Vielmehr war nun die Zeit gekommen, da eine von allen religiösen und sittlichen Schranken abgefallene Politik sich auf den Thron erhob. Ein einziges Gesetz sollte nun als Alleinherrscher walten; nicht dasjenige, welches mit göttlicher Schrift in unser Herz aufgezeichnet ist; auch nicht jenes, das zum Frieden erschienen ist, als die Zeit erfüllet war; nein, jenes Gesetz, welches von heidnischem Eigenwillen geboren, von der Selbstsucht groß gezogen wird; wirklich in Sünden empfangen und geboren. Diese Politik ist eine Feindin der Menschheit; Vernichtung ist ihr Athem, ihr Herzblut ist Verwesung; unersättlich ist sie und unbefriedlich, weil sie durch den innern Drang ihres Wesens krampfhaft stets nach außen getrieben wird. Ausschließliche eigene Geltung bis zur Vernichtung aller andern Potenzen — ist demgemäß ihr Ziel; die Lockungen sinnlicher Genüsse, der Ueberdrang materieller Gewalt, alle Ränke der Heuchelei und des Truges — das sind ihre Mittel. — Man hat diese Politik oft Despotismus genannt, auch wohl Macchiavellismus, andere haben das edlere „Aristokratismus“ damit entehrt; wir dagegen nennen sie

hier und in Zkunft: französische Politik. Nicht etwa, als ob sie bloß in Frankreich vorgekommen wäre; nein, nur weil sie damals dort zur Herrschaft gekommen und von dort ausgegangen ist. Sonst aber halten wir dafür, daß sie in allen Regierungsformen vorkommen kann, eben weil sie selber nicht eine Form, sondern Geist ist, und weil die Abtrennung von allen göttlichen und sittlichen Beziehungen wiederum nicht einer gewissen Art und Form eigenthümlich ist, sondern auf der totalen Verfassung des Gemüthes beruht. — Nennt man diese Politik Aristokratismus, so geschieht es in dem schlau berechneten Interesse einer gewissen Tagesmeinung, welche alles Gehässige und Eigenmächtige mit jenem Worte zu bezeichnen liebt. Allerdings giebt es überall, auch in den besten Aristokratien, eine Fraktion jener Art, welche ich französischen Aristokratismus nennen möchte; er wurzelt in der Frivolität der Gesinnung, in der revolutionären Verfassung des Herzens, in dem Uebermuth eigenen Vermögens — stets in der trübsten Selbstsucht des Ziels. Diese Art von Aristokratismus würde unter den erforderlichen Umgebungen sich eben so leicht in ein demagogisches Zerrbild umgestalten; während der reine Aristokratismus durch keine Demüthigung zu dieser Befleckung sich erniedrigt.

Ein Merkmal ist jener französischen Politik überall gemein, mag sie nun im Gewande des Despotismus, des Radikalismus oder irgend einer Mittelgestalt auftreten — dies ist eine Selbstvergötterung ohne Maß und Ziel. Getäuscht durch eine gewisse Consequenz ihres kahlen Verstandes und gefangen durch eine Herzens-Leerheit, die eines freiern Aufblickes unfähig ist — in dieser Beengung und Armuth dünkt sie sich im ausschließlichen Besitze der allein gültigen Wahrheit, womit, wie sie sich ausdrückt, einzig im Leben etwas auszurichten sei. Dies ist der sogenannte Weltverstand, der sich in den Salons der Geistreichen und der Tonangeber wie an den Gelagen der Wühler, überall mit demselben Rechte und demselben Uebermuthe breit macht. Schaamroth wird diese hochmüthige Jämmerlichkeit verstummen müssen, sobald nur eine getroste, auf Gott gerichtete Gesinnnng ihr fester in's Auge schaut, und ihr die Larve abzieht, hinter welcher sich eitel Todtengebein verborgen hatte. — Mit erschütternder Wahrheit gilt auch von dieser Politik das

Wort: „Da sie sich für weise hielt, ist sie zum Narren geworden.“

Ludwig XIV. also war es, dessen ganze Regierungszeit ein fortlaufender Ausfluß aus der trüben Quelle jener unseligen Politik war; er hat das Losungswort ausgesprochen zu dem großen Abfalle, dessen Vergiftung theilweise noch in den Adern unserer Zeit fließt. — Keine Gewaltthat, keinen Trug verschmähte er, wenn er dadurch schneller an sein Ziel gelangen konnte; wie man einen Wurm zertritt und seines Krümmens nicht achtet, so trat er auf wohlerworbene Rechte, auf heilige Verpflichtungen; so trat er auf den Fortbestand eigenthümlichen Lebens und auf die besten Gefühle der Menschheit; so mordete er die Creatur Gottes, als Einzelwesen oder Gemeinwesen; gleichviel! wenn nur das Opfer seinem Götzen fiel.

Auch die Schweiz konnte einem solchen Treiben nicht unbewegt zusehen; wenn gegen alle Verträge Hochburgund erobert, wenn mitten im Frieden die befreundete Reichsstadt Straßburg weggenommen wurde; wenn der ungerechteste Krieg Holland mit dem Untergang bedrohte; wenn das schamlose Treiben der Reunionskammern frevelhaft in den gerechtesten Besitz eingriff — konnte die Eidgenossenschaft von einem solchen Nachbarn Gutes hoffen? mußte sie nicht bei gegebenen Umständen eben so gut das gierigste Verschlingen erwarten?

Schon früher hätten die Eidgenossen wiederholt Anlaß gehabt, sich gegen Frankreich wegen Verletzung von Verträgen zu beklagen; so z. B. erzählt uns Zur Lauben ein Beispiel von der Behandlung unserer Truppen in französischem Dienste, das in unsern Annalen nicht eben glänzen wird: Als im Juli 1635 die schweizerischen Garderegimenter im französischen Lager bei Saarbrück wahrnahmen, daß man gegen Mainz marschire, und sie vielleicht über den Rhein gehen müßten, so erklärten sie dem kommandirenden Cardinale de la Valette, daß dies gegen die Verträge der Schweiz mit Oestreich wäre und deshalb zu Hause bestraft würde; sie bäten also um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Umsonst versuchte der Cardinal die Ueberredung durch freundliche Worte; er schickt daher den Offizieren ohne weiteres den Befehl zum Aufbruche mit der Drohung, sie in Stücke hauen zu lassen, falls sie nicht gehor-

chen wollten. Dies wirkte so viel, daß nun die Schweizer ohne Widerrede mitzogen. Diese Verletzung blieb ungeahndet.

Doch fehlte es in keinem Rathsaale an Männern, die sich über Frankreichs Einfluß nicht täuschten, und denselben entweder gänzlich zu entfernen oder (wie andre wollten) durch Begünstigung einer Faktion in Frankreich zu lähmen suchten. Schon im vorigen Jahrhunderte zog eine ziemliche Zahl reformirter Schweizer den Protestanten in Frankreich zu. Interessante Andeutungen finden sich im Berichte des Hans Rudolf von Erlach *); er schrieb als Gesandter von Bern in Frankreich 1615 an seinen Gevatter, General Wyß in Bern: „Es ist ein armselig Ding, daß wir der Ambassadoren faule Frücht in der Eidgenossenschaft täglich gspührend, daß sie anders nüt nützend als ußzuspähen, was verhandelt wird, und Divisionen unter uns anzurichten. Glychwohl werdent solche Leut von etlichen auf das höchst gelobt, und von des verfluchten Gälts willen schier adorirt. Wir sind uff einem Weg, den wir allbereits gebahnet, diewyl die Eidgenossen ihnen nicht selbs helfen wöllent, daß sölliches von hinnen beschehen muß, und wollend den Ambassadoren solche Possen machen, daß ihnen ihr Autorität gwüß, gwüß dermaleinst soll diminuirt werden, darzu mangelt aber noch Zeit und Geduld.“ — Dann beklagt er sich, daß man ihm die Bernerischen Angelegenheiten nicht schreibe, so daß er sie von andern Gesandten vernehmen müsse, statt daß er durch ihre Mittheilung das Zutrauen der andern gewinnen könnte **): „Es ist ein Armuth, wann einer gern sein Bestes thät, und die Reputation der Stadt Bern, so in der Eschen (Asche) gelegen, gern wieder uffbrächte; so entzücht man ihm die dahin gehörenden Mittel.“ Ausnehmend lobt er das Benehmen der andern Gesandten: „Und aber fürnehmlich von dem Englischen, der uns haltet und traktirt, als wann wir seines glychen und könnte mehr nichts von ihme begehrt werden.“

---

*) Er war von 1604 bis 1610 Landvogt in Milden und starb 1628 an der Pest. — Geschlechts-Rodel der Familie Erlach in Spietz.

**) Alles dies findet sich in der betreffenden Correspondenz im Archive zu Spietz.

An Herrn Grasser von Basel schreibt derselbe: „Ich hab mit Verwunderung vernommen, daß man so große Ehr dem Castille (französischen Gesandten) in Basel erwiesen, als wann er ihr Oberherr und Basel seine Unterthanen und ist zu bedauern, daß solliches allein etlich wenige Personen zuwegen bringen, und ein freie Republik zu Basel durch sie also verkleinert wird; daß doch die Stein oder das Pflaster uff der Gassen sich nicht bald wider solliche Leut erheben, wann es die Menschen nicht thun wöllent. — — Alle ehrliche Leut beider Religion ärgern sich darob, daß die Eidgenossen sich so gar erniedrigen, und uns freie Leut zu Leibeigenen ergeben, und muß also ein ganzes Land den bösen Namen tragen von drei oder vier Personen wegen, so von des verfluchten Gythes (Geizes) willen Geld empfangen. Iseli hat allhier zu Paris in Beisein ehrlicher Leuten die greulichste Juramenta gethan, wie er sich dem Vaterland zu gutem erzeigen, und alle bösen Bubenstück, so die Ambassadoren gebrucht, offenbar und gemeiner Eidgenossenschaft an Tag geben wollt. In Summa er hätt nichts Bessers aus seinem faulen und falschen Herzen sagen können. Er hat mich aber nie betrogen ꝛc.“

Welche Partei Erlach in Frankreich nahm, sieht man unter anderm aus Folgendem: „Dann der Prinz von Condé mit andern Fürsten dieser gächen Abreis gar malcontent; und sehen alle Verständige, daß die Königin mit ihren schädlichen wenig Räthen die Sach eher zu einem Krieg ziehen dann reformiren wolle. . . . Die Leidenschaft des Königs und die Ambition des d'Esperon haben sie zu dieser Reise bewogen. . . Es ist höchstnothwendig, daß man in diesem Fall und in diesen Unruhen der Königin keine Eidgenössische Hülf, fürnämlich die Religionsgenossen, geben; wyl sölliches alles wider den König und die Kron Frankrych, welche man dem Spanier verkaufen will, angesehen. . . . Neben dem so ist gewiß und wahrhaft, daß zwischen der Königin und dem Spanier ein sonderbarer Traktat gemachet, daß sie nach zogenem Heurath mit gemeiner Hilf die Evangelischen uß Frankrych vertriben und wo möglich gar ußrüten wöllend. Wer wollte dann Hilf darzu leisten?“ . . . Dieser Brief Erlachs war in die Hände des französischen Gesandten in der Schweiz gerathen; entrüstet beklagte er sich über Erlach, und verlangte: „Eine exemplarische

und leibliche Abstrafung über gesagten von Erlach und Willending, die der Qualität ihrer Missethat und der Dignität eines so großen Königs auch der starken Bündniß gemäß sei.“ — Weiter klagt er: „Seit die Gesandtschaft in Frankreich angelangt, hat sie nie aufgehört, die schwachen und zu der Rebellion geneigten Geister mit allerlei Geschwindigkeiten anzureizen.... Es hat aber Ihrer Majestät Güte und Bescheidenheit lieber gefallen, diese Abstrafung Euch (dem Rathe zu Bern) hiemit heim zu setzen.“ — Unwillkührlich erinnert man sich hiebei an einen ganz ähnlichen Fall in der neueren Geschichte, wo nämlich ein verewigtes Standeshaupt Berns durch eine ähnliche, vaterländische Gesinnung in eine solche Verwickelung mit Frankreich hineingezogen wurde. Doch das eine wie das andre Mal verläugnete Bern seine Würde solchen Anmuthungen gegenüber nicht im mindesten.

Nach langen Unterhandlungen hatte Frankreich auch bei den reformirten Cantonen die Erneuerung des Bundes durchgesetzt (1663). Zur Bundesbeschwörung reisten fünfunddreißig eidgenössische Gesandten nach Paris; in ihrem Gefolge befanden sich noch 94 Personen und 82 Bediente zu Pferd, nebst 23 Bagageknechten *). Schon hieraus sieht man, wie sehr die frühere Einfachheit schon verschwunden war. Sonderbar ist, was einer der Gesandten, der Staatsschreiber Wagner von Solothurn, über seine Reise meldet: „Aus angebornem Fürwitze, um die schweizerische Tracht und Geberdung zu erkundigen und vielleicht auch gar zu verlachen, drängten sich haufenweise die Weiber zu unserer Tafel; sie waren so ungeschämig und überlästig, daß sie sich nicht scheueten, neben sonst zugestatteter großer Ungelegenheit, von den Herren Botschaftern selbst Speise und Zuckerwerk zu erbetteln. Besser hätten sie ihr häßliches, mit Bleiweiß und Menning verklektes Angesicht bei Hause gelassen, und anstatt eines naseweisen Ausspähens ihre eignen Mängel verbessert. Andre vornehme und ehrliche Damen aber bezeigten sich so sittsam und tugendhaft, daß ihnen die Ehrbarkeit in den Augen und auf der Stirne stand; die nicht allein in Worten keinen Ueberfluß, sondern in Annehmung einiges Zuckerwerkes große Bescheidenheit erwiesen, theils auch

*) L. Meister II. 74.

desselben sich gar bedankten und höflich entschuldigten. Dies geschah nicht allein von den Damen zu Dijon, Trojes, Vincennes, sondern auch zu Paris und an allen andern Orten, wo man öffentlich bewirthete.“ — Mit großen Ehren empfing man die Gesandten zu Paris; nicht nur dem Könige und der Königin, auch dem zweijährigen Dauphin wurden sie vorgestellt: „Anfangs — erzählt derselbe Wagner — war der Dauphin etwas erschrocken und unmuthig; auf Zureden der Herzogin von Montausier aber wurde er beruhigt, gab allen Herren Botschaftern und ihren Begleitern sein rechtes Händlein, und sprach mit liebreicher Stimme zu ihrer etlichen: Ami, mon Ami!“ — Nach dem Bundesschwur erschien selbst der König an ihrer Tafel, und trank auf das Wohl der Schweiz. Gnadenketten und Schaumünzen wurden nicht gespart.

Allein bald sollte dies befreundete Verhältniß Störungen erfahren. Die Besetzung der Freigrafschaft Burgund (1668) machte einen solchen Eindruck auf die Eidgenossen, daß die Tagsatzung im Gefühle dessen, was jetzt Noth thue, würdevoll den Entschluß faßte: Alle Cantone sollten sich der französischen Jahrgelder müßigen, und die Schweizertruppen in Frankreich sollten bei Lebensstrafe nicht gegen Hochburgund oder gegen ein im Erbverein (mit Oestreich) eingeschlossenes Land dienen. Auch kehrte der Oberst Dachselhofer von Bern, so wie der Hauptmann Rahn von Zürich, lieber mit seiner Compagnie in die Heimath zurück, als daß er gegen seine Pflicht über den Rhein gegangen wäre.

Dennoch gelang es den französischen Gesandten immer wieder, ihren Einfluß für Frankreich geltend zu machen; einige Beispiele mögen dies an Bern erweisen. Es war dort eine Standes-Commission eingesetzt worden *), um zu untersuchen, worin das Interesse Berns in damaliger „gefährlicher“ Lage bestehe, da man viele Feinde und wenig Freunde habe. Im Juli 1675 berichtete diese: Vor allem müsse man sich der göttlichen (divina) Dinge annehmen und „Gottseligkeit pflanzen“, wenn man Gottes Segen wünsche; sodann sei Vereinigung der Gemüther erforderlich; bewaffnete Vertheidigung solle

*) Nach handschriftlichen Berichten eines Mitglieds des Berner-Rathes, im Archive zu Spietz.

vorbereitet, und äußere Hülfe und Freundschaft gesucht werden. Da man von den katholischen Orten nichts gutes und von den übrigen keine bedeutende Hülf erwarten könne, so sei der König von Frankreich der natürlichste Verbündete. — Vierzehn Tage nachher wurde der Antrag dem großen Rath vorgelegt und von ihm genehmigt, doch unter Bedingungen, welche die Commission mit den Gesandten besprechen solle. Gerade zwei Tage vorher hatte der französische Gesandte schriftlich dringend für die Werbung gesprochen und dagegen einen günstigen Salzvertrag hoffen lassen. Ganz naiv bemerkt daher ein Rathsglied in seinen handschriftlichen Memoiren: „Nimmt mich nur Wunder, wie er allzeit wisse, wann man hier Standessachen traktire.“ — Uebrigens verwarf der Botschafter die angebotenen Bedingungen, und die Sache unterblieb. Doch sieht man, wie schon damals die Parteien ihre eigenen Absichten und Wünsche unter den Eifer für das Wohl des Landes zu verstecken wußten. Auch hatte sich schon eine Opposition im Rathe hören lassen: „Man solle die Leute nicht um Salz verkaufen und Gott nicht durch Unterstützung eines unbilligen Kriegs gegen Glaubensgenossen erzürnen“ *).

Einen noch widrigeren Beleg der französischen Präponderanz gab ein späterer Vorfall. 1679 meldeten die Hauptleute des Erlachischen Regiments **), man habe gegen die Capitulation ihren Sold herabgesetzt. Hierauf sandte der Rath den Oberst von Muralt an den Hof mit dem Begehren, daß entweder der gewöhnliche Sold bezahlt oder das Regiment verabschiedet werde. Muralt berichtete bei seiner Rückkunft: der König habe erklärt, er glaube dies nicht, sondern erwarte, man werde bei diesem Beschlusse nicht bleiben; sonst würde er die Hauptleute kassiren, die Truppen aber zurückbehalten, den Bund und den Salzvertrag mit Bern aufgeben, die Verbindung mit dem Canton aufheben, und die Abgeordneten von Bern beim nächsten Besuch im Elsaß nicht zur Bewillkommung zulassen. „Weil man ganz von Frankreich umgeben sei,“

---

*) Erst 1678 wurde die Rekrutirung des Bernerischen Regiments erlaubt.

**) Auch dies nach denselben handschriftlichen Berichten.

zog der Rath vor, nachzugeben; doch wollte man den beschämenden Schein vermeiden; die Hauptleute wurden also bloß durch ihre Väter von Bern aus aufgefordert, sich in die Neuerung zu fügen, was jene vor Rath verantworten wollten. Dieses Benehmen lobte der französische Botschafter in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und schloß mit der Versicherung: der König werde ihr Freund bleiben, „so lang sie also leben.“ Wozu ein Zeitgenosse *) bemerkt: „nämlich so lang sie alles thun, was der König will. Ist also der Anfang mit Drohen gemacht, und ist nicht zu zweifeln, dann daß dergleichen noch mehr folgen, und wir uns dem Joch nach und nach insensiblement werden untergeben müssen. Was Gott verhüte!“

Einiges Licht über die damaligen Umtriebe Frankreichs giebt uns ein Bericht des französischen Gesandten in der Schweiz, des Barons von Saint Romain, im Jahr 1676 **). Dieser Gesandte meldet unter anderm an seinen König: „Der (östreichische) Graf Casati erhielt von den katholischen Cantonen eine Truppenwerbung für Burgund (April 1673); zugleich wurde die Tagsatzung zusammengerufen, um den Entwurf zur Erweiterung des Erbvereins zu bestätigen. Auf dieser Tagsatzung durfte oder wollte keiner der eidgenössischen Gesandten mich besuchen. Die katholischen Cantone ließen die Trommel unter meinen Fenstern schlagen, um die Truppenwerbung zu beginnen, und doch brachte ich es dahin, daß die Verhandlungen abgebrochen und verschoben wurden. Die Gesandten des Cantons Bern, die damals noch sehr über uns erbittert waren, hatten dem Grafen schon schriftlich für ihren Canton zugesagt, doch gelang es mir, die gewonnene Zeit so gut zu benutzen, daß Bern förmlich das Versprechen seiner Gesandten mißbilligte. So hat dies Geschäft, das den Casati viel Geld und Schenkungen gekostet hat, völlig fehlgeschlagen. — — Die Freigebigkeit unsrer Könige ließ das Jahrgeld für einige

---

*) Im Archive zu Spietz unter dem Titel: „Etliche sonderbare, sowohl Standes- als Privatsachen und Begebenheiten, so sich von Ostern **1672**, da ich das Glück gehabt, in die Zahl der Zweihundert angenommen zu werden, in der Stadt und auf dem Land zugetragen.“

) In der Uebersetzung mitgetheilt in der Helvetia **1823. 1. Heft.

Cantone bis 18 oder 20,000 Franken anwachsen, was aber nicht aus Schuldigkeit geschah; streng genommen hat jeder Canton nicht mehr zu fordern als jährlich 3000 Franken.“ —

„Der Freiheitsgeist der Schweizer macht ihnen alle Verpflichtungen lästig, und sie wollen nichts davon wissen. Als ich äußerte: sie könnten ohne Verletzung des Bündnisses dies oder jenes nicht thun, zürnten sie und erwiederten mir: sie seien Souverains und niemand als sie habe in ihrem Lande zu befehlen. — — Sie sind kühn und hart gegen uns; dagegen behandeln sie das Haus Oestreich, das ihres Dienstes nicht bedarf, mit der größten Schonung. — — Die Jahrgelder und Gnadengeschenke, die man zu allen Zeiten den Privaten gegeben hat, hemmen oft den Gang unsrer Geschäfte. Denn alle diese Freunde suchen immer nur neue Hindernisse zu erregen, damit man ihnen für deren Beseitigung wieder Geld gebe. — — — Die Cantone konnten uns nicht verzeihen, daß wir den gegenwärtigen Krieg zuerst angefangen haben, weil sie denselben als eine Verschwörung gegen alle Republiken ansehen. Die Liebe zur deutschen Nation, zu welcher die Schweizer eigentlich gehören, und ihre Ehrfurcht vor dem deutschen Reiche macht sie sehr schwierig gegen uns. — — Als wir noch Bundesgenossen von Holland, Schweden und den übrigen Ketzern Deutschlands waren, hatten die protestantischen Cantone die beste Gesinnung für uns. — — Jetzt aber haben alle sich gegen uns vereinigt, und die katholischen und protestantischen Pfarrer predigen mit gleicher Erbitterung auf den Kanzeln gegen Frankreich. — — Laut sagen die Schweizer, jedes Volk habe von Frankreich alles zu fürchten; Frankreich hingegen habe nichts zu besorgen, so lange ein König, als Feldherr und Minister zugleich, an seiner Spitze stehe.“ — —

„— — Ich unterhielt einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit allen Freunden in den Cantonen, theils um genauen Bericht über alles einzuziehen, theils um ihnen schnell und unverfälscht die Neuigkeiten mitzutheilen. — — In allen unsern Angelegenheiten gab ich ihnen die Gründe an die Hand, womit sie unsre Sache in ihren Rathssitzungen verfechten sollten.“

Dann schildert der Gesandte den Zustand und die Stimmung in den einzelnen Cantonen: „Zürich ist und war zu

allen Zeiten am meisten auf Beobachtung einer strengen Neutralität versessen. Dieser Canton ist auch der eifrigste für seine Religion, und deswegen den Holländern sehr zugethan. Der Gewerbsfleiß und Ackerbau seiner Bewohner und seine Handelsverbindungen sind für uns fast unbesiegbare Hindernisse. — — Der Bürgermeister Hirzel benimmt sich auf allen Tagsatzungen sehr klug und gemäßigt, obgleich er für seine Person durchaus kein Jahrgeld oder Gnadengeschenk annehmen will.“ —

„Bern ist von allen Cantonen der mächtigste, zugleich aber auch der stolzeste und ungerechteste. Die besten Freunde, die wir dort haben, sind der Venner Willading, der Rathsherr Vinzenz Stürler und einige Verwandte von Offizieren. — — Die Schultheiße von Erlach und Frisching sind sehr eigennützig, und nur für Geld und gute Worte verstanden sie sich zu einigen Dienstleistungen. — — — “

„Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sind alle mit Spanien verbündet. — Freiburg und Solothurn betragen sich am besten gegen uns. — — Basel wird meist von Bern geleitet; Schaffhausen von Zürich. — — Die Protestanten von Glarus und Appenzell benehmen sich gut. — — Der Bürgermeister Hirzel und der kleine Rath in Zürich sind für uns gut gesinnt. — In Bern zeigt der Rathsherr Stürler viel Eifer, und theilt mündlich alles mit, was im Canton vorgeht. Der Schultheiß Erlach ist eitel und eigennützig, und man muß ihn bei diesen beiden Leidenschaften fassen, wenn man ihn zur Thätigkeit bringen will. Der Schultheiß Frisching hat für nichts Sinn als für Geld und Religion; er ist veränderlich und man kann nicht immer auf ihn zählen, weil er der Bürgerschaft zu gefallen sucht. — — In Luzern und in allen katholischen Orten sind unsre Freunde sehr geldgierige Leute, auf die man sich fast gar nicht verlassen kann. — — Der Rathsherr Stockar von Schaffhausen steht in einigem Ansehen, ist aber sehr holländisch gesinnt. — — Der Schultheiß von Baden, Schnorpf, ist einer der trefflichsten Ehrenmänner in der Schweiz; er kann sehr nützliche Dienste leisten durch genauen Bericht über alles, was auf den Tagsatzungen vorgeht. Der Sekretär der Tagsatzung, Schindler, dient ebenfalls gut.“

„Im Allgemeinen haben die Schweizer wenig Sinn für Freundschaft und Anhänglichkeit. Sie sind alle sehr eigennützig und im Dienste träge“ *). —

Zweiundzwanzig Jahre später verfaßte der Oberst Stuppa einen ähnlichen Bericht über die Schweiz an den König (1698). Peter Stuppa war ursprünglich ein Schweizer; zu Chiavenna, damals zu Bünden gehörig, von protestantischen Eltern geboren, trat er frühe in französischen Dienst, änderte seine Confession, und schwang sich zum Generallieutenant auf. Sein Andenken bleibt gebrandmarkt, weil er in Frankreich nicht nur seines Vaterlandes vergaß, sondern sogar seine Kenntniß der Schweiz und seinen dortigen Einfluß an die Interessen Frankreichs verkaufte. Auch war er so verhaßt, daß er (1671) sich in der Schweiz nicht durfte öffentlich sehen lassen. Das Gemeine seines Charakters blickt in seinem Berichte überall durch, wo er mit Vorliebe Gehässiges und Verderbliches hervorhebt **). „Die Jahrgelder — bemerkt er — welche die vier protestantischen Cantone beziehen, fallen in ihre Staatskassen. — Inzwischen, wie scharf auch die Verbote sein mögen, wird man doch immer einige zugängliche Privatpersonen finden, die sich hinreißen lassen — — nur muß es sehr geheim geschehen, weil keine Verzeihung zu erhalten wäre. — —“

„— — Es ist wichtig, daß man Zürich schone, weil sein Einfluß groß ist. — — Berns Verblendung gegen Frankreich ist gegenwärtig groß — — Doch ist sein Gebiet von Gex bis zum Schlosse Joux von Frankreich begränzt, und seine schlimme Aufführung könnte leicht bestraft werden. Daran würden die übrigen Cantone große Freude haben, besonders Freiburg, Solothurn, Wallis und der Bischof von Basel. Es ist ganz sicher, daß alle Cantone, selbst Zürich nicht ausgenommen, Bern sehr abgeneigt sind — — — Da in ganz Europa kein Staat sich in so glücklichem Zustande befindet als Bern, so muß es jedes störende Ereigniß fürchten. — — Das einzig sichere Mittel für den französischen Dienst in den katholischen Cantonen besteht darin, daß man dort die eifrigsten Anhänger von Spanien selbst anstelle, weil man um geringe Summen

---

*) Der Tadel aus diesem Munde ist nur ein halber.

**) Helvetia 1826. 3. Heft.

Geldes alles, was man nur wünscht, von ihnen erhalten wird. — — Da Freiburg den Schutz des Königs sehr nöthig hat, so hängt es nur von seinem Gesandten ab, diesen Canton, so oft es nöthig ist, zur Vernunft zu bringen." —

So sprach der feile Söldling von einem Vaterlande, das sich längst seiner schämte. Es ist ganz in der Art egoistischer Naturen, überall und bei allen anderen nur ihre eigene Triebfeder vorauszusetzen; und groß ist ihr Triumph, wenn sie sich so selten in ihrer Voraussetzung getäuscht finden. Stuppa war ein Eingeweihter dieses großen Welt-Ordens.

Es wäre nun hier vielleicht der passendste Ort, die Schicksale der Madame Perregaux einzureihen, weil sich an diesen der französische Einfluß wie die damalige Stimmung in Bern gegen Frankreich bezeichnend herausstellt. Allein da sie für die inneren Zustände und für die Sittengeschichte nicht minder bedeutend sind, so heben wir sie lieber für jenen Abschnitt auf, wo ihr Detail zur gleichen Zeit minder die Würde historischer Darstellung gefährdet.

In den Kriegen, welche Frankreich und Oestreich am Schlusse des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts führten, behauptete die Schweiz ihre Neutralität, einige Verletzungen des Baselschen Gebietes ausgenommen. — Sehr bemerkbar ist eine starke Reaktion gegen Frankreichs Einfluß; nur gieng dieselbe nicht immer aus dem reinen Bewußtsein vaterländischer Würde hervor. Allerdings waren viele gegen Ludwigs XIV. Politik mißtrauisch; andere hatte seine religiöse Verfolgungswuth erbittert; aber nicht wenige waren — oft ohne es zu wissen — in ihrem Eifer gegen Frankreich nur die Werkzeuge für die klug verdeckten Plane des Kaisers. Wie ernst es damit gemeint war, können wir aus dem Schreiben eines östreichischen Ministers an Leopold I. schließen *):

„Es ist rathsam — schreibt er — Ihr altes Vorhaben und Ihre gerechten Ansprüche auf die Schweizer immer vor Augen zu haben. Die Schweiz ist Ihr Vaterland und gleichsam die Wiege Ihres durchlauchtigsten Hauses. — — Euer Kaiserl. Majestät war die Denkungsart der Schweizer und die Art, wie

*) Meister II. S. 323, führt dies „politische Testament" aus Häberleins Staatsarchiv I. 2 an.

sie wieder zum Gehorsam gebracht werden können, besser bekannt als Ihren Vorfahren. Diese tapfern aber ländlichen Leute hassen Strenge und Verachtung. Unzufrieden mit einem Joche, welches ihnen mit Gewalt aufgelegt wird, werden sie sich selbst unter das Joch beugen, das man zu verstecken sucht. Hier sind glatte Worte und List nöthig. Diese Waffen haben Ew. Majestät in unsern Tagen zu ihrer Ueberwindung angewandt. — — Ihr Gesandter, der Graf von Trautmannsdorf, verdient wegen seines Betragens ein vorzügliches Lob; er bedient sich glatter Worte. So müssen Ew. Maj. sich betragen, bis sich eine Gelegenheit findet, wo Sie sich offenbar als Kaiser und Herrn zeigen können. Diese Gelegenheit muß nächstens gesucht werden. — — Ew. Maj. Minister müssen den Saamen der Zwietracht immer mehr ausbreiten. Durch kluge Rathschläge haben Ew. Majestät die protestantischen Orte schon von Frankreich abgewandt und gegen dasselbe gereizt. — — Der Ehrgeiz und das Mißtrauen der Protestanten ist größer; sie maßen sich eine größere Staatsklugheit an; sie sorgen, wie große Regenten, für die Zukunft; sie sinnen, wo möglich, auf eine unumschränkte Herrschaft über die andern Cantone. Je klüger sich jemand dünkt, desto leichter wird er gefangen. — In den protestantischen Orten muß man also das Triebwerk zuerst in den Gang bringen. Drum rathe ich, sie mit Anerbietung erdichteter Vortheile zu blenden. Lassen Sie Schweizerregimenter werben; ziehn Sie die Protestanten den Katholiken vor, so werden jene stolz, diese neidisch. — — Der scharfsinnige oder patriotische Theil der Schweizer wird leicht getäuscht werden. — — Kurz um die ehmaligen Unterthanen wieder dem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen, erniedrigen Sie sich selbst, vergessen Sie Ihre Würde und ziehen Sie eine andere Gestalt an; zeigen Sie sich ihnen wie ein Lamm; wenn aber in der Schweiz die Zwietracht ausbricht, dann ziehen Sie die Löwenhaut an; lassen Sie Ihre Armeen in die Schweiz dringen; Sie werden ohne Mühe siegen, und Ihr Recht wieder herstellen.“ — Am Schlusse bemerkt der Minister noch: „Alles, was ich hier geschrieben habe, wage ich das Ihrige zu nennen — die Frucht Ihrer Gespräche und Rathschläge, deren Sie mich würdig hielten.“ — Mag auch die Neigung für die Ausführung solcher Vorschläge unzweideutig

vorhanden gewesen sein — so förderte doch die Gunst der Umstände ihre Realisirung nicht; die Nation blieb selbst in ihren gefährlichsten Momenten (1712) vor diesem Abgrunde ihrer Selbstständigkeit bewahrt.

Würdig und in einem Geiste, der an die großen Tage der Vorfahren erinnert, handelte Bern und seine Verbündeten gegen Frankreich in den Angelegenheiten Neuenburgs. Als der Mannsstamm des über Neuenburg regierenden Fürstenhauses Longueville ausgestorben war, so entschied sich Neuenburg für die weibliche Linie jenes Hauses, und erkannte (1694) die Maria von Longueville, Wittwe des Herzogs von Nemours, als Fürstin an. Auf ihrer Seite stand auch Bern, so sehr auch Frankreich, das den Prinzen von Conti in seinen Ansprüchen auf Neuenburg unterstützte, darüber zürnen mochte. Bern zog seine kleine Besatzung zwar aus Neuenburg zurück, sammelte aber an verschiedenen Punkten seine Schaaren, als französische Truppen den Grenzen nahten; und die Herzogin blieb in ihrem Besitze ungekränkt. Mit ihr starb der letzte Sproß vom Hause Longueville. Somit begann von neuem der Streit um die Erbfolge. Zwischen den verschiedenen Bewerbern hatte ein aus den drei Ständen Neuenburgs gewählter Gerichtshof zu entscheiden; die Wahl fiel auf den König von Preußen als Erben der ehemaligen Oberlehensherrn vom Hause Nassau-Chalon-Oranien *) (1707). — Zum zweiten Male war also der französische Bewerber abgewiesen; in der Entrüstung hemmte Frankreich den Verkehr mit Neuenburg, und ließ Truppen anrücken; aber sofort sandte Bern Hülfe, besetzte seine Grenzen und auch Zürich rüstete sich zum kräftigsten Beistande. Auf diese Weise blieb Neuenburg für Preußen gesichert; im Utrechter-Frieden gab Frankreich seine Ansprüche auf.

---

*) Meyer II. S. 117.

Siebzehnte Vorlesung.

Ein prüfender Rückblick auf die Begegnisse, in welchen unser Vaterland mit dem Auslande in Berührung kam, wies uns eine ernste Schattenseite in den Züchtigungen der Parteikämpfe Bündens; in den wiederholten Störungen unsrer Neutralität und in den regen Einwirkungen einer oft mit verderblichen Waffen kämpfenden fremden Diplomatie. Doch auch eine erfreuliche Lichtseite gab sich uns zu erkennen in der von Europa ausgesprochenen Anerkennung schweizerischer Unabhängigkeit; in dem religiösen Brudersinne, der über der Noth der Glaubensverwandten jede engere Rücksicht hintansetzte, und endlich in dem Nationalgefühle, das gegen herrische Anmuthungen mehrmals kraftvoll hervortrat.

Wenden wir den Blick, der bisher auf der Stellung nach Außen verweilte, nun zurück auf die inneren Verhältnisse: so begegnet uns hier ein wenig erfreuliches Gemälde; zumal in der ersten Reihe der innern Zustände, in welcher wir das gegenseitige Verhältniß der beiden politischen Hauptmassen in der Schweiz betrachten wollen.

Schon im vorigen Jahrhunderte sahen wir, wie die Schweiz sich in zwei fast völlig getrennte Staaten, einen reformirten und katholischen, zerspaltete; im Fortgange der Zeit hatte sich diese Spaltung nicht etwa gemildert, sondern starrer als je fixirt und eingelebt. Dies rief eine Spannung und eine Gereiztheit der widerwärtigsten Art hervor. Es war nicht genug, daß gegen das Ausland eine entgegengesetzte Politik herrschte; keinen Schritt konnte man in den heimischen Verhältnissen thun, ohne von der andern Seite die gehässigste Mißdeutung zu erfahren. Mißtrauen und Argwohn waren recht eigentlich die Augen, mit denen man sich ansah; was konnte daraus

anderes hervorgehen als Verstimmung, Bitterkeit und Groll? Im Menschenleben trägt aber ein jedes Verhältniß schon den Keim des sichern Todes in sich, sobald die Betheiligten von dem engen Standpunkte einer bloßen, klügelnden Berechnung ausgehen, die sich allein im Auge hat. Nur wenn der Mensch sich selbst gewissermaßen aufgiebt an einen gemeinsamen Zweck — nicht etwa sich daran aufgiebt, um sich zu verlieren, nein, vielmehr um in der Aneignung einer würdigeren Bestimmung sich selbst erst recht zu finden — nur dann ist er auf den Boden gestellt, auf welchem sein Thun wahrhaft fruchtbar werden kann. Diese Hingabe des Menschen an eine höhere, seine Persönlichkeit verklärende Aufgabe — nennen wir Liebe; und so ließe sich denn unser obiger Ausspruch anders auch so ausdrücken, daß der Mensch nur dann zur freien Wirksamkeit eines gesicherten Daseins gelange, wenn sein Herz die Schranken einer sinnlichen Begehrlichkeit durchbrochen und in der Liebe eines Höheren sein Ziel erkannt hat. Ja, alles Schöne und Große, was je bleibend auf die Menschen wirkte, ward in seiner ersten und reinsten Quelle durch Liebe in's Leben gerufen. — Sie werden mich nicht mißverstehen, als ob ich dem Leben in stilleren und engeren Kreisen seine Würde absprechen wollte; als ob ich etwa nur eine Wirksamkeit, die in's Große und in's Weite geht, für bleibend und des bessern Menschen würdig anerkennte — vielmehr erkenne ich gerade in dieser jetzt so verbreiteten Ansicht einen Hauptgrund des unbefriedigten Jagens und Strebens, an welches die Menschen ihr Leben verschwenden. Wohl bleibt es wahr für alle Ewigkeit, daß nur Liebe unser Gemüth beglückt und unser Wirken segnet; Liebe nicht in dem beschränkten Sinne träumerischer Tändelei, auch nicht in der gespanntern Bedeutung des Enthusiasmus für eine Welt-Aufgabe; nein, — wie gesagt — Liebe ist nur die Hingabe des Gemüthes über unser Ich hinaus, sie ist das Aufgehen unsrer Persönlichkeit in einem uns veredelnden Gegenstande. Auch in den stillsten und ungekanntesten Kreisen, in den anspruchlosesten Verhältnissen ist diese liebevolle Fassung des Gemüthes möglich, und überall ist ihr derselbe Segen zugesichert. Findet sie ja doch ihr nächstes und heiligstes Gebiet in dem ruhmlosen Leben im häuslichen Kreise; und wer in den Beziehungen des Familienlebens, wo Mensch

unmittelbar zum Menschen steht, — wer da nicht über sein selbstisches Ich hinauszugehen lernt: der bleibt ein kalter Schwätzer, auch wenn er sein Leben lang von Weltbeglückung spräche. Dieselbe Kraft des Gemüthes nun, welche die Lust an uns selber umwandelt in die Liebe zur Familie — dieselbe Kraft steigert unsre Liebe zum Gemeingefühl für Wohl und Weh der Vaterstadt und des Vaterlandes; wer sich dazu berufen weiß, setzt in die unmittelbare Förderung derselben die Aufgabe seines Lebens; und jeder soll sich wenigstens bewußt werden, wie sein Dasein mit dem Wohl seines Landes mittelbar zusammenhange. — Doch wie rein auch der Trieb für die Familie sein mag, wie sehr auch die Hingebung an die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Menschen hebt — diese Liebe bleibt doch immer eine irdische; wohl hebt sie hinweg über die trübe Selbstsucht des eigenen Ichs (und daß sie dies thut, das ist ihr Adel); aber von einem anderen Gesichtspunkte angesehen, bleibt sie nur eine edlere Erweiterung unsrer Selbstliebe; da man in der Familie, in der Vaterstadt, im Vaterlande doch sich selber mitliebt. Diese Liebe — so schön sie auch selbst als eine sittliche Erscheinung sich darstellt — trägt also das Siegel der Vergänglichkeit auf ihrer Stirne, und eben diese Gefährdung ihrer Fortdauer ist ihr schmerzlichster Stachel. Und giebt es hiefür keinen Trost? — Wohl giebt es einen, der nicht trügt; denn eben jenes Bedürfen einer dauernden Liebe heischt und erzeugt die Hinwendung des Gemüthes zu einem Ewigen und Bleibenden; diese Stimmung des Innern heißen wir Religiosität. Nicht mehr um ihrer selbst willen liebt der Religiose Familie und Vaterland, wie jedes menschliche Gute und Hohe — sondern er liebt sie um eines Höheren willen, worin er seine endliche Bestimmung sieht. Mit einem Worte: das Irdische wird ihm Mittel und Erziehung für das Himmlische. Dieser religiöse Sinn, dessen Frucht in unserm Innern aufgeht als Läuterung und Friede, versteht sich aber erst und vollendet sich auf dem christlichen Gebiete; nur hier findet die höchste Liebe auch ihre höchste Garantie; in einem solchen Boden wurzelnd verschönt und verklärt sie jedes andere Verhältniß und jedes menschliche Thun. So ergäbe es sich als Schluß dieser Betrachtung, daß die höchste Erscheinung im Menschenleben das ursprüngliche

Walten der Liebe sei, und daß nur in ihr jedes Streben seinen Frieden und seine dauernde Geltung finde.

Knüpfen wir nun wieder an jene historische Beobachtung an, die uns zu dieser aus der Sittenlehre und der Religionsphilosophie entlehnten Parenthese veranlaßte: so saben wir dort, wie das Verhältniß der beiden Parteien in der Schweiz jenes höheren Charakters gänzlich ermangelte. Die personifizirte Lieblosigkeit führte das Wort zwischen Katholiken und Protestanten — und die natürliche Folge war, daß man sich gegenseitig bewachte mit einem Herzen voll Argwohns und mißdeutender Voraussetzungen.

Streitigkeiten, Neckereien und endlich einige Thätlichkeiten zwischen den reformirten Bauern im Thurgauischen Dorfe Gachnang und ihrem katholischen Gerichtsherrn, Hektor von Beroldingen (aus Uri), reichten hin (1610), daß die fünf Orte und Zürich sich rüsteten, und daß auf einigen Tagsatzungen und Conferenzen mit Mühe ein kümmerlicher Vertrag vermittelt wurde *). — Die streitige Errichtung eines Altars zu Lustorf durch den Abt von Fischingen und die Erbauung einer reformirten Kirche zu Utweil (1645) hätten beinahe dieselben Folgen gehabt. — Zwischen Bern und Solothurn war die Erbitterung auf's höchste gestiegen, als 1632 die durchziehenden Berner in der Clus (Engpaß) von Ballstall durch einen Haufen Solothurner-Bauern unter der Anführung zweier Vögte meuchlerisch überfallen wurden. Die Eidgenossen verhinderten einen offenen Bruch. — Schon früher erwähnten wir, daß in Bünden und im Thurgau katholische und reformirte Heere drohend sich gegenüber standen. Leicht war es also vorauszusehen, daß ein Schwert, einmal in der Scheide so locker geworden, endlich doch noch gezückt werden müsse, um dann mit Bruderblut befleckt in die Scheide zurückzukehren. Wie zweihundert Jahre früher im alten Zürcherkriege, so gaben auch jetzt Zürich und Schwyz den Anlaß zu dem unseligen Kampfe.

Die erste Ursache des Streites war die religiöse Intoleranz von Schwyz. Im September 1655 erschienen zu Zürich zweiundzwanzig Personen von Arth, die wegen protestantischer

*) Der Gachnanger-Handel, beschrieben von einem Zeitgenossen. Abgedruckt in der Helvetia 1826, IV. und bei Hanhart IV. 92.

Ueberzeugungen sich einer bevorstehenden Verfolgung durch die Flucht hatten entziehen wollen. Zürich nahm sich ihrer bereitwillig an, und forderte von Schwyz die Verabfolgung ihres Vermögens. Schwyz antwortete damit, daß es die Verwandten der Entflohenen ins Gefängniß warf; vier von diesen wurden hingerichtet, einige der Inquisition zu Mailand übergeben. — Berief sich Zürich auf das Eidgenössische Recht, so stützte sich Schwyz auf seine unbedingte Souverainetät. Besetzte Zürich seine Grenzen, so rückten die kathol. Orte in Bremgarten und Mellingen ein. Es war klar: von beiden Seiten wollte man den Krieg und knüpfte weitaussehende Hoffnungen daran; Drohworte Einzelner zeigten, was man im Herzen trug. Mit stolzer Hinweisung auf kaiserliche Hülfe verließen die kathol. Gesandten die Tagsatzung zu Baden, und eilig beschloß der große Rath zu Zürich den Krieg mitten im Winter, und zwar ohne Bevollmächtigung im Namen der evangelischen Stände. Mit ungewöhnlicher Vollmacht versehen, rückte (7. Januar 1656) der General Werdmüller vor Rapperschwyl, wo aber eine katholische Besatzung durch Muth und Ausdauer alle seine Bemühungen vereitelte; sogar ein Zuzug von Spaniern (200 Mann) wirkte zur Vertheidigung mit.

Während die Hauptmacht der Zürcher unklug an die Belagerung Rapperschwyls vergeudet wurde, setzten sich die Streitkräfte der Berner im Aargau in Bewegung, nachdem die Päße gegen Freiburg, Solothurn und Entlibuch besetzt worden *). Das Verderben der reformirten Heere war ein unglaublicher Leichtsinn im Vernachlässigen der nöthigsten Vorsichtsmaßregeln; es war derselbe Geist, wie einst bei Kappel und auf dem Gubel, und die Folgen waren so schmählich wie damals. Nur ein glücklicher Zufall rettete die Zürcher, die sorglos nicht ahneten, daß die Besatzung zu Bremgarten in der Nacht einen Ueberfall gegen sie ausführen wollte; allein der Anblick eines seltsamen

---

*) „Villmerger-Aktion vom Jahr 1656, beschrieben vom Stadtschreiber Spillmann von Brugg, der selbst bei der Aktion gewesen.“ In der Helvetia 1823. Sammlungen über 1656; Beschreibung des Rapperschwyler-Kriegs, von Steiner; Beiträge zum Rapperschwyler-Krieg — sämmtlich in der v. Müllinenschen Bibliothek.

über den Weg laufenden Thieres schreckte die Krieger so sehr, daß sie (wahrscheinlich aus Aberglauben), trotz aller Abmahnungen ihres Anführers, unverrichteter Sache wieder nach Bremgarten zurückkehrten. Blutiger mußten die Berner ihre Sorglosigkeit büßen. Mehr als 8000 Mann stark, standen sie in der Nähe von Villmergen, ohne zu wissen, daß die Luzerner und die Bewohner des Freien-Amtes, im ganzen über 4000 Mann unter Christoph Pfyfer kampffertig bei Wohlen standen. Einige Aargauer waren auf feindliche Schildwachen gestoßen, und hatten einige Schüsse gewechselt; hiefür ließ sie der General von Erlach gefangen nehmen, ohne sich durch die Nähe der Feinde warnen zu lassen. Diese dagegen glaubten sich durch jene Kundschafter verrathen, und eilten — um keine Zeit mehr zu verlieren — zum ungesäumten Angriffe. Sie gewannen eine vortreffliche Stellung, von wo sie auf die Berner zu feuern begannen. Im Beginne des Treffens hatte der Luzerner Oberst Pfyfer einen Brief erhalten, der ihm eine Schlacht untersagte. Allein uneröffnet steckte er ihn zu sich, mit der thatenlustigen Bemerkung, daß er zum Lesen jetzt keine Zeit habe. — Muthig stürmte eine Fahne der beiden Städte Aarau und Brugg gegen die sichere Stellung des Feindes hinan; zweimal gelang es, denselben zurückzutreiben, endlich waren diese Tapferen zum Rückzuge genöthigt, weil ihr Gewehrfeuer dem Feinde nicht schadete und das Geschütz in unbehülflicher Entfernung stand. Jener Rückzug galt den Luzernern als Flucht; deshalb sie mit Heftigkeit auf die Berner eindrangen. Alle Umstände trafen zusammen, um ihnen einen schnellen Sieg zu bereiten. Von ihrem Geschütze hatten die Berner endlich zwei Stücke in die Schlachtreihe gebracht; doch nur zweimal wurden dieselben losgebrannt, weil es — an Pulver fehlte. Von den Offizieren waren mehrere nicht auf ihrer Stelle, andere verließen feig den Kampfplatz unter dem Vorwande, neue Truppen herbeizuführen. Beim Andrange der Luzerner bemächtigten sich Schrecken und Verwirrung der Bernerischen Hauptmacht; sie löste sich vor dem viel geringern Feinde in wilde Flucht auf. In diesem Augenblicke trafen unter Hans Jakob von Erlach und dem Venner Frisching eilf Compagnien frischer Truppen ein; aber auch diese ließen sich thatlos von dem flüchtigen Schwalle fortreissen; mit gerechtem Unwillen erzählt einer der Mit-

kämpfer *): „Ein rauschend Blatt hat sie sowohl als uns, die wir lang im Feuer gestanden, zu fürchten und zu fliehen gemacht.“ Der Sieger theilte sich nun in zwei Haufen; mit dem einen verfolgte er die Geschlagenen; mit dem anderen griff er die Bernerische Abtheilung an, welche in einem nahen Weinberge zur Deckung des Rückzuges aufgestellt war; nach tapferem Widerstande wurde auch diese geworfen. Etwa 600 Todte, 400 Verwundete, viele Kanonen, Wagen, Fahnen, nebst der Kriegskasse und Kanzlei ließen die Besiegten auf dem Schlachtfelde von Villmergen zurück. Für Erneuerung des Kampfes waren am folgenden Tage viele im Berner-Heere gestimmt, vorzüglich die Aargauer, die doch in der Schlacht am meisten gelitten hatten. Aber man verlegte die Truppen um Lenzburg und den Hallwyler-See herum. — Inzwischen hatten die Zürcher und ihre Gegner durch verwüstende Streifzüge den Krieg fortgesetzt, bis man sich nach Abschlusse eines Waffenstillstandes endlich auf dem Tage zu Baden zu einem Vergleich verstand, an dem die unparteiischen Orte, Basel, Freiburg und Solothurn vorzugsweise arbeiteten (7. März 1656). Eine allgemeine Amnestie wurde ausgesprochen, und die ungeschmälerte Souverainetät eines jeden Ortes auf seinem Gebiete anerkannt.

Mißmuth und Argwohn im Herzen zogen die Berner in die Heimath zurück; man sprach — wie immer nach einem solchen Ausgange — von Verrätherei der Anführer. Am besten schildert die Volksstimmung der Bauer von Brechershäusern **). „Es entstunde ein große Klag und Unwillen zu Stadt und Land ab etlichen Hauptleuten, sonderlich ab dem General von Erlach wegen der schlimmen Aufführung oder vielmehr Verführung ein (eines) so versehenen Volkes. Dieser General wurde verschmäht von jedermanu, und noch etwan drei oder vier Hauptleute wegen des großen Verlursts, den sie gar wohl hätten verhüten können; deswegen sie von Freunden und Feinden in große Verachtung gekommen, daß sie sich so schlecht gehalten. — — — Die Berner sind ganz heroisch ausgezogen, aber traurig wiederum heim; und unserm Hauptmann Wild ist

*) Stadtschreiber Spillmann.
**) Handschriftliche Chronik des Bauern von Brechershäusern, Jodokus Jost.

auch viel verkleinerlich geredt worden; man hat ihm wenig Wyn (Ehrenwein) verehrt als er heim kam.“ — In ähnlichem Sinne sagt Jakob Venner, Dekan zu Bern *): „Dieser Krieg hat weder Nutz noch Ehr gebracht; wäre auch nit fürgenommen worden, wäre nit ein Anreizung vorgangen bei denen, die zu kriegen Lust hatten. Die Friedliebenden mußten zwar den kürzeren ziehen; aber der blutige Ausgang hat sie zum Triumph, die andern aber zu Schanden gemacht. — — Man hat sich bereden lassen von kriegsüchtig Leuten, und ist man von dem ersten wohlgefaßten Rathschluß gewichen.“

In Bern war der Unwille und Argwohn wegen der Niederlage so groß, daß der General Siegmund von Erlach sich über sein Verhalten verantworten mußte. Unter anderm hatten die Bürger über folgende Punkte Aufschluß verlangt: „Warum sind die, so gewarnt: der Feind sei vorhanden, an Eisen geschlagen worden? — Warum hat man die Soldaten so tyrannisch traktirt? ja redliche Bürger, den Schultheißen von Aarau u. a.? — Ob man mit Ehren gewichen, eh es die Noth wohl erfordert u. a.?“ — Doch wußte sich der Angeschuldigte zu rechtfertigen, „daß er allen Argwohn zu Schanden gemacht“ **).

Dieß war der Ausgang eines Krieges, dessen Ursache, Führung und Erfolge gleich unerquicklich sind — ein Schattenzug in der Geschichte unsrer Nation. — Man könnte sich damit vielleicht noch versöhnen, wäre nur eine Entladung des alten Grolles daraus hervorgegangen; aber auch nach diesem Erfolge sehen wir uns umsonst um. Man zankte sich von neuem; griff von neuem bei jedem Anlasse ans Schwert, und ließ es endlich ein halbes Jahrhundert später (1712) zum abermaligen blutigen Ausbruche kommen.

Zeugniß von der fortdauernden Spannung giebt der sogenannte Wigoldinger-Handel (1664). Spanische Rekruten unter einem Luzernischen Werber hatten sich im reformirten Thurgau unter anderm Muthwillen Störung des Gottesdienstes erlaubt.

---

*) „Jakob Venners von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte oder Tagebuch.“ In der Müllinenschen Bibliothek.

**) Dies meint der Geschlechtsrodel derer von Erlach, im Archive zu Spiez.

Diese Ausgelassenheit wurde von den durch Gerüchte mißleiteten Bauern der Gemeinde Wigoldingen blutig bestraft. Strenge wollten dieß die katholischen Orte rächen; aber das Volk im Thurgau und im Canton Zürich nahm die Gefährdeten in Schutz. Schon standen die Truppen der fünf Orte und Zürichs wieder gegen einander an den Grenzen, ja Zürich ließ schon durch eine Gesandtschaft (den Chorherrn Hottinger) an protestantischen deutschen Höfen und in den Niederlanden um Hülfe an Truppen und Geld werben; doch gelang noch Vermittelung. Von den Wigoldingern mußten einige mit dem Leben, die Gemeinde mit einer großen Summe büßen *).

Einen ähnlichen Ausgang hatte die unter eben so drohenden Auspizien geführte Wartauer-Streitigkeit (1695). In der reformirten Gemeinde Wartau in Sargans hatte der Landvogt Reding wieder katholischen Gottesdienst halten lassen, weil sich einige katholische Familien vorfanden. Dies wollten Zürich und Glarus nicht gestatten; man stritt sich auf Tagsatzungen, und — wie nun einmal leicht vorauszusetzen — man besetzte die Grenzen und rüstete sich. — Doch erhielt die Vermittelung der Unparteiischen noch den Frieden; eben so in dem Streite der Stadt und des Abtes von St. Gallen (1697), wo eine mit erhobenen Fahnen und Kreuzen (und dieser Aufzug war nicht erlaubt) durch die reformirte Stadt ziehende Prozession die Veranlassung zur Bewaffnung und Aufregung beider Parteien wurde.

Eine solche Stimmung, die den Keim zu üppig fortwuchernedem Unfrieden in sich trug, kam endlich im Toggenburger-Kriege zum Ausbruche; obgleich dieser Krieg der Zeit nach erst in das nächste Jahrhundert fällt (1712), so verweist ihn dagegen sein Charakter unbestreitbar in die Reihe der bisher dargestellten Conflikte. Der Toggenburger-Krieg ist nur der letzte Akt eines unseligen Drama, das wir als ein wesentliches Element des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnen. Jenes Drama war ein Brett am Sarge der alten Eidgenossenschaft.

---

*) Helvetia 1829: Der Wigoldinger-Handel; Hans Jakob Lavaters, Pfarrers zu Gachnang, Darstellung; Zürichs Unterhandlung mit dem Auslande, aus Hottingers Tagebuch mit Beifügung der Akten.

Schwer ist die Aufgabe, jenen Bürgerkrieg in seiner wahren Gestalt mit Enthüllung seiner eigentlichen Triebfedern darzustellen; zu verdeckt oder zu verwoben sind manche von den bewegenden Grundkräften, welche dabei mitwirkten. Veranlassung der Verwickelung und des endlichen Kampfes wurde — so scheint es — die Vertheidigung urkundlicher, gesetzlicher Rechte (des Toggenburgs) gegen die Eingriffe eines despotischen Landesherrn (des Abts von St. Gallen); eine Vertheidigung, die anfänglich von den Bedrängten geführt, nachher Sache der reformirten Hauptmächte, Zürich und Bern, wurde. Auf der andern Seite stand Schwyz nebst seinen katholischen Verbündeten mit dem deutlich hervortretenden Streben, zuerst nach politischem Einflusse im Toggenburg, dann nach Beschränkung des eingreifenden Einflusses der Reformirten. So gestellt, möchten die Ursachen des Kampfes nicht in unwürdigem Lichte erscheinen; doch die Wahrheit erlaubt nicht, hiebei still zu stehn. Wie — nach dem Ausspruche eines tiefsinnigen Schriftstellers — der Charakter jedes bessern Menschen oft hin und her schwankt zwischen einem ideellen Urbilde und einem trübenden Zerrbilde: gerade so weisen uns die meisten bedeutenden Ereignisse einen solchen reinen Grundtypus unter mannigfachen oft verunstaltenden Umbildungen. Auch in dem Bürgerkriege, von dem wir zu sprechen haben, blieb es keineswegs bei jenen uneigennützigeren Staatszwecken, die man in den Vordergrund schob. Vielmehr verwandelte sich der Kampf der Toggenburger für ihr hergebrachtes Recht in die Lust nach einem völlig neuen Erwerbe gänzlicher Unabhängigkeit; die Hülfe der reformirten Stände nahm die verdächtige Natur der Eroberungslust an; so wie auch unter der anscheinend uneigennützigen Theilnahme der katholischen Orte selbstsüchtige Plane gleicher Art verborgen waren. Die Religion mußte theilweise ihren heiligen Namen dem schnöden Werke weltlicher Politik leihen. In den katholischen Orten steigerte die Meinung: man streite gegen die herrschsüchtigen Feinde des alten Glaubens, die Kampflust des Volkes bis zum Fanatismus, und führte sogar zu den wildesten Exzessen demagogischer Rohheit. Als das Kriegsglück gegen diese Tendenz entschieden hatte, erhob sich durch Einmischung des Auslandes noch die letzte Schwierigkeit. — All diese verschiedenen Plane und Bestrebungen waren

in der Wirklichkeit eng in einander verschlungen; wo sie erkennbar hervorblicken, ist es meine Aufgabe, darauf hin zu weisen.

Schon einmal (im alten Zürcher-Kriege) war aus Anlaß der Landschaft Toggenburg unter den Eidgenossen ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen, ohne daß das streitige Land den Parteien als Frucht des Kampfes zugefallen wäre. Mit schlauer Schnelligkeit hatte der damalige Abt von St. Gallen das Toggenburg an sich gekauft und dem Lande bedeutende Freiheiten vergönnt. Von da an bestand aber die Politik der Aebte meist in Schmälerung der Volksrechte; ein Bestreben, welches unter dem Abte Leodegar Bürgisser von Luzern seinen Höhepunkt erreichte. Dieser geistliche Fürst trug in seinem Herzen die treulose und gewaltthätige Politik, welche als diejenige Ludwigs XIV. bezeichnet wurde. Gegen ihn erhob sich der Widerstand der in ihren Rechten Gekränkten; sie standen im Landrechte mit Glarus und Schwyz; dort suchten sie Hülfe gegen ihren Landesherrn. Schwyz überwand aus politischen Rücksicht seinen Widerwillen gegen die großen Theils reformirte Bevölkerung des Toggenburgs: „Auch wenn sie Türken und Heiden wären — erklärte die Schwyzer-Landsgemeinde — so sind sie doch unsre Verbündeten, und wir sind ihnen Hülfe schuldig.“ 1703 wurde das Landrecht erneuert. Klagend rief der Abt Eidgenössisches Recht an; die Angelegenheit wurde zu einer verwickelten Streitsache; und während der Zeit der Verwickelung änderte sich der Stand der Parteien. Zürich und Bern traten nämlich auf Seiten Toggenburgs angeblich zum Schutze der Religionsfreiheit und der politischen Rechte des Landes; und unter dem Schirme dieser beiden Stände konstituirte sich im Toggenburg eine Landesregierung für die Behauptung jener Rechte (1707). Dieses Einschreiten der zwei reformirten Stände machte die ohnehin schon vom Abte bearbeiteten katholischen Orte zu offenen Gegnern der Toggenburger. Blutig beurkundete sich die Wendung der Dinge zu Schwyz, wo der Landvogt Stadler, ein Freund der Toggenburger, „als Verräther“ hingerichtet wurde. (1708.)

Schon im Anfange des Jahrs 1709 überreichte der östreichische Gesandte eine Note an Zürich und Bern, worin der

Kaiser droht *): „Da die Mißhelligkeiten im Toggenburg bereits dahin angewachsen, daß die Unterthanen gegen ihren Herrn beinahe allen Gehorsam verlieren, ja sogar die ihm unstreitig gebührende hohe Obrigkeit mit eigenmächtiger Einführung unabhängiger Civil- und Criminalgerichte völlig umkehren und zernichten wollen: so können wir diesem Unwesen nicht länger gleichgültig zusehen" u. s. w. Darauf antworteten Zürich und Bern unter anderem: „Unser Zweck geht einzig auf die Erhaltung der Ruhe; nur verlangen wir, daß die Toggenburger wieder in ihren Primordial-Zustand und in den Besitz ihrer ehmaligen Freiheiten eingesetzt werden" u. s. w.

Zunächst war noch gefährlicher als die Drohung des Kaisers der Zustand des vom Abte losgerissenen Toggenburgs. Das Volk war seiner Freiheit nicht gewachsen, alle Gefahren und Entartungen der Demokratie kamen dort zum frühen Ausbruche. Der religiöse wie der politische Faktionsgeist zerriß das Land und fast jede Gemeinde desselben. Darunter litt der Rechtszustand in erschreckendem Maße, jeder Bestand schwankte; Raufereien, ja Todtschläge erfolgten; verschiedene Interessen durchkreuzten sich; Demagogen hoben sich und fielen, oder bekämpften sich gegenseitig; mit entfesselter Willkür machte das mitunter frevelhaft mißleitete Volk von seinen zum Theil nicht mehr eingelebten Freiheiten Gebrauch. Mit Umsicht und Planmäßigkeit handelte nur der Zürcherische Advokat Nabholz, ein Emporkömmling, aber, wie wenige, zum Mann des Volkes geeignet. Zürich und Bern hielten ihn so hoch, daß er sich als ihren Bevollmächtigten betrachten konnte. Und doch konnte sogar dieser kluge und kräftige Mann, seiner Popularität und des Zürcherischen Schutzes ungeachtet, einigemal mit Mühe den thätlichsten Mißhandlungen im Toggenburg entgehen. Solche Verwirrungen boten dem Fürst-Abte die willkommenste Gelegenheit, die verworrene Masse für seinen Zweck zu bearbeiten; vorzüglich gelang dies bei einem großen Theile der katholischen Bevölkerung, die durch ein politisches Interesse bis jetzt an die Refomirten geknüpft worden war. Die thätigsten Werkzeuge des Abtes für jenen wohlberechneten Plan waren die

*) L. Meister III., S. 41, nach der „Information von den Toggenburger-Freiheiten und den darüber entstandenen Irrungen. 1713."

katholischen Geistlichen und verschiedene Volksführer, die der Abt zu gewinnen wußte, die einen durch reiche Heirath, die andern durch Geld, oder welche sonstige Mittel sich wirksam erweisen mochten. Durch diese vom Abte glücklich ausgeführten Maßregeln war der Aufstand innerlich gebrochen; er war vernichtet, wenn Zürich und Bern jetzt nicht thätlich eingriffen. Diese erkannten die Bedeutung des Augenblicks, und beschlossen eine bewaffnete Einmischung im Toggenburg. Im Zürcher-Rathe waren es meist die jungen und kriegslustigen Mitglieder, welche für jene Maßregel stimmten, und manche Eiferer unter den Geistlichen vergaßen auf den Kanzeln so sehr ihres Berufes (der gegen einen ganz andern Feind zu kämpfen hat), daß der zelotische Antistes Klingler aufs heftigste in seiner Predigt gegen die friedlich gesinnte Partei donnerte; selbst der Verdächtigung des geheimen Katholizismus schämte man sich nicht. Ueber diese ungeistlichen Wühler, welche den Namen ihres Meisters entehrten, spricht die Nachwelt ihr strafendes Urtheil. An diesem wilden Eifer nahmen die Berner-Geistlichen nicht unbedingt Theil. Einer von ihnen, Pfarrer Dachs von Hindelbank, predigte zwar am Pfingstfeste würdig eines Klinglers, aber nicht des Geistes, der aus Gott ist; er äußerte in seiner Feldpredigt *): „Heute noch giebt es geistliche Amelekiter, Moabiter, feuerspeiende Esauiter, mordblasende Pfaffen, schwarze Berchtholdsbrüder, die mit jenem Bluthunde Caligula wünschen, daß alle Reformirte nur einen Hals haben. Alle Jahre speit noch der römische Bischof seine Bannstrahlen wider uns mit ausgelöschten Kerzen, weil wir das Malzeichen des Thiers nicht an unsre Stirne nehmen wollen.“ — Doch viele der angesehensten Männer, Geistliche wie Weltliche, dachten zu Bern ganz anders; der Zürcherische Resident in Bern, Rathsherr Escher, erzählt: daß mehrere Geistliche ihm erklärten: sie und viele Bürger hätten schwere Zweifel: ob dieser Krieg auch wirklich rechtmäßig sei? Sie wünschten sehr, daß man einen gründlichen Bericht öffentlich mache. — Energisch sprach und handelte dort der Schultheiß Willading für den Krieg.

Zuerst griff man im Toggenburg zu den Waffen; der Landrath ließ die Klöster St. Johann und Magdenau besetzen (12. April 1712) und erklärte diese Maßregel bloß als Nothwehr

*) L. Meister III., S. 92.

gegen die Eingriffe des Abts. Schon am folgenden Tage erschien auch das Manifest von Zürich und Bern *): „Wir haben — so äußern sie sich — aus Fried- und Billigkeit-liebendem Gemüthe nicht anders gekonnt als den bedrängten Toggenburgern auf ihr so sehnliches Verlangen und in genugsamer Erwägung ihrer erlittenen Drangsale — zu Trost und Hülfe zu kommen u. s. w.“

Nun frug es sich, ob man dieser Einmischung Zürichs und Berns zusehen wolle, oder ob ein Bürgerkrieg seine Folge sein werde; für das letztere gab Schwyz den Ausschlag: am 17. April forderte es die katholischen Stände zum Beistande des Abtes auf. So geschah es, daß die demokratischen Länder Bundesgenossen eines Fürsten wurden, der nach absoluter Herrschaft trachtete, während die Aristokratien Bern und Zürich für die demokratischen Interessen der Unterthanen jenes Fürsten zum Schwerte griffen. Doch — wie schon angedeutet — die monarchischen und demokratischen Interessen in St. Gallen waren das bloße Stichwort, hinter welchen sich viel umfassendere Bestrebungen der zwei Hauptparteien in der Schweiz verbargen. Wie einst in Griechenland war das eigentliche Triebrad dieses Bürgerkrieges der Kampf um die Hegemonie. Soll die reformirte oder die katholische Schweiz nach innen und außen die Uebermacht haben? Das war die bewegende Grundfrage. — Schon 1711 hatte Luzerns Gesandter auf einer katholischen Konferenz erklärt: „Ueberall spielen Zürich und Bern den Meister. Heute ist es an St. Gallen, morgen an dem Bischof von Basel und dann sofort an einem anderen. Diese mehr und mehr anwachsende Willkür und Uebergewalt ist nicht länger zu dulden.“ — Sobald Zürich offen zu handeln anfieng (1712), so schrieb Schwyz an Luzern: „Obgleich der kalvinische Geist seit geraumer Zeit im Toggenburg in Zürcherischer Landestracht und Livree eben so unbefugt als scandalos

---

*) „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von 1707 bis 1712, urkundlich dargestellt von Franz Joseph Meyer von Schauensee, Mitglied des täglichen Raths der Stadt und Republik Luzern.“ Helvetia 1827. — Andre Quellen: Beschreibung des Toggenburger-Geschäfts von Rabholz. — Sammlung von Privatbriefen über den Krieg von 1712. — In der Bibliothek des Hrn. von Mülinen.

herumwandelt, erzeigt sich dennoch das katholische Blut warm und ohne Scheu. — — Sie, die Schwyzer, haben daher den St. Gallischen Fürsten ermahnt, das glühende Eisen zu schmieden, und ihn zugleich ihres kräftigen Beistandes versichert."

Der Schwyzerischen Kriegsaufforderung entsprach (17. April) der Rath zu Luzern; zu spät erschienen am folgenden Tage Berns Gesandte vor dem Rathe, um ihn vom Beitritte abzuhalten. Umsonst stellte der Bernerische Seckelmeister Steiger mit warmer Beredsamkeit vor: Die Eidgenossenschaft sei ohne Eintracht wie ein Körper ohne Seele. Umsonst stellte er ihre bewaffnete Einmischung unter dem versöhnendsten Gesichtspunkte dar. „Es betreffe weder die Religion noch die Region; wegen ersterer sei nie gestritten worden, und die Region wolle man dem Fürsten nicht nehmen. Ein Mehr oder Minder: das sei der ganze Streit. Und ob denn so viel hieran liege? Bern habe selbst Unterthanen, welche in Civil- und Criminalsachen durch eigene Behörden letztinstanzlich entscheiden; deswegen sei Bern nicht weniger der Souverain derselben." — Allein Luzern erwiederte: „Ob es auf Frieden abgesehen sei, daß Zürich und Bern die gemeinen Vogteien mit kriegerischen Schaaren überziehen, und mit großer Macht an Luzerns Grenzen stehn? Das heiße: Frieden in den Worten haben und Krieg in den Werken." — In dem Kriegs-Manifeste (24. April) der fünf Orte wird den reformirten Ständen geradezu Verführung der Unterthanen Schuld gegeben. Die Orte zogen an die Grenzen.

Aber es fehlte dem katholischen Heere ein leitender Oberbefehl; die Eifersucht der Offiziere hinderte ein kräftiges Zusammenwirken; drückend war der Mangel an Lebensmitteln; von allen Seiten verließ man sich auf die Vorräthe von Luzern; so daß der Aufseher des dortigen Kornhauses unwillig zu den Obwaldern sagte: „Fresset jetzt aus euern alten Käsespeichern, aus welchen ihr die Käse schon längst um Wein verkauft habt."

Ein Berner-Heer von 12,000 Mann, das beste und schönste, welches die Schweiz damals sah, war an die Grenzen des Aargaus gerückt; während die Zürcher in Verbindung mit den Toggenburgern das Städtchen Wyl belagerten, wo eine Besatzung des Abts lag. Das Zürcherische Heer war aber mit demjenigen Berns in keiner Beziehung zu vergleichen. Der

nachmalige Bürgermeister *) J. Kaspar Escher von Zürich schrieb damals als Hauptmann an einen Freund: „Das Brot und der Wein, den wir verbrauchen, sind noch ein sicheres Zeichen, daß wir kein todter Körper sind. Die Feinde thun uns einen großen Gefallen, daß sie uns Zeit geben, uns zu ordnen. — — Ich habe tausend Gelegenheiten, mich über die Bizarrerie der Leute zu wundern. Man läuft, man wacht, man arbeitet mit großem Eifer, ohne zu wissen: wozu? Man hat überspannte Vorstellungen von dem, was man im Falle eines Angriffs thun oder lassen müsse. Am bewundernswürdigsten scheint mir die gute Stimmung unsrer Krieger, welche bereitwillig ihre Familie und gewohnte Lebensweise verlassen haben, und die alle Befehle pünktlich ausführen, obgleich ihr Sold nicht für ihren Unterhalt ausreicht.“ — Eben so wird uns der Zustand des Zürcher-Heeres geschildert, welches sich bei Mellingen mit den Bernern vereinigte; und in Vergleichung mit diesen ein Gegenstand des Spottes wurde. Viele **) trugen noch Prügel, Hellparten, Musqueten mit lockerem Schlosse, Flinten ohne Bajonett und von ungleichem Kaliber. Alle waren schlecht gekleidet und ohne Fertigkeit in den Handgriffen, an keine Kriegszucht gewöhnt.

Mehrmals wurde die Belagerung von Wyl unterbrochen, bis endlich auch die Berner daran Theil nahmen; die katholische Besatzung verließ die Stadt, um die Heimath zu vertheidigen; der zurückgebliebene Haufe floh und ermordete (24. Mai) den eigenen Anführer. Der Abt floh nach Lindau, und ließ sein Kloster und Gebiet in den Händen der Gegner.

Mit Erfolg war das Berner-Heer an der Reuß thätig; Mellingen wurde genommen; dann rückte man gegen Bremgarten vor; zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Göslikon entspann sich das erste Treffen gegen die Katholiken (meist Luzerner, in allem kaum 3500 Mann.) Mit unendlicher Mühe ordnete der Luzerner von Sonnenberg die Seinen in Schlachtreihe auf den Höhen über dem Walde; durch den die Straße führte. Kaum hatte er den linken Flügel geordnet, und wollte sich zum rechten wenden, so lief jener wieder auseinander; kehrte er dann zum linken zurück, so fiel der rechte in die

*) Lebensgeschichte J. K. Eschers von David Wyß. Zürich 1790.
**) So beschreibt sie Leonh. Meister.

vorige Unordnung zurück. Die Vorhut der Berner, ein Trupp Dragoner unter dem Baron von Basarras, brach in den Wald ein; wurde aber von den Katholiken zurückgetrieben, Basarras fiel; die Verfolgenden geriethen nun an den rechten Flügel der Berner; zwei Stunden dauerte der Kampf, bis der linke Flügel den Katholiken in den Rücken fiel und den Sieg entschied. Dies ist das Treffen bei Bremgarten, oder die sogenannte Staudenschlacht (26. Mai 1712). Die Luzerner kehrten auf ihr Gebiet zurück, und liefen größten Theils ohne weiteres nach Hause. Bremgarten ergab sich an die Sieger. Baden, das von 1200 Mann aus den fünf Orten besetzt war, wurde von den Zürchern beschossen; der kaiserliche Gesandte von Trautmannsdorf entfloh erst als sein eigenes Haus durch Kugeln und Bomben gefährdet wurde; von der andern Seite rückte das Belagerungsheer der Berner an, und die Stadt ergab sich auf Gnade und Ungnade. Zuerst hatte sie sich an die Berner gewandt, von denen sie eine mildere Behandlung erwartete als von den Zürchern. Die Besatzung war schon weggezogen; das reiche Zeughaus fiel den Siegern in die Hände; das feste Schloß, den Stein zu Baden, schleiften die Zürcher mit besonderer Eilfertigkeit. Die Zürcher und Berner handelten dann gesondert an beiden Ufern der Reuß; schon zitterte Luzern vor einem Ueberfalle der Berner; es dachte auf Frieden.

Die lange Zeit fruchtlosen Friedens-Unterhandlungen kamen endlich in Aarau zu einem Abschlusse. Und diesmal gaben die Reformirten das traurige Beispiel einer Eroberung von Eidgenossen gegen Eidgenossen, wodurch die Erinnerung des Zwistes mußte verewigt werden. Die erste Bedingung lautete nämlich: „die Grafschaft Baden mit Bremgarten und ein Theil der freien Aemter soll an Zürich und Bern abgetreten werden.“ Wichtig für das Uebergewicht der Reformirten war auch die Bedingung: „daß in allgemeinen Regierungs-, Polizei- und Kriegs-Ordnungen nicht die Majora (die Mehrzahl der Stimmen, wodurch die Katholischen im Vorzuge waren) entscheiden sollen, sondern gleiche Sätze. Auch solle der Landesfriede von 1531 aufgehoben sein. — Luzern und Uri besiegelten den Vertrag (18. Juli.)

Achtzehnte Vorlesung.

Aber noch war das Ende des Kampfes nicht gekommen. Schwyz, Unterwalden und Zug verwarfen den Friedensvertrag; ihre Schaaren sammelten sich auf dem Zuger-Gebiet; alles kam darauf an, daß Luzern wieder vom Frieden abgebracht würde; dies sollte durch den Sturz des Luzerner-Patriziates und durch Demokratisirung Luzerns erreicht werden.

Die Einflüsterungen der Urkantone wie das rastlose Bemüben des päbstlichen Nunzius wirkten zusammen, um den Frieden dem Luzerner-Volke verhaßt zu machen. Die Luzerner-Soldaten äußerten unmuthig: „Man merke wohl, daß die Feindschaft gegen Zürich und Bern eben nicht so groß sei, obschon dieselben die katholische Religion zu Grunde richten wollen. Die Regierungen aller Stände seien zum Nachtheile des Landmanns besser mit einander einverstanden als man glaube.“ — Die Unterwaldner reizten in verschiedenen Zusammenkünften die Entlibucher auf. Ein Obwaldner erzählte den Bauern zu Hergiswyl: „Wenn die Regierung von Luzern nicht mehr zum Kriege helfen wolle, so werde man den Landleuten an die Hand geben und sie frei machen, wie die von Obwalden; die Stadt Luzern müsse ein offener Flecken werden.“ Die Luzernischen Grafschaften Rothenburg und Habsburg erklärten der Regierung geradezu, daß sie den Frieden nicht annehmen. In der Mühle zu Dieriken hielten die Aufrührer eine Zusammenkunft; sie wählten Hauptleute aus ihrer Mitte und verjagten die Luzernischen. In einer Versammlung zu Eschenbach ließ sich die Meinung vernehmen, man solle sämmtliche Offiziere (aus der Stadt) umbringen. Ein anderer rieth: „vorerst in die Stadt zu ziehn, die Herren niederzuschießen, alles zu verheeren und dann auf die Berner loszugehen.“ Am 18. Juli kamen Deputirte aus den meisten Aemtern zu einer Volks-

versammlung bei der süßen Tanne zwischen Hildesrieden und Rothenburg zusammen. Dort stellte der Redner, Lukas Wyß, den Bauern vor: „Die Regierung wolle die Bauern wehrlos machen. Es sei zwischen Zürich, Bern und Luzern verabredet, daß künftig nur diese drei Städte sein und die Urkantone gevogtet werden sollten. — Wer aber unter die Freifahne (der Länder) gehe, der müsse weder Zehnten noch Bodenzins mehr geben. Die Gültbriefe werden abgeschafft, wie auch in den Ländern keine Gültbriefe seien. Die Unterwaldner haben heilig versprochen, daß sie das Landvolk von Luzern zu freien Leuten machen wollen."

Am andern Tag (19. Juli) ertönten die Sturmglocken im Lande; die Bauern sammelten sich, um sich mit den Ländern zu vereinigen. In dieser Noth beschloß die Regierung von Luzern, lieber den Frieden zu brechen, um nur die Leitung des unbezähmbaren Volks nicht zu verlieren; die Gesandten in Aarau wurden zurückberufen und dem Schultheißen Schwyzer der Oberbefehl im treulos erneuerten Kriege anvertraut (21. Juli). Vorher schon zogen (20. Juli) die drei Orte, 4000 Mann stark, unter dem Ritter Ackermann von Unterwalden und Oberst Reding nach der Gyßlikerbrücke an die Reuß; ihr Anschlag war, die Berner, welche sorglos zu Sins lagen, zu überfallen. In der Frühe des 21. Juli näherten sie sich dem Dorfe Sins. Die überraschten Berner theilten sich; 300 widerstanden fast drei Stunden lang mit Heldenmuth auf dem Kirchhofe; endlich übermannt schlug sich ein Theil derselben durch; die Obersten Monnier und May vertheidigten sich noch im Kirchthurme, ehe sie sich ergaben. Der größere Theil der Berner (700) hatte sich bei annähernder Gefahr aus dem Dorfe zurückgezogen und gerettet.

Das mit den Luzernern vereinte katholische Heer lagerte sich bei Sarmenstorf nahe am Hallwylersee. Zu Auw hielt man (24. Juli) Kriegsrath; als der Schultheiß Schwyzer dorthin ritt, trat einer aus den Urkantonen zu ihm, hielt ihm das Gewehr auf die Brust *) mit den Worten: „Was ist's, Herr Schultheiß; sind wir schon verrathen oder müssen wir

---

*) „Wahrhafte Beschreibung der drei schwersten Begegnisse im Jahr 1712, von Chorherr Meglinger." Helvetia 1833.

verrathen werden? Sind wir verkauft oder müssen wir verkauft werden? Man läßt die Berner fliehen, und wir müssen da still liegen.“ — Der dabeistehende Chorherr Meglinger bemerkte dem frechen Menschen: „Was ist das für eine Manier, mit einem Herrn Schultheißen also zu reden? Schau' er, das Gewehr ist aufgezogen!“ — „Ich weiß es wohl — erwiderte dieser — es braucht einen einzigen Druck, so ist ein solcher Ketzer von der Mähre herunter. — — Soll ich, Herr Schultheiß?“ — Der Chorherr schlug ihm das Gewehr auf die Seite. Eine Menge von Bauern hatte den Kriegsrath drohend umgeben; und es ist bemerkenswerth, daß der Anführer jenen Chorherrn Meglinger ersuchen mußte, das Volk zu trennen und wegzuführen. So kommandirte also der geistliche Herr: „Lieben Brüder in Jesu! Ziehen doch die löblichen Ortsverwandte jede in ihr Ort! Weggis macht rechts um, Kriens u. a. links um! marschiert zu euern Compagnien!“ — Beim Essen setzten sich die Häupter der Luzerner-Empörer oben an, und nannten die Herren: Schelmen, Verräther, Perrückenbuben. Einer raufte den Schultheißen Schwyzer bei den Haaren. Ein Offizier aus den Urkantonen sagte zum Brigadier Pfyffer: „Euere Bauern müssen auch freie Leute werden wie wir; ihr möget es wollen oder nicht.“

Und dennoch waren es gerade die Truppen der demokratischen Kantone, welche sich nicht schämten, noch an demselben Tage (24. Juli) zu Muri eine Landsgemeinde zu halten und dort über die drei Fragen abzustimmen: ob man sogleich nach Hause kehren, oder in Muri bleiben, oder morgen den Feind angreifen wolle? — Nur die dringenden Vorstellungen eines Luzerners: „Ihr habet den Bären aufgeweckt und auf die Luzerner gehetzt. Und ihr wollet ihn jetzt nicht vertreiben helfen?“ — nur diese vermochten die wetterwendische Masse zum Bleiben. Nur die von Schwyz blieben unthätig bei Murt stehn.

Endlich brach der Entscheidungstag an, der 25. Juli 1712 (der St. Jakobstag); heute sollte nahe bei Villmergen noch einmal der blutige Würfel zwischen den Bundesbrüdern fallen, und der alten Schweiz eine Wunde geschlagen werden, die länger als man denkt, fortgeblutet hat. In der Frühe des Morgens setzte sich das Berner-Heer von Wohlen aus nach Villmergen in Bewegung, und stellte sich hinter diesem Dorfe

in Schlachtordnung; unter von Dießbach und Sacconay der rechte Flügel *), der linke unter Manuel und May; der Venner Frisching und der General Tscharner befehligten das Centrum. Ihnen gegenüber standen auf dem linken Flügel Schwyzer und Sonnenberg auf den Höhen ob Dintikon, auf dem rechten Pfyffer. Bis ein Uhr Nachmittags beschoß man sich, ohne Erfolg; um einer Seitenbewegung der Katholiken zuvor zu kommen, beschlossen die Berner den ungesäumten Angriff. Dieser wurde von dem glänzendsten Erfolge belohnt. Das katholische Heer auf der Fläche wurde an zwei Punkten gefaßt und gesprengt; viele (gegen 1000) fanden in den Wellen der Bünz oder durch den verfolgenden Kugelregen der Berner ihren Tod. Der Sieg schien entschieden; aber plötzlich trat eine Wendung ein, als die auf den Dintiker-Höhen stehenden Luzerner, welche das Unglück der Ihren gesehen hatten, herbeistürzten, und den Kampf mit Wuth erneuerten. Dies war vielleicht die fürchterlichste Stunde dieses unseligen Tages; Mann kämpfte gegen Mann; Rache und Verzweiflung befeuerte die Katholiken; Muth und das Gefühl des beinabe errungenen Sieges stärkte den Arm der Gegner. Im Rebhügel zu Dintikon haben die Eidgenossen sich fürchterlicher als je geschlachtet. Endlich wichen die Berner; denn auch der gesprengte rechte Flügel ihrer Feinde hatte sich wieder gesammelt und an dem Gemetzel Theil genommen. Schon waren die Berner bis gegen das Dorf Hendschikon auf dem Wege nach Lenzburg zurückgewichen; man flüchtete mit dem Geschütze; Dießbach und Sacconay waren schwer verwundet, der General Tscharner fiel, als er eben die Flüchtigen aufhalten wollte. Von diesem Augenblicke hieng es ab, ob Villmergen noch einmal die Niederlage Berns sehen, ob die Demokratie zu Luzern siegen, ob der ganze Krieg eine andere Wendung nehmen solle. Da war im Heere der Berner ein Mann, der das Gewicht dieser Stunde fühlte; es war der greise Venner Frisching. Er ermahnte, er beschwor, noch einmal sich zu sammeln; er selbst stellte sich an die Spitze der neu sich bildenden Schlachtreihe. Glänzend machten die Offiziere die Feigheit ihrer Väter

---

*) Helvetia 1827 S. 147.

im ersten Villmerger-Treffen wieder gut; sie hielten manche von den Flüchtigen an den Armen fest, andere verlegten denselben mit Dragonern den Weg; mit gezogenem Degen zwangen sie die Waatländer, sich zum Angriffe zu wenden *). So konnte zum dritten Male das Treffen erneuert und eine ganz andre Entscheidung herbeigeführt werden. Nach einer halbstündigen verzweifelten Gegenwehr floh das katholische Heer, das auch im Rücken angegriffen worden. Um halb fünf Uhr Abends war das Geschick des verhängnißvollen Tages entschieden. — „Wir haben — schrieb am folgenden Tag der Schultheiß Schwyzer an den General von Dießbach — die Tapferkeit Ihrer Truppen erfahren, und ich hoffe, daß Sie den Unsrigen nichts vorwerfen werden. Gott hat durch diese Niederlage uns demüthigen wollen; mit Geduld nehmen wir an, was von seiner Hand kömmt.“ — Allerdings hatte man von beiden Seiten eine bewundernswerthe Tapferkeit erprobt; aber man schaudert, wenn man sich frägt: zu welchem Zwecke? — Das zweite Villmerger-Treffen war der blutigste Schlachttag in den Schweizerischen Bürgerkriegen; etwa 3000 Todte ließen die Katholiken auf dem Schlachtfelde, nicht 300 die Berner, wohl aber 400 Verwundete. — In der Geschichte der Eidgenossen ist der 25. Juli ein schwarzer Punkt.

Die Zürcher, die (schon den 22.) einen Einfall der Katholischen beim Richtenschwylerberge tapfer zurückgeschlagen hatten, handelten nach der Villmerger-Schlacht angriffsweise. Allein die Kraft der Gegner war gebrochen; Zug und Schwyz schlossen eine Separat-Capitulation; man war des Krieges müde. Am 9. und 11. August 1712 wurde zu Aarau der zweite Landesfriede geschlossen.

Gern hätte Zürich das Kriegsglück zu viel härteren Bedingungen und neuen Eroberungen benutzt; nur der Mäßigung Berns verdankten es die Katholischen, daß sie sich bloß zu einigen wenigen neuen Zugeständnissen verstehen mußten. Denn in Bern hatte die vaterländische und weisere Gesinnung über die egoistische Politik der eroberungssüchtigen Partei gesiegt;

---

*) „Die wälschen Berner hat man mit Todtschießen und Niederstoßen müssen zur Hülfe zwingen.“ — Brief des Majors Werdmüller, 25. Juli.

welchen Gedanken diese letztere Raum gegeben hatte, sehen wir am besten aus den Privatbriefen eines Berner-Rathes Morlot *): „Es giebt hier Leute — so schrieb er 20. Juni an den Rathsherrn von Wattenwyl — die es weder wünschen noch wagen werden, das Land des Abts zu behalten. Ist man also genöthigt, es ihm zurückzugeben, so plündere man ihn wenigstens rein aus bis auf das Strob. O, wie kränkt es mich vorauszusehen, daß wir nicht zahlreich genug sind, um durchzusetzen, was der würdige Bernerische Rath, Hans Zimmermann, einst sagte: „„Man soll nüt umme gä!““ (Man soll nichts zurückgeben!) Ich bewundere das Wort so sehr, daß ich unaufhörlich predige, um die Leute dafür zu stimmen. Der Teufel ist, daß die Alten keinen Muth haben; das Wort eines Gesandten, und wäre es selbst dieser Narr von Trautmannsdorf, macht ihnen Furcht; sie fürchten den Kaiser, den König von Frankreich, den Pabst u. s. w. Und doch brauchte es einen guten Musikanten, um alle diese Flöten zusammen zu stimmen; außerdem haben sie genug eigene Sorgen, ohne sich in unsre Sachen zu mischen.“ — Später (5. Juli) schreibt derselbe: „Ich denke, die wohlverstandene Liebe fängt bei sich selber an **). Man muß sich wärmen, während man am Feuer steht; oder um deutlicher zu sprechen: so lange man kann. Ich bin unglücklich, daß mich in den letzten drei Wochen eine Krankheit am Ausgehen verhinderte; sonst hätte ich aus allen Kräften die noble Meinung des Hans Zimmermann, den Gott segnen wolle, aufrecht erhalten. Jetzt fürchtet man nur noch den Kaiser. Denn man will hier, daß man ihn fürchte. — — Dem Abt von St. Gallen will man, glaub' ich, sein Land zurückgeben; vielleicht wird man ihm auch noch Geld geben, daß er uns diese Unruhen angerichtet hat. Man müsse ***) sich begnügen, unsere Feinde unterworfen zu haben,

---

*) Ich übersetze die Stelle aus dem französischen Originale, das vor mir liegt.

**) Diese Art von „Liebe“ kostet freilich die wenigsten Opfer, zumal sie meist nicht nur bei sich anfängt, sondern auch aufhört! —

***) Hier persiflirt er die Meinung seiner Gegner. Auf welcher Seite die edlere Gesinnung war, liegt auf der Hand.

und ihnen nicht lästige Bedingungen auferlegen; auch seien sie ja unsre lieben Verbündeten, Freunde, Eidgenossen, Mitbürger und Mitbrüder. Man muß ihnen also zurückgeben alles, was sie uns früher genommen, und was wir ihnen jetzt wieder abgenommen haben. — — Nicht wahr, das heißt: großmüthig sein? Wir geben jeden Tag 6000 Thaler aus, und geben täglich mehr nach. Nicht so viel Großmuth, aber mehr Festigkeit und Entschlossenheit: und wir werden einen guten Frieden schließen." — Wie gesagt, diese Partei, deren Weisheit darin bestand, sich auf Kosten der Verbündeten zu vergrößern, drang nicht durch in Bern; obgleich sie sich an eine Saite wandte, die bei gewöhnlichen Menschen leicht anklingt.

Merkwürdig ist, daß die Eidgenossen nun allerdings sich vertragen (nicht versöhnt) hatten, ohne daß die Veranlassung des Streites gründlich gehoben war; denn noch immer war der Abt von St. Gallen nicht zurückgekehrt, und das Toggenburg noch immer nicht einem geordneten Zustande wiedergegeben. Der Abt fand beim Kaiser, als dessen Vasallen er sich betrachtete, so ernstliche Unterstützung, daß Zürich und Bern für nöthig fanden, durch eine besondere Gesandtschaft auf dem Reichstage zu Regensburg zu unterhandeln. Endlich starb der hartnäckige Abt Leodegar im Auslande (1717); sein Nachfolger schloß mit Zürich und Bern Frieden (1718) und erhielt von ihnen alle seine Besitzungen zurück. Das Toggenburg, das sogar die Hoffnung genährt hatte, einen unabhängigen Canton zu bilden, mußte unter die obwohl beschränkte Herrschaft seines alten Gebieters zurückkehren.

So endete eine Erschütterung, die zu den Trauergemälden in unsern Erinnerungen gehört. Aarau und Villmergen hinterließen einen tiefen Riß in der alten Eidgenossenschaft, einen Riß, der in den Zeiten der Noth (1798) sein Vorhandensein verderbenvoll bezeugte. —

Außer dem hartnäckigen Kampfe der beiden Hauptparteien, die für ihre Religion und für sich das Uebergewicht erkämpfen wollten, entstand in diesem Jahrhunderte noch ein andrer Streit, der in dem vorigen nur sehr selten und vereinzelt hervorgetreten war: der Streit der politischen Prinzipe, der Aristokratie und Demokratie. Im sechzehnten Jahrhunderte hatten die religiösen Interessen so sehr vorgewaltet, daß jede

Thätigkeit dadurch fast absorbirt wurde; für politische Zwiste hatte man weder Zeit noch Sinn; es gab nur eine reformirte und eine katholische Schweiz. Das siebzehnte Jahrhundert dagegen sollte auch eine aristokratische und demokratische Schweiz im mächtigen Conflikte sehen; die religiösen Fragen hatten ihre Allmacht über die Gemüther verloren; andere Fragen drängten sich so sehr hervor, daß wiederholt die religiösen Differenzen nicht mehr stark genug waren, um die Vereinigung für gemeinsame politische Zwecke zu verhindern. Darum wirkten katholische und reformirte Regierungen eben so einträchtig für ihren Bestand zusammen, wie reformirte und katholische Unterthanen sich zur Durchkämpfung demokratischer Bestrebungen, ohne Bedenklichkeit wegen des konfessionellen Unterschiedes die Hand reichten.

Folgenreiche innere politische Bewegungen geben — abgesehen von der wohl nie ausbleibenden Einmischung persönlicher Leidenschaften und Gelüste — entweder von einer Idee aus oder von dem sinnlichen Bedürfnisse; entweder werden sie hervorgerufen durch Gedanken und Grundsätze, die, in einzelnen Menschen klar und bestimmt durchgebildet, dann auf verschiedenen Wegen an größere Massen herangebracht werden; oder aber ihr erster und mächtigster Hebel sind materielle Interessen, die sich Bahn brechen und eine gewaltsame Befriedigung suchen. Auf beiden Wegen sind in alter und neuer Zeit Revolutionen entstanden, und werden alle Zeit so entstehen; oft sind beide so verflochten, daß man mit Mühe entscheidet, welcher Impuls der erste und kräftigere gewesen; andere Male betrügt die eine Bestrebung die andre um ihre Frucht, oder sie benutzen sich gegenseitig. Denn es kann wohl geschehen, daß eine Partei zur Geltendmachung einer Idee die materiellen Interessen in Dienst nimmt, und denselben für ihren Söldnerdienst mitleidig einen Knochen zuwirft; auf der andern Seite können die krassesten materiellen Interessen es in ihrem Vortheile finden, für einige Zeit unter dem Paniere einer Idee zu kämpfen, wenn auf diese Weise der Gegner besser aus dem Wege geräumt wird. Oder es können auch die sinnlichen Bestrebungen zuweilen das bloße Gefäß sein, in welchem zuletzt viel tiefer greifende auf einen Grundsatz basirte Tendenzen sich entwickeln und reif werden.

Trügen wir uns nicht, so gehören die politischen Unruhen in der Schweiz im siebzehnten Jahrhundert vorzugsweise unter diese letzte Kategorie. Neue Auflagen und Finanzmaßregeln der Regierungen schienen dem Volke entweder zu drückend oder im Widerspruche gegen hergebrachte Rechte und Freiheiten, und an diesem Widerstande erstarkte oft ein mehr umfassender. Die erste bedeutende Regung zeigte sich im Canton Bern (1641); eine Vermögenssteuer veranlaßte Unwillen und Widersetzlichkeit, sogar eine Landsgemeinde zu Langnau; eine Verhaftung rief die Unzufriedenen zu den Waffen; auch die Regierung rüstete sich; doch vermittelten die Evangelischen Orte zwischen Regierung und Unterthanen. — Durch strengere und schroffere Maßregeln wurde der Widerstand im Canton Zürich niedergeschlagen. (1646). Wädenschwyl und Knonau, wie das Jahr vorher Kyburg, widersprachen der Gutsteuer, und zugleich forderten sie größere Handels- und Gewerbsfreiheit, und mehrere politische Rechte — in allem beriefen sie sich auf historisches Recht. Denn in ihren Händen lagen die Briefe, welche ihnen die Obrigkeit nach dem Waldmannischen Auflaufe (1489) und nach dem Kappeler Kriege (1531) unerzwungen ertheilt hatte. In jenen Briefen waren ihnen Rechte zugesichert, welche die Stadtregierung auf alle Weise in Vergessenheit zu bringen suchte. Gestützt auf jene urkundlichen Rechte versuchten die Gemeinden den Widerstand; sie bewaffneten sich, und versprachen eidlich ihren Führern Unterstützung (1646). Da beschloß Zürich, rasch den aufstrebenden Widerstand zu unterdrücken; Trennung der Gegner führte am schnellsten zum Ziele; durch Milde und Herablassung gewann man die einen, die andern lähmte man durch klug genährte Eifersucht; gegen die berechtigtsten Gegner wurde der Hauptschlag mit offener Gewalt ausgeführt.

Wer auf dem schönen, reich umbauten Zürichsee von Zürich nach Rapperschwyl hinauf fährt: der erblickt fast auf der Hälfte des Wegs zu seiner Rechten den Flecken Wädenschwyl; mehr als eine Viertelstunde dehnt sich derselbe am Ufer des See's aus; Gärten und freundliche Anlagen schmücken die stattlichen Häuser der wohlhabenden Bewohner; mehr auf der Höhe blickt die schöne Kirche unter Fruchtbäumen hervor; von dort ziehen sich gegen die Anhöhen hin viele Wohnungen von ländlicherem Aussehen; dort hat sich neben Wohlstand und Fleiß noch mehr

als am Ufer altväterliche Sitte erhalten. Nach diesem schon damals aufstrebenden Flecken steuerten (21. Sept. 1646) etwa 60 Schiffe von Zürich, mit Bewaffneten besetzt, unter Leu und Werdmüller *). Auf Zollingers Matte — der nämlichen, wo bisher die Versammlungen gehalten worden — wurden am folgenden Tag die Einwohner von Wädenschwyl und Richtenschwyl versammelt, Männer und Weiber, Kinder wie Greise. Ihnen gegenüber war das Militär aufgestellt. Der Generallieutenant Leu erklärte nun den Landleuten: „leider könne er sie nicht mehr liebe und getreue anreden, sondern Rebellen, Friedensstörer und meineidige Leute.“ Nach einer langen Reihe von Vorwürfen und der Bemerkung, „ob nicht eine hohe Landesobrigkeit nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen berechtigt wäre, sie sammt und sonders auf der Stelle niedermachen und ganz ausrotten zu lassen“, versprach er ihnen Gnade, wenn sie ihre Rädelsführer ausliefern wollten. Von diesen wurde der einzige, der gegenwärtig war, sogleich ausgeliefert. Als sie Gehorsam und Reue gelobt (mit „ausgestreckten Armen“) ließ er sie alle die Waffen ablegen, und sprach ihnen bis auf künftige Begnadigung „alle Freiheiten und Rechte, die sie bisher genossen hatten“, ab. Hierauf stellte ihnen Leu vor: da ihre vermeintlichen Freiheits- und Burgerrechtsbriefe ihnen doch nur zum Unglücke gereichten, so sollen sie sich erklären, „ob sie dieselben Unsern gnäd. Herren und Obern freiwillig übergeben wollen, damit sie ihnen nicht mit Gewalt weggenommen werden.“ Auf eine so gestellte Frage war die Antwort vorauszusehen; die Gemeinden erboten sich zur Uebergabe der Urkunden und baten auf den Knieen um Gnade; hierauf wurden ihnen die Untergewehre zurückgegeben; sie leisteten den Eid und lieferten die Urkunden aus. Nach einigen Tagen (24. Sept.) zog die Mannschaft der Stadt ab. Von den Führern der Volkssache wurden vier vom Zürichsee und drei aus dem Kyonaueramte enthauptet. Muß man auch zugeben, daß die Sache schon auf einen Punkt gekommen war, wo eine kräftige Regierung nothwendig mit

---

*) „Relation und Bericht, wie der wider die Wädenschwyler zu Wasser geschehene Auszug ab- und zu Ende gelaufen ist. 1646.“ — Helvetia 1827.

Strenge eingreifen mußte: so bleibt es eben so wahr, daß die planmäßige Beseitigung und die endliche gewaltthätige Zertretung urkundlicher Rechte für Zürich nicht eine Saat des Segens geworden ist. Jene sieben bluteten als Aufrührer; aber ihr Blut schrie Rache über die, welche den Aufruhr hervorgerufen und der erste Aufrührer ist immer derjenige, welcher mit Gewalt oder List die ewigen Grundsätze des Rechts und der Treue verletzt. Auch blieb jene Gewaltthat unvergessen; sie trug reichliche Früchte des Hasses und des Mißtrauens; noch in den letzten Stunden der alten Eidgenossenschaft hat sie sich fürchterlich gestraft (1795 und 98).

Absichtlich haben wir diese Begebenheit umständlicher dargelegt, damit es sich daran erweise, ob wir etwa für Personen und antiquirte Interessen kämpfen oder für Grundsätze, deren Geltung bleibt, so lange ein sittliches Gefühl unter den Menschen nicht erloschen ist.

Die bis jetzt berührten Bewegungen waren bloß die vorbereitenden Unbehaglichkeiten, welche einer großen erschütternden Krise vorangingen, einer Krise, die 1653 erfolgte, und die man gewöhnlich mit dem Namen des „großen Bauernkrieges“ bezeichnet. Hier erblicken wir zum ersten Male eine planmäßige und in weiterem Zusammenhange geleitete demokratische Bewegung, die sich fast über die ganze westliche Schweiz ausdehnte, und dieselbe politisch umzuwandeln versuchte. In der Entstehung und dem Gange dieses großen Ereignisses wurden politische Wahrheiten an die Welt geboren, deren Warnungsruf auch in neuerer Zeit für alle Parteien laut genug hätte sein müssen, wenn man Ohren gehabt zu hören. Doch neben der politischen Bedeutsamkeit jenes Ereignisses möchte ich Sie noch auf eine allgemeiner menschliche aufmerksam machen; verfolgen Sie den Gang und Zusammenhang dieser Begebenheit mit Theilnahme: so werden Sie staunen bei der Wahrnehmung, daß hinter einer undurchdringlichen Verhüllung — so scheint es wenigstens — die Fäden unsers Geschickes geleitet werden. Sie werden bemerken, daß zuweilen in Momenten, wo alles sich auf das erfreulichste zu entwickeln schien, ein unvorhergesehener, unglücklicher Wurf neue Katastrophen herbeiführte; daß oft das Leben vieler, das Wohl von Tausenden von einem trotzigen Entschlusse oder einer Laune

abzuhängen schien. Diese Wahrnehmung würde zu den drückendsten, ja fürchterlichsten in der Geschichte gehören, wenn sich unser Glaube nicht zu dem höheren Gesetze der Abhängigkeit aller zeitlichen Verhältnisse von einer göttlich bestimmenden Urkraft erhöbe. Was uns dann im Einzelnen noch verwirrt oder schmerzt: das verliert seinen Stachel, sobald wir es unter jenen erhebenden Gesichtspunkt zu bringen wissen. Denn wie der göttliche Verstand das Einzelne verknüpft und löst: das bleibt unserem endlichen Erkennen wohl immer umschleiert; daß er es aber verknüpft und löst: das ist der Hort des Glaubens.

Jenes tiefeingreifende Aufstreben der Demokratie 1653 hatte seinen Heerd im Kanton Luzern. Zuerst zeigte sich die Unzufriedenheit in einer Spannung der Bürgerschaft gegen das Patriziat, dem man neben vielem Einzelnen die Unterdrückung ursprünglicher Rechte zur Last legte. Die Bürger forderten von der Obrigkeit, daß sie ihnen „ihre gebührenden Eidgenössischen Rechtsame und die so theuer von unsern lieben Altvordern mit blutigem Schweiß erstrittene Freiheit kund mache, und solche der allgemeinen Bürgerschaft zum Genusse überantworte.“ *) — Ein Vergleich binderte für einmal einen völligen Bruch; aber bald stand ein andrer Gegner in die Reihen zum Kampfe gegen die Regierung.

Die Landschaft Entlebuch, von Alters her mit großen Freiheiten versehen, war allezeit mit eifersüchtigem Muthe wachsam auf dieselben; durch neue Auflagen und durch Herabsetzung des kleinen Geldes glaubten sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt; durch Abgeordnete vertraten sie ihre Sache vor dem Rathe zu Luzern. Ihre freundliche Aufnahme wurde durch die Unbesonnenheit eines Rathsherrn (Krebsinger) nutzlos ge-

---

*) „Der große Volksaufstand in der Schweiz **1653**. Helvetia **1830**;“ diese nach den Quellen gearbeitete Darstellung ist bis jetzt die Hauptschrift. — Füßli, Historie des großen Aufruhrs. Helvetia **1826**. — „Wahrhafte Beschreibung des Bauernkriegs.“ — Ohnparteiische Beschreibung der Eidgenössischen Unruhen **1653**. — Ausführliche Relation über **1653**. — Sammlung von Aktenstücken betreffend den Bauernkrieg. — Niklaus Leuenbergers Processus. Sämmtlich in der Bibliothek des Hrn. von Mülinen.

macht; dieser herrschte sie drohend an: „Die Entlebucher seien unruhige, störrische Köpfe, die man mit Strenge zur Ordnung bringen müsse; sie werden nicht ruhig werden, bis man ihnen 4 oder 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schicke.“ Diese Drohung verbreitete sich im ganzen Lande, und wurde wahrscheinlich geflissentlich vergrößert; mit Grausen sprach man von den stich- und schußfesten, gefrornen Welschen, von den fremden Völkern, die niemanden verschonen. Die ganze Landschaft waffnete sich; schon waren 800 Morgensterne bereit. Schon traten Einzelne mit frecher Selbstgewalt hervor; drei der kühnsten Demagogen, nachher die drei Telle genannt, griffen die Luzerner Schuldenboten an, und führten den einen mit einem Zaum in dem Munde unter Trommel- und Pfeifenklange aus dem Lande. — Am 26. Januar 1653 zogen die sieben Kirchspiele des Entlebuchs in Prozession nach der hochgelegenen Kirche zum heiligen Kreuze in der Pfarrei Hasli im Entlebuch; dort verbanden sie sich nach dem Gottesdienste mit einem Eide zur Behauptung ihrer Wünsche und zur Vertheidigung gegen Fremde. Das Feierliche einer stillen Winterlandschaft und die Eindrücke des Gottesdienstes waren geeignet, die Stimmung bis zum Enthusiasmus zu steigern; gerade einer solchen Steigerung bedürfen die Menschen, denen an der Schwelle zweifelhafter Unternehmungen ihr Gewissen oder ihre Furchtsamkeit in den Weg tritt. — In der Kirche zu Schüpfheim waren 1400 Entlebucher versammelt (15. Februar 1653), um mit den Abgeordneten der Regierung — der Schultheiß Dulliker an der Spitze — zu unterhandeln; wohl bewaffnet, unter Hörnerklang, voran die drei Telle, in der Tracht der ersten Eidgenossen, waren sie je drei und drei, in die Kirche gezogen. Allein ihre Forderungen waren so hoch gespannt (z. B. Nachlaß eines Drittels der Schuldbriefe, Abschaffung der Schuldbetreibung u. s. w.), daß die Unterhandlung abgebrochen wurde. Dem Schultheißen hatte einer der Bauern zugerufen: „Ja, ja, ihr seid von Gott, wenn ihr gerecht seid, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seid.“

Von Entlebuch aus wurden auch die übrigen Aemter des Cantons bearbeitet; und alle 10 Aemter traten (26. Februar) in einer Landsgemeinde zu Wollhausen zusammen; schon sah man Berner- und Solothurner-Bauern unter der Masse; auch

einige katholische Geistliche nahmen Theil an der Versammlung. Der Redner erklärte in der Kirche: „Es handle sich nur darum, die Rechte der Obrigkeit und den ihr gebührenden Gehorsam einerseits, und anderseits auch die Freiheiten und urkundlichen Rechte der Unterthanen sicher zu stellen, damit Fried und Einigkeit im Land erhalten werden.“ Allein wir kennen diese Sprache zu wohl, um uns durch ihren süßen Geschmack täuschen zu lassen; manche mochten es mit jenen Grenzen ihres Vorhabens redlich meinen; denn es ist selten, daß der Dämon einer Revolution nicht auch das Gemüth redlicher Menschen und die Sprache des edleren Menschengefühls als Wegbereiter in seinen Dienst genommen hätte. — Alle Anwesenden beschworen einen den zehn Aemtern gemeinsamen Bundesbrief.

Jetzt hielt es die Regierung von Luzern an der Zeit, Schiedsrichtern aus den katholischen Orten die Entscheidung zu überlassen. In der That arbeiteten diese mit dem größten Eifer an einem Vergleiche; aber die Bauern, auch theilweise durch fremde Einflüsterungen mißleitet, erwarteten von den Waffen viel größere Zugeständnisse; der Landsturm belagerte die Stadt, die er aber durch eine Besatzung der treuen Aemter und der vier katholischen Orte wohl vertheidigt fand (16. März). Indessen wurden die Bauern in den Erwartungen von ihrer Waffenthat bald so herabgestimmt, daß sie so wie die Regierung einen neuen Vergleich der Vermittler annahmen (19. März); des andern Tages zogen sie in ihre Heimath zurück. — In einem Manifeste warnte die Tagsatzung vor fernern Empörungen, und drohte mit der pflichtmäßigen Hülfe aller Regierungen.

Neunzehnte Vorlesung.

So schien der Sturm beschwichtiget, die Ruhe in der Schweiz hergestellt. Aber es bewährte sich auch hier: wie wenig die That des Menschen, sobald sie einmal in die Erscheinung eingetreten ist, sein Eigenthum bleibe; die gute wie die böse That, so wie sie der Hand des Menschen entronnen, wuchert fort ins Unabsehbare; wer will die Verkettung ihrer Folgen durchschauen? Es liegt in dieser Wahrheit eben so viel Trost als Schrecken; wohl bietet uns die Zuversicht, daß auch der stillsten guten That ihre Erfolge sicher seien, im Leben einen unzerstörbaren Rückhalt; aber schaudernd müssen wir auch vor dem Gedanken still stehen, daß jede sündige That unsers Lebens (oft uns unsichtbar) fortwurzeln und ins Unendliche sich vervielfachen könne; so daß des Dichters Wort eben hierin seine ganze Anwendung findet:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortwährend Böses muß gebären."

Jene Berner-Bauern, welche der Landsgemeinde zu Wollhausen beigewohnt, waren in ihrem Cantone nun ganz im gleichen Sinne thätig; emsig verbreiteten sie Abschriften des Wollhauser Bundesbriefes, und bald sproßte ihre Saat auf; zuerst im Emmenthal; von heimlichen Zusammenkünften (zu Hutwyl) gieng man zu einer Landsgemeinde in Langnau über ($^{14}/_{4}$. März), wo Luzerner und Berner waren. Den ersten Widerstand fand die Regierung, als sie für Luzern Truppen bereit halten wollte; in der Waat zu Moudon antwortete man *): „Wir wollen allen billigen Gehorsam leisten; aber wir können uns nicht gegen unsre Brüder schlagen, die Unterthanen wie wir sind, und die ihre Freiheiten behaupten."

*) Grenus, Documens relatifs à l'histoire du Pays de Vaud.

So erklärten die Truppen an der Musterung zu Langenthal: „sie würden nie gegen ihre Brüder von Luzern zu Felde ziehn, die ihnen nichts zu Leide gethan.“ — Schon wurden unter dem Landvolke Parteinamen üblich; Linde hießen die Ruhigen, Harte die Mißvergnügten. Der Terrorismus der Pöbelherrschaft erhob sein wildes Haupt; die Linden wurden insultirt oder mußten sich flüchten. Auf einer Landsgemeinde zu Trachselwald (24. März) trat zum ersten Male Niklaus Leuenberger, von Schönholz aus der Pfarrei Rüderswyl, auf, und änderte die zum Nachgeben geneigte Stimmung der Mitglieder. Leuenberger ist bekanntlich die Seele der ganzen Bewegung geworden; wie es scheint, hat er sich nicht vorgedrängt; er ließ sich vielmehr — nach Art berechnender Volksführer — von andern nöthigen, sich an die Spitze zu stellen. In hohem Grade besaß er die Gabe, der Mann des Volkes und doch der fast unbeschränkte Herrscher zu sein; allein Proben einer hohen, tapferen, von einem großen Gedanken ergriffenen Seele hat er nirgend gegeben. Das Heil, welches er im Falle des Gelingens gebracht hätte, wäre höchstwahrscheinlich die Herrschaft von Dorf-Magnaten gewesen; ein Glück, das aufgeklärtern Zeiten aufgespart war!! —

Bern rüstete sich und mahnte den Vorort Zürich, der seine Hülfe bereit hielt (23. März). Vermittler der evangelischen Stände arbeiteten in Bern schon an einer Vereinigung, als eine Basler- und Mühlhauser-Besatzung von 500 Mann, die in Aarau eintraf, vom Landsturme des Aargaus eingeschlossen, und — weil es an Ordnung und zuverlässiger Gesinnung fehlte — zur Heimkehr genöthiget wurde. Dennoch vollendeten die Vermittler ihr nicht von Dornen freies Werk (11. April). In manchen Punkten hatte die Regierung nachgegeben, und die Abgeordneten der Landleute hatten sich zu einem Fußfalle verstanden. — Auch hier schien die Ruhe hergestellt ohne Kampf und Blutvergießen. Auch die Unruhen in den Cantonen Basel und Solothurn endeten mit einer friedlichen Ausgleichung.

Aber schon war von neuem im Canton Luzern die Unzufriedenheit laut geworden, angeschürt am meisten durch die kleinen Dorffürsten, die berauscht von der Süßigkeit revolutionärer Allgewalt, nicht freiwillig zu ihrer früheren Unbedeutendheit in einem ruhigen Zustande zurückkehren wollten. Doch vereinigte

abermals Nachgiebigkeit der Regierung und Vermittler die Entzweiten; nur das Entlebuch bog sich nicht.

Indessen alle diese Vermittelungen waren nur täuschende Stillstände; die einmal angefachte Flamme loderte fort; Güte und Nachgeben nährten den Stolz mancher, und weckten die Hoffnung noch viel größeres zu erreichen. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß sich sogar schon eine Art von Propaganda unter den unruhigsten Bewegungsmännern der vier Cantone bildete. Schon 18. April sehen wir eine neue Landsgemeinde zu Willisau, wo auch Berner und Solothurner zugegen waren; dann folgten Gemeinden in den einzelnen Cantonen; in Basel war schon damals Liestal der Sitz der Revolution; das Raths-Protokoll klagt darum: „Der Liestaler eingebildete Präsumption, Hochmuth und Vermessenheit sind die Ursachen alles Uebels und Unraths, ja die rechte Wurzel und Ursprung der Rebellion. Es ist nicht das erste, sondern das dritte Mal, daß solche um großes Geld erkaufte Leibeigene an Gott und ihrer Obrigkeit treulos und meineidig gewesen sind. Bei allen drei Rebellionen hat Liestal das Direktorium geführt.“

An der neuen treulosen Auflehnung hatte Leuenberger zuerst nicht Theil nehmen wollen; erst die Drohungen andrer Führer bewogen ihn zum Anschlusse, als der Ausbruch der Bewegung schon eingeleitet war; er erschien zu Sumiswald (23. April). Dort trafen nämlich Deputirte der vier Cantone zu einer gemeinsamen Landsgemeinde ein. Auf dem freien Felde waren über 1000 Mann versammelt; ein langer Tisch diente als Rednerbühne; hier standen Leuenberger, Ulli Galli von Signau, der Notar Brönner, Emmenegger aus dem Entlebuch und Binder. Ein gemeinschaftlicher Bundesbrief in sieben Artikeln wurde von allen beschworen; man verband sich: „Daß wir den ersten Eidgenössischen Bund, vor etlichen hundert Jahren zusammengeschworen, wollen haben und erhalten, die Ungerechtigkeit einander helfen abthun, und die Gerechtigkeit äufnen. — — Wir wollen helfen einander alle unguten, neuen Aufsätze abschaffen, und sollen aber jedes Orts Unterthanen ihre Gerechtigkeiten von ihrer Obrigkeit selbst fordern. Haben unsre Bundesgenossen im Streite gegen die Obrigkeit dann Recht, so wollen wir ihnen dazu verhelfen; haben sie Unrecht, so wollen wir sie ab- und zur Ruh verweisen. — Soll auch keiner von

uns so frech oder vermessen sein, der wider diesen Bundschwur reden solle u. s. w. Welcher aber dieses übersehen würde — soll nach seinem Verdienen abgestraft werden.“ — Durch den Bund zu Sumiswald war eine drohende Verbindung der Demokratie geschlossen, von deren Bestehen es abhieng, ob die Städte-Aristokratie der westlichen Schweiz untergehen und die ganze politische Entwickelung der Schweiz sich anders gestalten solle. — In diesem Bewußtsein handelten die Bauern mit der unruhigen Geschäftigkeit des Propaganda-Eifers; sie sandten Abgeordnete nach Uri, nach Zürich an die Regierung, wo sie zur gleichen Zeit die Unterthanen zu gewinnen suchten, und nicht ohne allen Erfolg *); von Luzern aus bearbeitete man die freien Aemter; die Emissaire der Revolution prahlten, daß in 24 Stunden 70,000 Mann für sie bereit stünden; auch die lügenhaftesten Verdächtigungen mußten zur Aufregung beitragen; und die ruhig gebliebenen Landschaften Berns (z. B. das Simmenthal) wurden schriftlich und mündlich zum Anschlusse aufgefordert. Die aufrührerische Landschaft hatte sich fast in ein stehendes Feldlager verwandelt; alle Dörfer und Straßen waren bewacht; Reisende und Briefe untersuchte man; selbst die Weiber unterstützten durch Wachsamkeit und Herbeischaffung der Waffen die Sache der Revolution; nur sie giengen am Buß- und Bettage (24. April) in die Kirche, die Männer blieben unter den Waffen. Als man auf der Aare ein mit Eisenwaaren beladenes Schiff auffieng, und ein Fäßchen mit Granaten darin fand, stieg Verdacht und Wuth der Bauern noch mehr: „Da sieht man, was für eine schöne Obrigkeit wir haben!“ hieß es; und gegen 5000 Männer aus Bern und Luzern waren auf einer Landsgemeinde zu Hutwyl (30. April) zusammengekommen. Sprachen die Pfarrer in den Kirchen von Frieden und Gehorsam, so fielen ihnen die Bauern ins Wort. — Leuenberger erhielt schon den vielbedeutenden Namen: Obmann des Bundes; er handelte mit diktatorischem Ansehen; seine Beredsamkeit bezauberte die Bauern; ein Wink von ihm, ein Wort, ein Befehl wurde mit unglaublichem Eifer ausgeführt; alles verstummte auf den stürmischen Landsgemeinden, sobald er das Wort ergriff. Auch seine Erscheinung

*) Helvetia 1830, S. 246.

sollte imponiren; ein Mann in der Kraft des reifsten Alters, in einem schönen rothen Gewande (einem Geschenke der Luzerner-Bauern), ritt er, einem Fürsten gleich, von einer zahlreichen Ehrenwache umgeben, im Lande herum. Wie mußte es ihm schmeicheln, als der französische Gesandte ihn schon seiner Correspondenz würdigte! — Auf einer neuen Landsgemeinde zu Hutwyl hörte (14. May) man schon den Rath: „man solle die Städte einschließen, damit der Aufruhr in den Städten einen Anfang mache.“ — Knieend und mit erhobenen Fingern beschworen die Versammelten den Bund; Leuenberger sprach ihnen den Eid vor.

Unterdessen hatte die Regierung nichts versäumt; zu Baden hatte sich (29. April bis 10. Mai) eine außerordentliche Tagsatzung versammelt, die eine bewaffnete Unterdrückung des Aufstandes beschloß: „Wir haben — erklärt sie in ihrem Manifeste — der Sache nicht anders helfen können als die Waffen mit Gottes Hülfe zu ergreifen, um die Frommen und Aufrichtigen zu schützen, die Bösen und Meineidigen zu strafen.“ (8. Mai.) — An die Landsgemeinde zu Langenthal schickte (16. bis 18. Mai) die Regierung eine Gesandtschaft; auf ihre Zuschrift antwortete Leuenberger hochfahrend: „Wir bitten Euer Gnaden, Ihr wollet mit demüthigen Reden uns begegnen, und nicht mit Rüche (Rauheit), damit die Landleute nicht etwan in Zorn gerathen möchten. Die Aktion aber soll unter dem heitern Himmel geschehen. Datum in Eil aus Unserer Versammlung zu Hutwyl (15. Mai.)“ — Ebenso schrieb er im Namen der Landsgemeinde an die Landvögte in Thun, Burgdorf und Aarwangen: „Es nimmt uns Wunder, warum Ihr Kriegsvölker in das Schloß nehmet. Deswegen Ihr ernstlich ermahnt sein sollt, alsobald selbige abzuschaffen, sintemal Wir solche nicht dulden können, und im Fall das nicht geschieht, wollen wir dieselbigen wohl dannen bringen. Wisset Euch hiemit zu verhalten.“ (16. Mai.) Die Unterhandlungen der Abgeordneten zerschlugen sich fruchtlos an den Forderungen der Bauern.

Schon berieth sich die Landsgemeinde, wie sie nöthigen Falls den Krieg führen wolle; es wurde bestimmt, daß man vor allem aus Bern belagern und die Zufuhr abschneiden müßte. Die Sache der Demokratie stand damals auf ihrem

Höhepunkte; man rechnet *), daß gegen 40,000 Mann für sie in Bereitschaft standen; und noch hatten sie nirgend einen energischen Widerstand gefunden. — Bestürzung verbreitete die freilich ganz ungegründete Nachricht, das Heer der Zürcher sei bei Mellingen angekommen; Leuenberger und Schybi hielten hierauf eine Berathung im Wirthshause. Diese ist uns im Berichte eines Berners, Marx Huber, erhalten, des Hauslehrers beim Landvogte zu Aarwangen; er hatte aus Neugierde der Landsgemeinde beiwohnen wollen, war aber von den Bauern festgenommen, zuerst in einer Art kleinen Kellers und dann im Wirthshause bewacht worden. Er hörte in einer Nebenkammer, wie der Luzerner Anführer Schybi zu Leuenberger sprach: „Herr Bruder Klaus, wir hören, wie übel es im Land unten steht; wir müssen da helfen. Lassen wir die Zürcher weiter hinauf, so mögen wir ihnen nimmer wehren. Sie haben viel Büchsen und Stück bei ihnen; wir aber keine. Die Faust und das Courasche muß bei uns alles thun.“ Seine Meinung war, die Zürcher bei Mellingen von drei Seiten anzugreifen, und in die Reuß zu sprengen. Leuenberger erwiederte: „Weil Ihr so gut für das Vaterland rathet, und Ihr selber ein alter Soldat seid, so bitten wir Euch: seid Ihr der oberste Hauptmann, und führt unser Volk an. Geht Ihr nach Mellingen hinab, so will ich nach Burgdorf hinauf, und sorgen, daß keine Welschen eindringen.“

Am 21. Mai ließ Leuenberger den Landsturm ergehen; in der Nähe Berns bei Ostermundingen lagerte er sich mit seinen Haufen. Aus Luzern und Solothurn erschienen Zuzüge; wenige Tage nachher wurde auch Luzern belagert, und im Canton Basel das Schloß Farnsburg geplündert. Trotz der Nähe der Bauern schloß Bern seine Thore nicht bis zum 23. Mai; es hatte die verbündeten Stände gemahnt, seine Besatzung verstärkt, und ließ in der Waat Truppen ausheben; über 5000 Mann stark, rückten diese gegen den Paß von Gümmenen an der Saane. Dieser war von den Bauern besetzt. Hier half — berichten einige — eine wohlberechnete List; der Landvogt zu Laupen, Jakob Dürheim — so heißt es — erzählte den Bauern bei Gümmenen: „Nun sei alles verloren; Leuenberger habe sich

*) Lauffer und Helvetia.

mit seinem Heere dem Pabste unterworfen, und sei katholisch geworden.“ — Voll Schrecken über diese Nachricht liefen die Bauern auseinander, und der Paß war für die Waatländer offen; ebenso zerstreuten sich die vor Aarberg liegenden Bauern.

Noch immer zeigte sich Bern zum Nachgeben bereit; auf dem Murifeld wurde unterhandelt; am 24. Mai erklärten die Bauern: „Wir, Euer Gnaden kleinfügige Unterthanen versprechen in guten Treuen, sowohl gefangene Personen als weggenommene Sachen zu restituiren.“ Und die Regierung versprach dagegen 50,000 Pfund als Entschädigung der Bauern, doch auch für die durch den Aufruhr Beschädigten. Dies veranlaßte neue Unterhandlungen; in Leuenberger wechselte, je nach den Erfolgen, Trotz mit Verzagtheit. Endlich kam es zu einem Vergleiche (28. Mai), worin die Regierung manche Zugeständnisse machte, sogar unter Bedingungen die Erlaubniß zu Landsgemeinden; allein sie gab nach in einer kräftigen Stellung, die es aussprach, daß man auch nicht nachgeben könnte. Amnestie („ein allgemeiner Vergeß“) war ausgesprochen. — Leuenberger führte die Bauern von der Stadt weg.

So war eine neue Krisis überstanden, und es schien, als sollte eine so unerhörte Gährung ohne Blutvergießen enden. Es war aber anders beschlossen. Luzern war noch von den aus Bern und Solothurn verstärkten Aufrührern eingeschlossen, und die Regierung bereitete sich zum Kampfe.

Zürich als Vorort war von Bern zu Hülfe gemahnt, es säumte nicht; auf die Gesinnung der Bürger (einige Fleischer ausgenommen) konnte es zählen; auf dem Lande wurden freiwillige Werbungen angestellt; die Zuzüge von Schaffhausen, Glarus, Appenzell, Thurgau waren eingetroffen. Am Morgen des 30. Mai, zwei Tage nach dem auf dem Muri-Felde geschlossenen Frieden, brach das gesammte Heer, ungefähr 9000 Mann, unter dem Zürcher General Conrad Werdmüller, von Zürich auf. In der Nacht bestieg man den Heitersberg zwischen Limmath und Reuß, an dessen Fuß Mellingen liegt; auf der Höhe des Berges traf das Heer des Morgens um 3 Uhr Gesandte aus Mellingen und den freien Aemtern mit Fackeln und Windlichtern *); sie bezeugten friedliche Gesinnung. An

*) Helvetia 1830, S. 354.

dem schönen Maimorgen (31. Mai) streiften die Blicke des Heers über die ausgedehnte, herrliche Landschaft hin; in diesen Augenblicken, wo unser Herz, vom Liebeshauch der Schöpfung erweicht, gerne nur Friedensgedanken beherbergt — in diesen Augenblicken mochte es in den Kriegern ein menschliches Gefühl beklagen, daß ihren Pfaden Blut und Jammer vorgezeichnet sei. Zwei Kanonenschüsse schallten von den Höhen des Heitersberges über das Land hin, dem Volke ein Signal des Angriffs.

Denn gleichzeitig als Leuenberger auf das Muri-Feld vor Bern gezogen war, hatte auch das Aargau zu den Waffen gegriffen, und den Reuß-Paß bei Windisch besetzt; auf ihrer Seite standen auch die Städte Aarburg und Lenzburg; aber fest widerstanden den Planen und dem Ansinnen der Landleute Zofingen und am kräftigsten Aarau und Brugg. Diese Städte sahen unter Berns nicht drückender Oberhoheit die Wohlthaten eines freien Gemeinwesens bei ihnen erblühen; in geistiger Bildung und regem Streben durften sie sich mit der Hauptstadt messen, und zu froh waren sie des Genusses ehrenwerther, bürgerlicher Freiheit, als daß sie sich an die maßlosen Bestrebungen roher, despotischer Massen hätten anschließen wollen. Diese Städte wurden von den Bauern eingeschlossen. (24. Mai) Aarau leistete den entschiedensten Widerstand. Als es durch die Aarburger aufgefordert wurde, beständigen, freien Durchpaß zu gestatten, antworteten sie dem Hauptmanne, ob er auch wisse, wie man eine Stadt auffordere? — „Ja, (hieß es) Soldaten zum Angriffe seien genug!“ — „Auch der Bürger sind es genug, die Stadt zu vertheidigen!“ war die Antwort. Alle waren in der Stadt von einem Geiste beseelt; sogar die Frauen; sie hatten eine Stärke aus Amelmehl gemacht, erklärt, mit dieser Lauge wollten sie den Bauern beim Sturme aufwarten. Die Weiber der Bauern warteten in der Nähe mit Körben und Säcken auf den gehofften Raub, oder sie brachten ihren Männern Speise ins Feld. Leuenbergers Ankunft rief die Belagerer (2. Juni) ins Lager nach Othmarsingen gegen das Eidgenössische Heer.

Das Eidgenössische Heer unter Werdmüller hatte nämlich bereits Mellingen besetzt, und vor der Stadt ein Lager bezogen; von hier aus erließ Werdmüller (31. Mai) eine Proklamation an die Bauern mit der Aufforderung, ihm durch Aus-

schüsse erklären zu lassen, ob sie den Frieden begebren und die Waffen niederlegen wollen. In diesem Falle versprach er ihnen Gnade und Schutz, sonst werde er die Gewalt brauchen. „Dabei wir uns dann auch vor Gottes Angesicht und aller ehrbaren Welt wollen entschuldigt haben, alles Jammers und Elends, so euch deßwegen begegnen möchte.“

Um nämlich den Gang der Ereignisse zu verstehen, dürfen Sie nicht vergessen, daß Werdmüller noch nichts von dem Vergleiche wußte, welchen Bern auf dem Muri-Felde mit seinen Unterthanen geschlossen hatte; er konnte dies um so weniger voraussetzen, als er die Bauern unter den Waffen fand. Inzwischen erhielt er durch einige Abgeordnete der Bauern die erste Nachricht von dem Frieden; und sofort bewilligte er einen zweitägigen Waffenstillstand, bis zuverlässige Kunde eingetroffen sei. Durch Gefangennehmung einiger Soldaten hatten die Bauern den Stillstand verletzt; dies bewog den Rudolf Werdmüller mit einer Abtheilung auszurücken; diese stieß auf 1500 Bauern hinter einem Verhau im Walde; ihre Hauptleute erklärten: „Sie wünschten nur den Frieden, sobald man ihnen die vor hundert Jahren geraubten Rechte und Freiheiten wieder gebe. Der Gewalt würden sie sich widersetzen; denn einmal müßten sie doch sterben, ob heute oder morgen; und im Felde zu sterben sei so gut als anderswo.“ — Diese Entschlossenheit bewog Werdmüller, mit seiner nicht zahlreichen Schaar umzukehren.

Am 2. Juni wartete Werdmüller umsonst auf ein verabredetes Zeichen vom Schlosse Lenzburg her, welches ihm den Abschluß des Friedens verkündigen sollte. Er griff also mit 3000 Mann die Bauern im Brunegger-Walde an, und trieb sie bis Mäggenwyl zurück; schon schickte man sich zu einem neuen Angriffe an, als der Pfarrer von Ammerswyl, Jakob Hemmann von Brugg, durch seine dringenden Vorstellungen, daß man doch Bürgerblut schonen solle, noch einen Waffenstillstand bis zum folgenden Tag vermittelte. Kurz nachher gab das erwartete Zeichen (vier Kanonenschüsse) von Lenzburg her die Nachricht, daß man den Frieden vom Muri-Felde nicht halten werde.

An diesen Frieden glaubte sich die Regierung von Bern nicht länger gebunden, als sie sah, daß die Bauern denselben

offen verletzten. Schon beim Abzuge vom Muri-Felde seien — so hieß es — viele Bauern sogleich vor Luzern gezogen; auch wartete die Regierung umsonst auf die Herausgabe des Hutwyler-Bundes. Leuenberger handelte noch immer als „Obrister“ und „Bundesgenosse“, als solcher forderte er die Landrichter auf, laut dem Bunde die Päße zu bewachen, und versprach den Aargauern Hülfe. Dagegen forderte er schriftlich die Regierung auf, den Frieden zu halten und die Truppen zu entlassen, „sonst würde er mit gesammter Macht ausziehen und alle Gegner und Feinde vertilgen“ (1. Juni). — Die Regierung machte ihm Vorwürfe über die Belagerung der Aargauischen Städte als über einen Friedensbruch; sie forderte Huldigung und Auslieferung des Bundesbriefes. Nach Anleitung Leuenbergers antworteten die Bauern: (2. Juni) „Von Belagerung der Städte und vom Zuge nach Luzern wissen sie nichts; es falle ihnen aber hart, den Hutwyler-Bundesbrief, der nichts Unrechtes enthalte, auszuliefern und abzuschwören; der Abzug der Truppen sei die Bedingung ihrer Huldigung.“ „Wir wollen — hieß es am Schlusse — die allerheiligste Dreifaltigkeit von Grund unsers Herzens anrufen, daß sie uns Gnade und Kraft verleihen wolle, damit wir die Gerechtigkeit können handhaben, schützen und schirmen, und die feindliche Gewalt, die sich wider uns auflässt, abschaffen und in die Tiefe des Meeres versenken, wie den gottlosen König Pharao und seinen Anhang.“ — Schriftlich wie mündlich ermahnte Leuenberger zum Zuzuge nach Mellingen gegen die Zürcher; mit 700 Mann rückte er voraus, zog durch die Reihen der bewaffneten Bürger zu Zofingen, vereinigte sich mit den Haufen, welche Aarau belagerten, und traf endlich im großen Bauernlager bei Othmarsingen mit dem Landsturme aus Solothurn und Basel und mit den Luzernern unter Schybi zusammen. Die nun vereinigte Macht der Bauern bestand in 20,000 *) Mann.

So war also der Vertrag vom Muri-Felde durch Leuenberger und die Seinen treulos gebrochen; sein ganzes Benehmen offenbarte den geheimen Plan, nicht zu ruhen, bis durch eine glückliche Waffenthat die Oberhand errungen sei; unterdessen

---

*) Helvetia 1830, S. 393.

aber durch eine nachgiebige Miene und durch die Heuchelei billiger Forderungen den Arm der Regierung zu lähmen. Diese macchiavellistische Taktik giebt uns Licht über das verworrene Drama, und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit ein Schluß ziehen, welche Zukunft zu erwarten stand von der Herrschaft brutaler Massen und von Volksführern, denen Trug und Heuchelei nicht verschmähete Mittel waren.

Am 3. Juni erhielt der General Werdmüller von Leuenberger „als bestelltem Obrist“ die Einladung zu einer Unterredung auf den folgenden Tag; noch immer hieß es dabei: „Ich zeuge an Gott und vor das jüngste Gericht, daß ich nichts anderes begehre, als den lieben, alten eidgenössischen Frieden zu erhalten.“ — Werdmüller hatte, dem gestrigen Versprechen gemäß, eine Deputation der Bauern erwartet; unwillig über den Wortbruch, gab er noch drei Stunden Zeit zur Unterhandlung. Als Antwort erfolgte Nachmittags ein Angriff der Bauern; in zwei Heerhaufen rückten sie gegen das eidgenössische Lager; der eine Heerhaufe (auf der linken Seite) wurde nach kurzem Widerstande zu Büblikon in den Brunegger-Wald zurückgetrieben. Dann wandte sich Werdmüller gegen die andre Abtheilung, welche unter Leuenberger und Schybi gegen Wohlenschwyl anrückte, um sich auf den linken Flügel des Eidgenössischen Heeres zu werfen, und ihm den Rückzug abzuschneiden.

Eben hatte ein Gewitter, dessen Donner die Krieger erschreckt hatte, sich gelegt, als im Dorfe Wohlenschwyl der entscheidende Kampf sich entspann. Drei Stunden lang kämpften die Bauern mit einer Tapferkeit, die einer besseren Sache werth war; sie mochten es ahnen, daß von jener Stunde die Wendung ihres Schicksales abhange; denn unberechenbar wären die Folgen eines Sieges für die Bauern gewesen. Vielleicht hat die Schlacht bei Wohlenschwyl die Niederlage der Demokratie für 150 Jahre entschieden. Der Muth der Bauern errang den gehofften Erfolg nicht; sie sahen, daß sie zwischen den Flammen des brennenden Dorfes gegen das überlegene Geschütz der Gegner den Kampf nicht länger fortsetzen könnten. Zweimal trugen sie auf Frieden an, und zogen sich endlich in ihr Lager zurück, ohne verfolgt zu werden. Aber dieser Tag hatte ihre Hoffnungen vereitelt, ihren moralischen Muth gebrochen.

Jetzt erst that Leuenberger, was er vor der Schlacht hätte thun müssen, wäre es ihm mit dem Frieden ein Ernst gewesen — er übersandte jetzt dem General Werdmüller die Friedensurkunde vom Muri-Feld, und schrieb dazu: „Ihr wollet doch Euch erklären unter uns, ob Ihr mit uns begehret Frieden zu machen. Denn Wir begehren nichts andres weder des lieben Friedens — — — Und wir bitten Euch um Christi Jesu willen und um des jüngsten Gerichtes willen, Ihr wollet doch Frieden verschaffen, damit nicht ein allgemeines Blutbad daraus erfolge. So wollet Ihr wohl vorsehen; denn Gott der Herr wird das Blut fordern von deren Händen, die den Gewalt haben, und wider uns ausgezogen sind.“ — Werdmüller verstand sich zu einem Waffenstillstande bis zum folgenden Tage. Dennoch rieth der Luzerner Schybi (eine wilde, ruchlose Natur, deren Anblick selbst den Bauern so unheimlich war, daß sie ihn einen Hexenmeister nannten), durch einen verrätherischen Ueberfall in der Nacht das Eidgenössische Heer zu vernichten. Daß Leuenberger sich diesem Vorhaben entschieden widersetzte, ist der schönste Zug, der uns von ihm überliefert ist.

Des andern Tages (4. Juni) erschienen 43 Abgeordnete der Bauern im Lager, und erboten sich, ein Eidgenössisches Schiedsgericht über den Hutwyler-Bund entscheiden zu lassen. Als man ihnen bewies, daß der Stanzer-Vertrag, auf den sie sich beriefen, gerade gegen sie spreche, so erklärten sie, daß sie ihren Irrthum und ihre Fehler einsehen, und versprachen Gehorsam gegen die Obrigkeit, „deren sie so sehr als des lieben Brodes bedürfen.“ Erfreut lasen ihnen die Zürcher einen Vergleich vor: Die Bauern sollen sich nach Hause begeben, die Bundesbriefe ausliefern, das Streitige dem Rechtsspruche anheimstellen; bis zur Huldigung mögen die Truppen im Felde bleiben. Wirklich nahm das entmuthigte Heer der Bauern diese vier Artikel an; vor Leuenbergers Quartier wehte eine weiße Fahne. Und nun ist es ein schöner Zug von dem arglosen Gemüthe des Volkes, daß die, welche den Tag vorher gegen einander gefochten, jetzt gegenseitig zu einander in's Lager strömten. — Nur die Luzerner hatten den Vergleich nicht angenommen, versprachen aber, zu Hause die Waffen niederzulegen; unter Schybi kehrten sie nach Luzern zurück; auch die übrigen zerstreuten sich in ihre Heimath. An einem Tage

war dies bedeutende Heer zerstoben. Leuenberger, der alle Haltung verloren hatte, wandte sich an einen Berner-Rathsherrn Imhof um Vermittlung; zu spät.

An demselben Tage, wo der Vergleich zu Mellingen angenommen wurde (4. Juni), rückte Sigmund von Erlach mit einem meist waatländischen und neuenburgischen Heere in's Feld. Zweimal hatte Bern seinen Unterthanen zur Versöhnung die Hand geboten; noch nicht das Blut eines Einzigen unter ihnen hatte es fließen sehen; jetzt aber war seine Geduld erschöpft. Ohne irgend genügenden Grund oder Entschuldigung war der geschlossene Friede (von Muri) verletzt worden; von nun an hatte es Bern mit treulosen Empörern zu thun. Zwar hatte Leuenberger (5. Juni) in sehr demüthigem Tone nach Bern geschrieben, um Verzeihung gebeten, und jetzt, nachdem sein Benehmen vom treulosesten Undanke gezeugt hatte, sehr zur Unzeit seinen Dank für den Vertrag von Muri (28. Mai), den er gebrochen hatte, ausgesprochen. Allein jetzt war die Zeit vorüber, da man mit Leuenberger, wie mit einer Autorität, unterhandelte; seine Zuschrift wurde mit verachtendem Stillschweigen beantwortet. — Der General von Erlach hielt indessen strenges Kriegsrecht; seine Kriegsräthe hatten Vollmacht, sofort über die gefangenen Empörer zu urtheilen; erschrocken eilten die Bauern herbei, um ihre Waffen auszuliefern. Den Vertrag von Muri erklärte der Berner-Rath (7. Juni) förmlich für null und nichtig. Hiezu hatte die Regierung — das ist unbestreitbar — das klare Recht; der Vertrag war ja bereits freventlich gebrochen worden.

Allein eine andere und schwerere Frage blieb zu beantworten. Wie sollte Bern den Frieden ansehen, welchen seitdem Werdmüller im Namen der Hülfe bringenden Eidgenossen (3. Juni) geschlossen hatte? Es war ein in seinen Folgen beklagenswerthes Unheil, daß die Entscheidung nie auf einen Punkt gedrängt war, sondern daß man an zwei sehr entfernten Punkten handelte, bei Bern und bei Mellingen; deshalb fehlte Einheit, und die bedauerlichste Verwirrung war die Folge. — Auf dem einen Punkte (zu Muri) hatte die Milde vorgewaltet, auf dem anderen (Mellingen) war man zur Gewalt geschritten; als man dann hier den Frieden wählen

wollte, ergriff man dort das Schwert. Eine gehässige und verdächtigende Auslegung würde in dem Benehmen der beiden Heere eine schlau berechnete Verrätherei der Regierungen erblicken; mit freiem, vorurtheilsfreiem Auge beklagt die Geschichte dagegen den Mangel einer glücklich zusammenwirkenden, leitenden Einheit; sie beklagt nicht minder die bittern Früchte davon.

Zwanzigste Vorlesung.

Zwei Wege standen damals für Bern offen; es konnte das, was Werdmüller gethan, völlig ignoriren, indem es sich darauf berief, daß die herbeigerufenen Hülfstruppen nicht das Recht gehabt, ohne Mitwissen der Regierung mit den Empörten einen Vergleich einzugehen; es mußte also in diesem Falle die Sache noch einmal blos für sich durchkämpfen. Oder aber Bern mußte sein gereiztes Selbstgefühl der großartigeren Rücksicht auf den Brudersinn seiner Verbündeten, die in der Stunde der Noth zum redlichen Beistande eilten, zum Opfer bringen, indem es den von Werdmüller geschlossenen Vergleich als seine eigene That adoptirte. Es konnte dies um so eher ohne die geringste Einbuße seiner Kraft und seines Ansehens bei den Unterthanen, weil es in diesem Augenblicke als mächtiger Gesetzgeber, das Schwert in der Hand, dastand, und somit jetzt als Gnade bewilligen konnte, was früher der Ungehorsam hatte ertrotzen wollen. Allein hier begegnen wir wieder einem Dämone, welcher recht eigentlich der Fluch und das Todtengeläute der alten Schweiz gewesen ist — ich meine den Dämon der gereizten Eifersucht zwischen den einzelnen Cantonen. Statt im Gefühle des einen Interesses sein enges Ich an ein gemeinsames würdiges Ziel zu setzen, vergaß man, daß es nur ein Wohl gebe für den Einen wie für den Andern; man vergaß des Sinnes, der die Väter groß gemacht, und der überall einzig erhält. Und weil man einmal des Ersten und Größten schmählich vergessen hatte: dünkte man sich denn klug in stolzem Markten und Rechthaben; in der dünkelhaften Verblendung achtete man jedes Zugeständniß für Schwäche und Verlust, was Gewinn gewesen wäre an der besten Kraft. Dieser Geist argwöhnischer Vereinzelung — wir wiederholen es — war für die alte Schweiz ein Geruch der Verwesung, die nicht ausblieb.

Bern wählte von jenen zwei ihm möglichen Wegen den ersteren; es schrieb an Werdmüller (7. Juni): „Es sei sehr befremdend, daß er mit Bernern ohne Genehmigung der Regierung einen solchen Vergleich eingegangen und nicht einmal die Bestrafung der Rädelsführer ausbedungen habe.“ — Durch dieses Schreiben fühlte sich Werdmüller tief gekränkt; er hatte den Bauern die wiederholte Zusicherung gegeben, daß Zürich für die Erhaltung der Ruhe alles thun werde, und getreu seinem Worte hatte er sich zu Bern und bei Erlach dringend dafür verwandt, daß man die vier Mellinger-Artikel respektire und von weiteren Feindseligkeiten ablasse. Und nun war dies der Erfolg seiner Bemühungen. Mußte er sich nicht fragen: ob wohl dies der Dank dafür sei, daß Zürich und die übrigen Verbündeten, keine Gefahr und kein Opfer scheuend, so bereitwillig zur Rettung herbeigeeilt seien? Dies der Dank, daß sie den Kampf mit dem überlegenen Feinde rühmlich bestanden, und bei Wohlenschwyl den Nerv des Aufstandes zerschnitten hatten? — In der ersten Stimmung des gereizten Gefühls scheint er unentschieden gewesen zu sein *), ob er den Canton Bern nicht verlassen und sich nach Basel oder Luzern wenden wolle. Ja sogar ein ganz neuer Bürgerkrieg gehörte nicht völlig in den Bereich des Unmöglichen; es sind Anzeichen vorhanden, daß er vorübergehend vielleicht dem Gedanken Raum gab, im Namen der Eidgenossen den Mellinger-Vertrag gegen die Regierung von Bern mit bewaffneter Hand zu behaupten; dann hätten wir Werdmüller und von Erlach im Kampfe gesehen, und es kann nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite der Sieg gewesen wäre. Werdmüller hatte in der ersten Gereiztheit ausdrücklich erklärt: „Die Bauern haben ihn auch um Hülfe anersucht; sie seien gar wohl mit ihm zufrieden. Es könnte noch einen seltsamen Handel geben. Er sei nicht gar wohl zufrieden mit den Herren von Bern.“

Aber an diesem nämlichen Tage waren die Würfel schon gefallen. Gegen von Erlachs Heer hatte Leuenberger die stets streitfertigen Emmenthaler gesammelt; mit 5000 Mann das Dorf Herzogenbuchsee (auf der Straße von Bern nach Aarau)

---

*) Helvetia 1830 S. 444.

besetzt. Hier griff ihn Erlach am Morgen des Pfingstfestes (8. Juni) an. Zwanzig Späher waren am vorigen Tag von den Bauern grausam mißhandelt worden; und auch jetzt täuschte man ihn durch das Vorgeben, die Bauern seien abgezogen, bis diese aus dem Walde vor dem Dorfe heftig das anrückende Heer beschossen. Hier zurückgeworfen, widerstand ein Theil der Bauern noch im Dorfe; aber auch von hier trieb sie das Geschütz und die Reiterei in die Flucht; in die Haufen der waffenlosen Flüchtigen hieb die Reiterei ein. Nur einige Hundert behaupteten sich noch in dem hochgelegenen, befestigten Kirchhofe; aber dem Geschütze, das man auf sie gerichtet hatte, vermochten auch sie nicht zu widerstehen; auf der Flucht ereilte noch viele der Tod oder die Gefangenschaft. Die Unmenschlichkeit der Wälschen schändete diesen Sieg sehr, da man mehre von den Flüchtigen in die Flammen des brennenden Dorfes warf *). Zu Herzogenbuchsee erlosch der letzte Widerstand des Bernischen Landvolks; die umliegende Landschaft wurde entwaffnet.

Drei Tage später (11. Juni) hielten die Generale Werdmüller, von Erlach und Zweyer eine Conferenz zu Aarburg, wo Werdmüllers Verstimmung sich — wie es scheint — legte. Man erklärte den Mellinger-Vertrag für nichtig; aber ungern vermissen wir die Angabe der Motive dafür; zu Zofingen sollten Zürich und Bern neue Bedingungen festsetzen.

Inzwischen waren die aufgestandenen Luzerner bei Winkel und an der Gisliker-Brücke (4. und 5. Juni) zurückgetrieben worden; in Folge des vom Schiedsgerichte zu Stanz erlassenen Spruches zogen die Bauern (8. Juni) nach Hause. Nur die Entlebucher wollten auch jetzt noch nichts vom Nachgeben hören. Aber General Zweyer rückte (20. Juni) mit 1400 Mann in Schüpfheim ein, entwaffnete die Gemeinde und nahm die Anführer (unter diesen auch den gefürchteten Schybi) gefangen.

Die Zeit des Kampfes zwischen den beiden Parteien war nun zu Ende; die Zeit der Strafe und Rache begann. Die schneidendste Demüthigung war dem Haupte des Aufstandes, dem Leuenberger, aufbehalten, der Obmann des mächtigen Bundes, er, dessen Wink für Tausende ein Gesetz gewesen; er stand

---

*) Aliquot Vulcano in aedibus commissi exspirabant. Marci Huberi (eines Berners) Oratio de sedit. Bernens.

nun verlassen und bald auch verrathen da, seit das Schicksal sich gegen ihn ausgesprochen. Sogar die harte Kränkung mußte er erleben, daß sein Nachbar und Freund, Hans Birri, an ihm zum Verräther wurde. Diesem hatte der Landvogt Tribolet von Trachselwald gegen die Auslieferung Leuenbergers Gnade angeboten. Mit einigen Gehülfen eilte der Verräther in Leuenbergers Wohnung in Schönholz; er war entronnen; sie ereilten ihn auf dem Wege nach Signau in der Nacht des 12. Juni. Eh man ihn in Bern einführte, legte man ihm zum Spotte einen hölzernen Degen und eine Schärpe von Stroh an; mit Hohn begrüßte die Volksmasse den gestürzten Unglücklichen, dem sie unter anderen Umständen Weihrauch gestreut hätte. Am 6. September wurde er enthauptet; über seine Haltung in den letzten Tagen ist uns leider nichts berichtet. Uli Galli gestand vor seiner Hinrichtung, daß ihr Plan gewesen, Bern zu plündern, einen neuen Rath einzusetzen, worin Leuenberger und Daniel Küpfer die Schultheiße, Uli Galli der Seckelmeister gewesen wäre. — Sie werden es mir Dank wissen, wenn ich Sie mit der unerfreulichen Aufzählung von Hinrichtungen verschone, die nun zu Bern, im Canton durch den General von Erlach, durch das Criminalgericht zu Zofingen, durch das Kriegsgericht zu Mellingen, und in den einzelnen Cantonen statt fanden.

Da, wo die Flamme des Aufruhrs zuerst angefacht worden, loderte sie auch zum letzten Male noch auf; im Entlebuch schlichen die aus der Verbannung heimlich zurückgekehrten Anführer, vor allen die drei Telle im Lande herum, und schürten den noch nicht erloschenen Unwillen in den Gemüthern. Darum verweigerten (28. September) viele Entlebucher zu Schüpfheim die Huldigung; ja, es kostete Mühe, die Aufrührer von der verrätherischen Ermordung aller anwesenden Luzerner abzuhalten; doch schossen die drei Telle (29. Sept.) aus einem Hinterhalte auf die heimkehrenden Mitglieder des Rathes, einen tödteten sie, der Schultheiß Dulliker wurde verwundet. Nach dieser meuchlerischen That wurde Schüpfheim von neuem mit Truppen besetzt; lange konnte man die drei Telle nicht auffinden, bis man endlich zwei von ihnen, auf die Anzeige eines Knaben hin, in einer nahen Scheune entdeckte. Beide flohen auf das Dach, und vertheidigten sich mit Steinen und

großen Schlachtschwertern gegen die Soldaten. Wenn irgend jemand, so waren diese beide wahre Männer der Revolution; sie hatten sich selbst mit ihrer ganzen Existenz in das Wagniß eingesetzt; mit demselben mußten sie stehen oder fallen. Ueberall wo wir ein solches Aufgehen einer Persönlichkeit in ihr Bestreben wahrnehmen, da kann das Höchste und das Ruchloseste gethan und erreicht werden. Jene zwei Telle wurden am Ende von den Soldaten vom Dache herabgeschossen, „wie Vögel von den Bäumen“ — meldet ein Zeitgenosse. Mit ihnen fiel die letzte und zäheste Wurzel des Aufstandes.

Umsonst erwarten wir nun, daß die eidgenössischen Stände im dankbaren Gefühle, eine solche Katastrophe glücklich bestanden zu haben, sich mit Vertrauen und Liebe die Hand gereicht hätten. Zwar vermochten Zürichs Vorstellungen zu Gunsten des Mellinger-Vertrages so viel, daß Bern, zwar widerstrebend, seinen Unterthanen manche Zugeständnisse (besonders in materiellen Forderungen) machte. Aber zu Zofingen erhob sich zwischen Zürich und Bern, dann Zürich und Solothurn neuer Zank über Erstattung der Kriegskosten. Solothurn gegen die andern Stände gereizt, fand für seine Klagen ein williges Ohr beim französischen Gesandten de la Barde; wie hätte der Franzose solchen erwünschten Anlaß unbenutzt lassen können: „Wenn alle gütlichen Mittel — so ermahnte er — nicht mehr Platz fänden, so wäre seine Meinung, man solle sich nicht leicht erschrecken, viel weniger zu unbilligen Sachen bewegen lassen, sondern sich im Gegentheile zum Widerstande rüsten. Er habe hinlängliche Vollmacht, der Regierung von Solothurn alle Hülfe und Unterstützung anzubieten. — — Auch wenn es von Nöthen wäre, wollte er selbst sich zuvorderst dran stellen, und mit meiner Herren Volk ausziehen, wenn denselben etwas Ungutes widerfahren sollte.“ — Dies wurde der Anlaß zur Bundeserneuerung zwischen Frankreich und Solothurn (3. Juli). In öffentlichen Flugschriften hieß es, „daß Solothurn, das faule Nest, mit den Bauern unter der Decke liege.“ — Ein Solothurner wurde in dem Berner-Dorfe Melchnau festgehalten und ihm bedeutet: „sie haben Befehl keinen Solothurner passiren zu lassen, weil die Solothurner jetzt Franzosen, und keine Schweizer mehr seien; die Solothurner müssen jetzt an den Tanz; man werde sie nächstens heimsuchen.“ — In Zürich

beklagte man sich bitter über Berns Undank und Hochmuth, zu Bern über das Betragen Werdmüllers und seiner Krieger; es hieß: „die Zürcher haben sie arm gefressen im Lande. Man wolle es den Zürchern dereinst wieder vergelten u. s. w.“ — In einem Hochzeitgedichte erlaubte sich der Benerische Professor Rohr die stärksten Anzüglichkeiten gegen Zürich, z. B.

„Ihr Thun ist anders nichts, denn Plündern Land und Leute.
Der einen faulen Spieß und schnelle Füsse trägt,
Der heiß von Worten ist und frostig von Geblüte,
Den Löwen außen trägt, den Hasen im Gemüthe.“

Diese Verse erregten in Zürich den äußersten Widerwillen; man entschädigte sich durch Spott über den Bären; in lateinischen Versen sprach man von dem helvetischen Bären, den Zürich aus seiner Noth befreit habe; wenn er seinen plumpen Stolz nicht lasse, so würde er ein anderes Mal umsonst auf Befreiung hoffen.

Dies ist der Ausgang einer Bewegung, die zu den bedeutendsten Ereignissen der Schweiz im siebzehnten Jahrhunderte gehört; für lange Zeit war dadurch das demokratisirende Aufstreben der Landschaften daniedergeschlagen. Hiebei hatten die auffallendsten Combinationen sich gebildet; die demokratischen Urkantone hatten für die Erhaltung einer Aristokratie gegen die Landschaft gekämpft; und eben so hatten die protestantischen Demokratien (Appenzell und Glarus) auf der Seite einer Aristokratie wie Bern gestanden; so sehr überwog damals die Bundespflicht in den Herzen über besondre politische Prinzipe.

Noch in demselben Jahrhunderte entwickelte sich auf einem beschränkteren Gebiete eine demokratische Bewegung, in der sich uns der naturgemäße Verlauf solcher politischer Erscheinungen aufs treffendste abspiegelt. Wir werden sehen, wie in Basel gegen das aristokratische Prinzip des kleinen Rathes der große in die Schranken tritt, wie aber dieser Gegner bald durch einen noch mächtigern (die Bürgerschaft) auf die Seite geschoben wurde, der am Ende wieder seinem eigenen Wankelmuth und seiner Haltungslosigkeit unterlag. *)

---

*) Ochs, Geschichte des Cantons Basel VII. — Die Darstellung in Eschers und Hottingers Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. — Petri, Basel, Babel u. a.

Die oberste Gewalt in Basel hatte der kleine Rath, und in diesem hatten mehrere Familien das Uebergewicht; höchst selten wurde der große Rath zusammenberufen, was für diesen der Anlaß zu Unwillen und Mißtrauen wurde. Um mit Erfolg die Gewalt des kleinen Raths anzugreifen, war es natürlich höchst erwünscht, wenn man ihn nicht nur als politischen Usurpator, sondern als moralisch zweideutig darstellen konnte; und wirklich scheint seine Verwaltung nicht gegen gerechte Beschuldigungen ganz rein bestanden zu haben. Man klagte über Feilheit der Stimmen, über untreue Benutzung des Kirchengutes; wenigstens durfte nach dem Aufstande der Antistes Klingler von Zürich schreiben: „Wie ist es nicht eine Zeit her so mißlich gestanden um die Stadt Basel — — nur weil man die von Gott empfangene obrigkeitliche Autorität so hoch gesponnen, und weil etliche wenige allein regieren und das gemeine Gut allein unter sich zertheilen wollten.“ — Schon 1690 war die Unzufriedenheit bemerkbar; die geheimen Räthe riethen: „Es soll der eine oder andre Herr eines Ehren-Regiments etwan bei bürgerlichen Conventiculis und Zusammenkünften, wo mithin ungute Discursen getrieben werden, sich befleißen, solche vielmehr abzulegen als sie zu foviren und selbst zu veranlassen.“ — Als die ersten öffentlichen Vertreter der Unzufriedenheit sehen wir die Geistlichen auftreten; sie eiferten auf den Kanzeln gegen Bestechung und Meineid (bei Besetzung der Aemter). Der Oberstpfarrer (Antistes) Werenfels erklärte dem Bürgermeister Socin, „die Geistlichen wüßten zwar keine Particularia; es sei aber doch starker Argwohn vorhanden, daher solle man es nicht übel nehmen, wenn sie ihre Predigten noch verschärften.“

Am 18. November äußerte sich zuerst der Unwille in der Mitte des zusammenberufenen großen Rathes. Auf diesen Schritt hatte sich die jetzt hervortretende Opposition vorbereitet gehabt; den Abend vorher hatte sich im Hause eines Juristen, des Doktor Petri, ein Clubb versammelt, in dem sich auch zwei Rathsglieder, Falkner und Iselin, befanden; unter diesen Männern entstand der Plan, die Verfassung umzuändern. Redliche Absichten mochten bei den einen vorwalten, Neid, Ehrgeiz und Aemtersucht waren dagegen bei andern, wie Falkner und Petri, die treibenden Motive. Der Unwille des Clubbs sprach sich noch besonders stürmisch gegen einen

sogenannten Weiber-Rath aus, in welchem zwei Schwestern Schönauer, Gemahlinnen der beiden Bürgermeister, die Hauptrolle spielten.

Von jetzt an handelt die Mehrheit des großen Rathes in hartnäckiger Opposition gegen den kleinen Rath; die Clubbisten hielten besondre Versammlungen und zogen Ausschüsse aus den Zünften zu sich; der Weg für die Revolution war geebnet. Der Antistes Werenfels rühmte dies Verfahren, und warnte vor Erkalten; das Unkraut müsse mit den Wurzeln ausgerottet werden. Ja so weit vergaß sich der geistliche Demagog, daß er aus der Bibel — die damals zu allen politischen Anzüglichkeiten empörend mißbraucht wurde — den Deputirten der Clubbs die Stelle 2 Samuel 21, 6 anführte: „Gebet uns sieben Männer aus seinem Hause, daß wir sie aufhängen dem Herrn — — Der König sprach: Ich will sie geben."

In vielem gab der kleine Rath nach; er bewilligte die Niedersetzung einer Commission für die nöthigen Verbesserungen; aber nun wurden die Forderungen so rücksichtslos gesteigert, daß der Rath auf Widerstand dachte. Auch die Geistlichen suchten jetzt einzulenken; der Antistes trat vor den großen Rath mit der Ermahnung: „Man müsse die Obrigkeit in Ansehen erhalten; indem sie sonst für nichts zu achten wäre. Die Großräthe könnten wohl etwas nachgeben. Wenn man die Nase zu hart schneutze, so komme gewöhnlich Blut heraus."

Indessen der hierarchische Politiker hatte eine große Wahrheit vergessen oder nie gekannt, daß es nämlich leichter ist, Gespenster zu citiren als sie zu bannen. Sein geistlicher Arm war wenigstens zu schwach, um die sich entfesselnde Revolution wieder in ihre Schranken zu weisen. Und nicht er allein, auch die Behörde, welche den Widerstand begonnen, mußte dieselbe bittere Erfahrung machen; wohl hatte der große Rath dem Geiste der Umwälzung die Bahn gebrochen, aber schon hatte dieser zu seiner weiteren Entwicklung ein tauglicheres Werkzeug gefunden; dieses Werkzeug war die Mehrzahl der Bürger geworden. — Am 25. Januar 1691 war der Unwille der versammelten Zünfte laut geworden; diese konstituirten sich zu einer Art von Staat im Staate; die Ausschüsse der Zünfte versammelten sich — gleich den Räthen — zu ordentlichen Sitzungen; dem Dr. Petri war die Leitung

übertragen; sie handelten — das war ihr Schild — als die wahren Vertreter der Bürgerschaft. Leicht sah der große Rath ein, daß er selber neben einer solchen Revolutions-Regierung nicht mit Würde und Kraft bestehen könne. Deßhalb suchte er sich dem bisher bekämpften kleinen Rath wieder zu nähern; den Ausschüssen trat er unumwunden entgegen, indem er beschloß: „Petri solle die Rolle eines Syndiks der Bürger ablegen; die Bürger-Ausschüsse sollten ihre Zusammenkünfte einstellen, und sich zur Ruhe begeben.“ — Allein diese Sprache kam zu spät; sie blieb unbeachtet, und zeigte dem großen Rathe bloß die Schranken seines Entschlusses. Schon damals führte der Mangel historischer Ansprüche auf allgemeine philosophische; konnte man sich nicht auf Urkunden berufen, so war die Appellation an das allgemeine Beste der weiteste und bequemste Ausweg. — Es bewährte sich auch hier: die Revolution hatte ihre eigenen Kinder verschlungen; weder die Geistlichen noch der große Rath wurden jetzt beachtet; die Ausschüsse oder Clubbe waren die vorherrschende Gewalt. „Das Ansehen der Obrigkeit — so klagt nun der Antistes Werenfels (8. Februar) — liegt im Koth, und die Diener des Worts Gottes werden nicht gehört. Predigen wir wider die Obrigkeit, so spottet man unser; predigen wir wider die Exzessen der Bürgerschaft, so sagt man, daß wir bestochen sind, zwei Zungen haben, daß wir umsatteln. Die friedfertigen Bürger werden nicht gehört. Das Volk besitzt die Gewalt. Einige glauben, sie bekommen wohlfeileres Brod, wenn der Meineid bestraft sein werde. Andre sind unruhige Köpfe, die die Einfalt des gemeinen Volks mißbrauchen. Andre sind arm, und hoffen vieles von Neuerungen. — — Diese Anarchie ist die Strafe, daß man den babylonischen Sündenthurm bis zum Himmel erhöhet hat.“

Die rechtmäßigen Autoritäten waren gestürzt; bis sie sich wieder hoben oder bis andre entstanden, trat in letzter Instanz die Autorität der Fäuste an ihre Stelle. War einmal die Intelligenz zu der tiefen Einsicht des herrlichen Rechnungsexempels fortgeschritten, daß hundert Fäuste mehr sind als zehen Fäuste: dann war Pöbelherrschaft unvermeidlich. Die Demagogen selbst ließ man die Launen ihres Günstlings fühlen; Dr. Petri wurde von den unruhigen Bürgern entsetzt, weil er sich

um die Rathschreiberstelle bewarb; dagegen der Dr. Fatio zum Syndik erwählt. Am 24. März wurden beide Räthe von den Unruhigen im Rathhause belagert, um die Entlassung von 29 Mitgliedern zu erzwingen. Der Rath uneingeschüchtert, wiederholte seinen frühern Abschlag; als die Räthe aber, je zwei und zwei nach Hause ziehen wollten, wurden sie mit Gewalt zurückgestoßen und die Gitter geschlossen, bis sie — ihrer vorigen Festigkeit vergessend — endlich in die Forderung willigten. „O Domine, in quae tempora nos reservasti!“ schrieb der Stadtschreiber ins Protokoll (O Herr, für was für Zeiten hast du uns aufgespart!). — Ein solcher Erfolg spornte natürlich zur Wiederholung ähnlicher Versuche an; es handelte sich um die neue Besetzung der erledigten Rathsstellen und andre Wünsche; und von neuem wurden die Räthe durch Belagerung dazu gezwungen (30. April). Neue Forderungen wurden am nächsten Tage gewährt (1. Mai); was hinderte daran, den folgenden Tag auch die Wahl der Oberstzunftmeister durch die Bürger zu fordern (2. Mai). Jetzt widerstand der Rath, und die Folge war, daß er wieder ins Rathhaus eingeschlossen wurde; sogar den Eidgenössischen Repräsentanten wurde der Eintritt verweigert. Von Morgens zehn Uhr bis Abends acht Uhr beharrte der große Rath auf seinem Widerstande, und doch wurde außer Brod keine andre Speise zugelassen; so wichen sie endlich der bloßen Gewalt; noch jetzt mußten sie nach dem Begehren der Ausschüsse fünfmal die erzwungene Urkunde verändern. „Und doch — sagt der Stadtschreiber — behaupten sie, daß sie gehorsame Bürger sind, und der Obrigkeit in ihre Judikatur nicht eingreifen wollen. Gott erbarme sich unser.“ —

Nach zwei Seiten wandte sich der Despotismus der revolutionirten Masse; gegen die bisher bestandene Autorität, deren rohe Bekämpfung wir so eben dargestellt; dann aber auch gegen die ansehnliche Partei von Bürgern, die Ordnung und Frieden und eben deßhalb die Behauptung des obrigkeitlichen Ansehens wünschten. Bisher hatte man diese durch den schändenden Parteinamen „Räudige“ zu tyranniſiren gewußt; und es hatte sich auch dort — wie an so vielen Orten — gezeigt, daß eine ehrenwerthe Gesinnung durch den Mangel an Thatkraft und Einheit lange Zeit zur Nullität herabsank. Erst als

die revolutionäre Partei (im Juli) von neuem eine Eidgenössische Vermittlung vereitelt hatte, entwickelten die Friedlichgesinnten einige Thätigkeit; in dem Hause der Gebrüder Ochs wurden Unterschriften gesammelt, wozu sich bereits gegen 400 der angesehensten Männer bereitwillig gefunden. Sogleich behandelten die Ausschüsse, die nach Art gewöhnlicher Revolutions-Männer, nur Freiheit für sich, von andern aber servile Unterwerfung forderten — sie behandelten die Schritte jener Friedlichen als revolutionär und demagogisch, und verlangten vom Rathe ihre Bestrafung; doch ihre Rechtfertigung überzeugte den Rath, der sie frei sprach. Nun (22. Juli) entstand ein wilder Tumult; man hörte den Ruf: „Ihr Bürger unter die Waffen!“ die Trommeln wurden gerührt, und der Anhang der Ausschüsse sammelte sich; gegen die ungezügeltsten Gewaltthaten war kein Damm mehr vorhanden. Man stürmte die Häuser der Brüder Ochs und Spörlins, raubte und zerstörte was sich vorfand; die Angesehensten unter den Friedlichgesinnten wurden in die härtesten Gefängnisse geschleppt, manche mißhandelt, so daß z. B. der Rathhausdiener Fäsch an den Mißhandelungen starb. Unthätig mußten die versammelten Räthe von ihren Fenstern dem Auflaufe zusehen, während auf der Saffranzunft Fatio und die Ausschüsse als faktische Regierung handelten, die Gefangenen vor sich kommen ließen und Befehle ertheilten. — Am folgenden Tag (23. Juli) mußte der große Rath in ihre Forderungen und in das Versprechen einer Amnestie willigen.

Dennoch begann schon jetzt der Sturz dieser Partei sich vorzubereiten; verschiedene Ursachen wirkten hiefür zusammen. In der Schweiz sah man den Zustand Basels als einen Sieg der Revolution an; man fürchtete das gefährliche Beispiel; man kannte und liebte viele von den entsetzten Rathsgliedern, drum war man gesonnen, im Nothfalle selbst mit Gewalt das Feuer zu löschen. In diesem Sinne handelten (vom 29. Juli bis 7. Sept.) die Eidgenössischen Vermittler, ohne die Nothwendigkeit gerechter Verbesserungen zu verkennen. Ihr Einfluß bereitete den Sieg der Regierung vor. — Rastlos arbeiteten die entsetzten Rathsglieder und ihre Partei; auf dem Birsfelde, auf dem Schlosse Mönchenstein und zu Rieben hielten sie ihre Zusammenkünfte; ein Versuch der Ausschüsse, sich

ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, mißlang. Sie dagegen wußten ihren Anhang zu vermehren, Klein-Basel auf ihre Seite zu bringen, und sogar einige der lautesten Schreier (z. B. Herbster) zu gewinnen. — Gleichzeitig beförderten mehrere Umstände die allmälige Erkältung des bisherigen Anhanges der Ausschüsse; eine Fruchttheurung beschränkte die Sorge vieler auf die zunächst liegenden Interessen für das tägliche Brod, und als vollends die Ausschüsse eine Entschädigung für ihre vielen Sitzungen verlangten, so war der Eifer vieler Unruhiger dem Erlöschen nahe. — In dem Benehmen der Bürger ist von da an weder Plan noch Energie bemerkbar.

Schon im Anfange Septembers durfte der Rath es wagen, den entsetzten Mitgliedern wieder Sitz und Stimme zu ertheilen. Und am Ende des Monats wurde sogar ein Schlag gegen die Häupter der Bewegung ausgeführt; doch wußte man die Sache so zu leiten, daß der Schritt anscheinend nicht vom Rathe, sondern von einem Theile der Bürger selbst ausgieng. Schon in der Nacht des 20. Septembers hatte ein Haufe Klein-Basler den Dr. Fatio, das Haupt der Ausschüsse, bewacht; die Trommel wurde gerührt und vom Rathe verlangt, den Fatio gefänglich einzuziehen. Im Vertrauen auf die bereits angekündigte Amnestie erschien Fatio auf die Einladung des Rathes, um sich zu vertheidigen; der Rath aber erbot sich zur Untersuchung aller Klagen gegen Fatio, und gieng auseinander; Fatio, wahrscheinlich eingeschüchtert, befand sich noch auf dem Rathhause, als ein Haufe Bürger hereindrang, ihn aus einem Saale in den andern verfolgte *), und ihn endlich ins Gefängniß führte; dorthin folgten ihm sein Schwager Mosis und ein Freund. Es ist kein Zweifel, daß die Partei der entsetzten Räthe auf diesen Tumult mächtig einwirkten; denn sie waren es, die nun die gefangenen Volksführer bewachen ließen. Der Gewalt hatten sie weichen müssen; durch Gewalt sollte ihr Sieg bezeichnet werden.

In der Nacht des 22. versuchte die Partei der Ausschüsse unter der Leitung Johannes Müllers, eines Mannes, dessen Charakter ihm die allgemeine Achtung erworben hatte, einen Aufstand zur Befreiung der Gefangenen zu veranlassen. Aber

---

*) Ochs, VII. S. 271.

die schnelle Entschlossenheit des Bürgermeisters Socin vereitelte den Anschlag; nachdem man einige Schüsse gewechselt, konnte der Anführer Müller und einige andre schon festgenommen werden. — Ein heftiger nach Rache dürstender Geist lenkte nun die Schritte des Rathes; sich leichten Sinnes über Formen hinwegzusetzen, hatte man in der Revolution von den Gegnern gelernt. Zur Untersuchung der Angeklagten hatte man eine besondere Commission erwählt, die am 25. den Fatio verhörte; alles war darauf angelegt, es ihn fühlen zu lassen, daß man ihn als einen Missethäter ansehe. Auf dem Folterstuhle sitzend mußte er die Anrede des Stadtschreibers vernehmen: „Unsern Gnäd. Herrn und Obern ist das Scepter ihrer Regierung seit etwas Zeit her, durch Gottes- und Ehrvergessene Buben aus der Hand gerissen worden — — Du bist ihr Rädelsführer, Instrument und Werkzeug gewesen. Du hättest das Regiment gänzlich zerrüttet, und über einen Haufen geworfen, wenn Gott es nicht geändert, und uns auf den heutigen Tag seiner Gnade Helle hätte scheinen lassen u. s. w.“ Mit Ruhe vertheidigte er sich gegen die Klagepunkte; als er aber das Sprüchwort: Vox populi vox Dei (Volksstimme, Gottesstimme) für sich anführen wollte, entgegnete ihm einer der Verhörrichter: Vox populi vox Diaboli! (Volksstimme, Teufelsstimme). Am folgenden Tage (26. September) wurde Fatio zweimal gefoltert, und den Tag nachher, es war ein Sonntag, versammelte sich der Rath nach der Predigt, um in stürmischer Eile das Urtheil zu fällen. Vergeblich weigerten sich einige, an einem Sonntag zu urtheilen; vergeblich stellten Fäsch und Imhof vor, daß sogar im Kriege an diesem Tage nicht Blutgericht gehalten werde, und daß selbst Türken und Heiden ihre Festtage nicht mit einem Todesurtheile beflecken. Die Partei der Heftigern hatte sich durch Zuziehung von zwei der unversöhnlichsten entsetzten Rathsglieder verstärkt; sie setzten das Todesurtheil über Fatio, Mosis und Müller durch; man wollte damit Unruhen und Fürbitten zum voraus abschneiden. Am Montag Morgen wurden die Verurtheilten mit Trommeln und Pfeifen auf den Kornmarkt geführt, und vor den Augen der Räthe enthauptet. Als Fatio, der geraume Zeit die Seele der unruhigen Bürger gewesen, das Blutgerüste bestieg, da sah man unter den Zuschauern viele nasse Augen. Er aber

starb als ein Maun, dem der Tod keine Schreckgestalt ist; sein Haupt wurde über dem Rheinthore aufgesteckt.

Nach diesem Ereignisse herrschte in der Stadt eine bange, dumpfe Stille, wie sie bei Begebenheiten einzutreten pflegt, mit deren Umfange und Folgen die Gemüther nicht im Reinen sind. — Eine Reihe von Strafurtheilen folgten, und sogar den Weibern wurde von Haus zu Hause eingeschärft, in Zukunft besser über ihre Reden zu wachen. — Die Zugeständnisse, welche man den Bürgern gemacht, wurden, als revolutionäre Ergebnisse, indirekt beseitigt; nur der große Rath behauptete einen größeren Einfluß.

Dies ungefähr sind die Umrisse des sogenannten Ein und Neunziger Wesens zu Basel, eines Gemäldes, auf dessen engem Raume sich das mannigfaltige Colorit großer Revolutionen für den Beobachter nicht verkennen läßt.

Hiemit ständen wir am Ende der politischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, die wir in ihren drei ausgeprägtesten Beziehungen zu verstehen suchten. — Der äußeren Geschichte eines jeden Menschen geht eine innere zur Seite, die erst auf die tieferen Quellen des Lebens einen wenn auch sparsamen Blick vergönnt; diese und was von Sittenzügen noch erhalten ist, verdient noch unsere Berücksichtigung. — Zur Bezeichnung des Grundcharakters dieses Jahrhunderts in Vergleichung mit dem vorhergegangenen darf ich Sie an die Bemerkungen verweisen, welche ich der Darstellung dieser Zeiten vorausschickte; wir suchen jetzt dieselben noch im Einzelnen durchzuführen; in der Schule, Kirche, im Staate und in der Familie.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Was die Bildung jener Zeit betrifft, so fehlte es nicht an gründlicher Gelehrsamkeit, wohl aber an der höheren Regsamkeit eines frischen, geistigen Lebens. Bildung ist übrigens ein so vieldeutiges Wort, es wird damit auch heut zu Tage so vielerlei Mummerei und Larvenputz getrieben; jeder denkt sich dabei so gern, was ihm gut dünkt — daß wir uns zuerst über den Sinn dieses Wortes näher verständigen müssen. — Bildung in seiner eigentlichsten Bedeutung steht immer dem rohen, formlosen Zustande entgegen; auf den Menschen angewandt, bezeichnete es also die Stufe, wo eine bildende Hand den ursprünglich formlosen, unentwickelten Zustand geordnet hat. Dieser Zustand der Umbildung giebt sich im Menschen dadurch zu erkennen, daß bloß die sinnlichen und äußeren Interessen verstanden, geachtet und gepflegt werden; und ungebildet hieße demgemäß jeder Mensch, in dem der Sinn für das Geistige und dessen Verständniß noch nicht gebildet wäre. Bildung müßten wir dann jedem zuerkennen, der sich zur Würdigung und zur Liebe eines geistigen Zweckes und Genusses herangebildet hätte. Im Kampfe und in der Liebe wird diese Bildung erworben; im Kampfe nämlich gegen die sinnliche Schwerkraft, die jeder von uns in sich trägt, die Schwerkraft, die uns immer irgendwie an der materiellen Erdscholle festhalten möchte, und unser ganzes Ich an die hohle Außenseite des Lebens fixirt. Immer möchte sie uns jenes Bibelwort vor die Augen halten, daß wir aus einem Erdenklosse gebildet seien, und stets möchte sie jenes andre Wort in unserm Gedächtnisse auswischen, daß Gott uns seinen lebendigen Odem eingehaucht habe. Gegen diese Schwerkraft der Aeußerlichkeit und des Sinnenlebens richtet sich die gesunde Bildung in der Erziehung; dadurch entsteht eben ein Kampf,

den wir die Befreiung des Geistigen im Menschen nennen können. Diese Befreiung von unsrer engen, sinnlichen Natur giebt sich durch die verschiedensten Formen der Bildung zu erkennen; die Musik z. B., falls sie nicht bloß in einer mechanischen Fertigkeit besteht, eröffnet uns die Aussicht in ein durchaus übersinnliches Gebiet; die Welt der Töne ist. eine Welt für sich, die neben der anderen unsichtbar und unerklärbar einhergeht, und nur durch die Kunst mit unserm Innern in Berührung gebracht wird. Wem der Sinn hiefür erschlossen ist: der ist gebildet, wenn er auch hinter dem Pfluge hergeht. Ebenso wird jede Wissenschaft dadurch für uns bildend, daß sie unsern Blick über ein ganz neues, geistiges Gebiet ausdehnt, daß sie unsere Seele für Gesetze und Erfahrungen interessirt, die mit unserm persönlichen Sinnenleben gar nichts zu schaffen haben. So z. B. trägt auch jeder den Keim der Bildung in sich, sobald er sich von der Schönheit und Bedeutsamkeit der Natur ergreifen läßt; und so stünden uns die Beispiele dieser Art noch in Menge zu Gebot. — Neben dem Kampfe — sagten wir vorhin — führe noch die Liebe zur Bildung; der Kampf soll die Hemmungen geistiger Entwickelung danieder halten; die Liebe dagegen soll uns den Gehalt der Bildung finden lehren. Denn nur durch Liebe, d. h. durch die Zuwendung des Gemüthes und Willens, können wir uns irgend einen geistigen Besitz aneignen; mit andern Worten: können wir Bildung erlangen; so wie — um mir ein naheliegendes Beispiel zu erlauben — Sie alle hieher geführt wurden durch die Liebe zu den Erscheinungen und Ergebnissen der Vorzeit.

Bisher, Verehrteste, haben wir von der Bildung in dem Sinne geistiger Entwickelung gesprochen, von der Geistesbildung also. Ich darf aber voraussetzen, daß Sie insgesammt weit entfernt von dem furchtbaren Irrthume sind, daß mit jener geistigen Entfaltung auch die ächte Menschenbildung schon vollendet sei. Hier stoßen wir denn freilich auf ein Schooßkind unter den Vorurtheilen unserer Tage, dem jeder Mensch von Gewissen laut zu widersprechen berufen ist. „Der Mann hat Geist; er weiß viel; er leistet viel!“ dies sind die Lappen des unseligen Mantels, mit dem man jede Sünde, jedes Verderben zu bedecken vermeint, sobald es unter dem Schilde des Geistreichen erscheint. Diese zerstörende Toleranz hat sich nicht nur

in die bürgerliche Gesellschaft eingeschlichen; auch in die Erziehung des aufwachsenden Geschlechtes hat sie ihr Gift getragen. Wird diese Richtung herrschend werden, wird man die Bildung zuletzt auf die Bereicherung des Geistes, und diese wieder auf ein bloßes Wissen beschränken: so steht uns nach einem Menschenalter der grausenhafteste Verfall bevor; dann würde sich die Weissagung erfüllen, die ein trefflicher Mann vor dreißig Jahren ausgesprochen: „Unsre Bildung will eine Erziehung zur Bestialität werden.“ Denn ich meines Theils stehe keinen Augenblick an, den geistig begabtesten Menschen, wenn er sich im Schlamme der Sünde wälzt, doch nur ein geistiges Thier zu nennen.

Sind wir darüber einverstanden, daß die Berücksichtigung des Geistigen erst einen einzigen Theil der wahrhaft menschlichen Bildung ausmache, so wäre nun die Frage: wodurch wird sie vollendet? Ich antworte: dnrch die sittliche und religiöse Bildung, die sich von Rechtswegen die Hände reichen. Entwickelt die Geistesbildung unsre Erkenntniß, so richtet sich die sittliche auf unser Wollen; Bildung unsers Willens und dessen Ausdruckes, der That, des Wandels: dies ist Aufgabe der sittlichen Erziehung; dadurch erhalten wir unsre Bestimmtheit und unsern Charakter, den andern gegenüber, und entwickeln somit eine der edelsten Kräfte, die in uns schläft. Darum ist der geistige Mensch ohne Sittlichkeit ein viel jämmerlicherer und entwürdigenderer Anblick als der sittliche Mensch ohne geistige Bildung; und die Frage: Was bist du? ist im letzten Grunde ungleich wichtiger als die: Was weißt du? — Das sichere Gefühl dieser Wahrheit war dem griechischen und römischen Alterthume viel eigenthümlicher als unsrer Zeit (heidnische Zeit mit heidnischer verglichen); in Roms und Griechenlands besten Zeiten galt geistige Bildung nichts, wenn sie nicht von dem Maße von Sittlichkeit begleitet war, zu welchem sich jene beiden Völker erheben konnten.

Aber auch mit der Erhebung zur Sittlichkeit ist die Bildung des Menschen, wenn sie wahr und voll sein will, noch nicht abgeschlossen; erst durch die religiöse Bildung ist sie erfüllt. Unser Erkennen kann noch so sehr geschärft, unser Wille noch so bestimmt sein: und doch ist vielleicht die tiefste Seite in uns noch verabsäumt: ich meine die Beziehung des

Menschen zum Ewigen und Göttlichen. Die Ausbildung dieser Beziehung heißen wir: Religion; sie wurzelt im Gefühle, wenn Sie unter diesem Worte nicht Empfindelei, sondern das heiligste und reichste Gebiet des inneren Menschen verstehen. So vollendet die religiöse Bildung den Menschen, indem sie das Unsterbliche in ihm zum rechten Bewußtsein ruft; sie bewahrt die höchsten Güter des menschlichen Geschlechtes, indem sie unsrer edelsten Sehnsucht die Richtung auf das Unvergängliche und Unaussprechliche giebt.

Allezeit — wir wiederholen dies als Resultat unserer Betrachtung — wird eine Bildung nur halbe und krüppelhafte Menschen hervorbringen, wenn sie nicht die Entwickelung nach diesen drei Seiten hin fördert: die Erhebung des Geistes zur Idee, die Entschiedenheit des Wandels zur Sittlichkeit und die Hingebung des Herzens an eine Bestimmung für die Ewigkeit. Wo eine von diesen Tendenzen darauf ausgeht, die andern aufzulösen oder zu untergraben, wie eben jetzt hie und da bei uns eine frivole Geisteskultur die Quellen der sittlichen und religiösen Bildung austrocknen möchte — da können wir darauf zählen, daß ein solches Bestreben mit schnellen Schritten zur Barbarei hinführt.

Hier sprechen wir bei unsrer historischen Untersuchung zunächst nur von der ersten unter jenen drei Seiten der Bildung, von der geistigen im engeren Sinne. Im siebzehnten Jahrhunderte war diese nicht ein bezeichnender Charakter unsers Volkes; zwar fehlte es keineswegs an Männern von gründlicher Gelehrsamkeit; allein diese Gelehrsamkeit stand ganz vereinzelt für sich da; ihr Einfluß war auf die enge Studierstube oder auf das dumpfe Schulzimmer eingeschränkt. Dagegen fehlte es dieser Bildung fast an jeder bedeutenden Berührung mit dem Leben; wer nicht gerade zu der kleinen Zunft der Gelehrten gehörte, der war von jeder geistigen Anregung von jener Seite her abgeschnitten. Forschen wir den Gründen davon nach, so finden wir eine nicht unbedeutende Ursache in der damaligen Form der Bildung; mit der Sprache gieng eine so wichtige Veränderung vor, daß man schon daraus mit Sicherheit auf eine innere Abgestorbenheit der geistigen Bildung schließen kann. Die Gelehrten schrieben latein; ein unverhältnißmäßiger Theil der Studien wurde damit verschwendet, den

jugendlichen Geist in das Joch einer knechtischen Nachäffung des klassischen Styles zu beugen, wodurch denn alles eigenthümlichere und tiefere Aufstreben in der formalen Pedanterie ersticken mußte. Die deutsche Sprache war seit Luther und Bullinger betrübend zurückgeschritten; es fehlte ihr eben auch an dem Geiste, der lebendig macht; noch rascher und verderblicher zeigte sich der Verfall der Sprache in Folge des dreißigjährigen Krieges, wo eine jetzt unerträgliche Sprachmengerei zum guten Tone ward. Gerade das sicherste Zeichen gesunder Bildung, daß man nämlich einer Sprache in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mächtig sei, gieng verloren, und statt dessen erzeugte sich ein charakterloser Brei, aus Deutsch, Französisch, Italiänisch und Lateinisch zusammengesetzt; meist wurde, gleichsam zur beliebigen Auswahl, derselbe Ausdruck in verschiedenen Sprachen aneinander gereiht, so daß wir jeden Augenblick auf Verbindungen stoßen wie „Instrument und Werkzeug“, oder „Reformation und Verbesserung“ oder „Unterricht und Instruktion“ u. a. Darum sehen wir uns umsonst nach einem klassischen Buche eines Schweizers aus jener Zeit um; in den geistlichen Schriften, in den Chroniken, in den Tagebüchern findet sich nichts mehr von jener Anmuth, Frische und Eigenthümlichkeit, die uns im sechszehnten Jahrhundert an Bullinger u. a. so ausserordentlich anzieht. Auch in Bildern und Vergleichungen begegnen wir zu oft der Geschmacklosigkeit; so z. B. äußerte der Schultheiß Dürler von Luzern vor dem großen Rathe zu Basel: „Schon im alten Testament hat Gott den Propheten Jonam aus dem Bauche des Wallfisches und dem Schooße des Meeres geordnet, um den Ninivitern ihre annahende Gefahr zu eröffnen. Wir sind freilich keine Propheten, aber doch ehrliche Männer, die zwar auch nicht aus dem Schooße des Meeres, sondern aus der Limmath und der Reuß, so sich mit dem Rheine vereinbaren, hieher abgeordnet worden“ *). — So begann der Berner Gesandte seine Rede vor dem Zürcher Rathe: „Es kommt ein trauriger Kourier aus Asia, Afrika, Amerika und Europa nach dem andern mit fatalen Zeitungen von Krachen des Himmels, Erschütterungen

---

*) Ochs VII, S. 222.

der Erde“ u. s. w. *); und dies sollte die Einleitung zu dem sein, was er von der ungünstigen Stimmung des Reichstages zu Regensburg vorbringen wollte.

Ebendenselben Mangel an besserem Geschmacke finden wir in den meisten Bauwerken aus jener Zeit. — In der Geschichte häufte man alles, was dem Aberglauben Nahrung geben konnte; in der Theologie vernachlässigte man das Studium der Grundsprachen und der Kirchengeschichte; desto mehr Zeit wandte man auf die Bestreitung ketzerischer Meinungen und auf Untersuchung subtiler Streitfragen. In den Naturwissenschaften geriethen selbst gute Köpfe auf die Irrwege der Alchymie; in der Goldmacherkunst oder im Schatzgraben wollte man sich mit einem glücklichen Wurfe reich und groß machen; so verschwendete der Bürgermeister Meyer von Schaffhausen, ein sonst geachteter und gelehrter Mann, sein eigenes und fremdes Vermögen an solche fruchtlosen Bemühungen, deren Erfolg war, daß der ehemalige Bürgermeister als Schulmeister zu Meyenfeld in Bünden starb **).

Eine der betrübendsten Erscheinungen jener Zeit ist aber die, daß weder Wissenschaft noch Evangelium der immer steigenden Herrschaft des finstersten Aberglaubens Fesseln anlegten. Im Anfange des Jahrhunderts begegnen uns zwar noch Zeugnisse eines besseren Sinnes und helleren Urtheiles; auf die Anzeige, daß die Frau Pfarrerin von Affoltrangen von einem Poltergeiste geplagt werde, erkannte das Examinator-Collegium zu Zürich: „Diese Person möge wegen ihrer Vertreibung aus der Pfalz noch schreckhaft und unmuthig sein, und wegen Verlassung zeitlichen Guts und Menge der Kinder bei schlechter Pfründe Hunger und Kummer leiden; deswegen soll der Pfarrer mit seiner Frauen getröstet, zur Geduld und ernstlichem Gebet gewiesen, und U. Gn. Herrn zur Hülfe oder Erbärmd empfohlen werden“ ***). — Verschiedene Fälle ähnlicher Art erzählt uns der Zürcher-Antistes J. J. Breitinger, der ältere †). Ein

---

*) Leben J. C. Eschers, S. 90.
**) Waldkirchs Chronik II. 7.
***) Wirz, Kirchen- und Schulwesen in Zürich II. S. 114.
†) Lebensbeschreibung Herrn J. J. Breitingers. Manuscript in der Mülinenschen Bibliothek.

Zürcher Fischer, Frei, kündigte ohne einige Spuren von Geisteszerrüttung auf seinem Krankenlager den Seinigen an: er werde in dieser Nacht vom bösen Geiste zerrissen und fortgeführt werden, weil er sich ihm vor einigen Jahren mit seinem eigenen Blute verschrieben habe. In der Nacht wird Breitinger hergerufen und bleibt allein bei dem Kranken, da die Seinigen beim Herannahen der zwölften Stunde nicht wagten, in dem Zimmer zu bleiben. Sehr treuherzig bekennt Breitinger, es sei ihm doch dabei nicht so ganz geheuer gewesen; er habe besorgt, es möchte am Ende doch etwas an der Sache sein; zumal der Kranke mit der größten Besonnenheit gesprochen habe. Er betete mit ihm, bis es 12 Uhr schlug, wo der Fischer freudenvoll ausrief: „Nun habe ich überwunden; der böse Geist hat keine Gewalt an mir!“ Er schlief ein; wußte am folgenden Tage nichts mehr von allem. Nach der Krankheit erzählte er, er habe in seiner Jugend dergleichen gelesen, stets sei ihm der Eindruck davon gegenwärtig geblieben, und in seiner Krankheit sei er auf die fixe Einbildung gerathen, er selber habe alles dies einst gethan (1611). — Mit derselben Umsicht und Klarheit behandelte Breitinger eine fromme alte Frau, die auf ihrem Todbette auf den schwermüthigen Gedanken verfiel, sie habe früher mit dem Satan Umgang gehabt; eine Einbildung, von der sie schon einige Tage nachher völlig geheilt wurde. — Größeres Aufsehen machte zu Zürich ein junger Mensch von Ober-Uster (1626), den man in den Spital brachte, weil er vom Teufel besessen sei; es hieß, daß er in fremden Sprachen rede, und vom Bösen übel geplagt werde; schon vernahm man Stimmen wie: „Es seien in der Stadt so viele Prediger, und vermögen doch insgesammt nicht einmal ein armes Teufelein auszutreiben.“ Da erschien Breitinger, beobachtete ruhig einen Anfall des angeblich Besessenen; er bemerkte, daß er zum Sprechen seine eigene Zunge brauche, und daß er seine Hand geschwind zurückzog, als er heftig um sich schlagend eine Ecke getroffen hatte. Dies erschien ihm verdächtig. Nach dem Gebet machte ihm Breitinger ernste Vorstellungen, wenn er dies aus Bosheit thue, doch ja davon abzulassen bei schwerer Strafe. Und siehe! schon am andern Tage gieng der Besessene wieder an die Arbeit und kehrte bald in die Heimath zurück. Wie es sich nachher ergab, war er ein

beschränkter, aber tückischer Mensch, böswillig mißbraucht, eben so sehr Betrüger als Betrogener.

Solche Fälle beweisen, wie sehr Phantasien jener Art damals die Gemüther beherrschten; zu welchen Gräueln mußten diese aber dann führen, wenn nirgend mehr eine bessere Einsicht ihnen entgegentrat? Und wirklich sehen wir im Verlaufe des Jahrhunderts jene Verirrungen nur zu oft mit Blut gezeichnet.

1678 gab der Rath in Bern *) den Geistlichen zu überlegen, und bat um ihr Gutdünken: „Ob einer Person, so sich dem leidigen Satan ergiebt, und hernach weder Menschen noch Vieh verderbt, könne an das Leben gegriffen werden.“ Die Geistlichkeit ließ durch den Theologen Wyß antworten: Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gehe aus 5 Mos. 17 hervor, wonach Götzendiener gesteinigt worden seien. In den holländischen Besitzungen werde jeder bei einem Götzenopfer Ergriffene hingerichtet. Wie das Verbrechen beleidigter Majestät von der Obrigkeit mit dem Tod bestraft werde, so dürfe eine Beleidigung Gottes gewiß nicht milder behandelt werden. Doch müsse bei der Bestrafung ein Unterschied gemacht werden. „Denn es finden sich Exempel, daß Leute sich dem Satan ergeben haben, die da zu ihm gedinget haben unwissender Weise, gleichsam wie ein Knecht oder Magd unwissender Weise zu einem Meister oder Frau dinget. Andere ruft er an auf einem hohen Berge oder einer Brücke mit Bedrohung, sie hinunter zu stürzen, wann sie sich ihme nicht ergeben wollen. Andere ergeben sich dann aus Kleinmüthigkeit. Mit diesen, so nicht so groß im Fehlen sind als die Vorhergehenden, soll auch nicht also verfahren werden, sondern man solle ihnen zusprechen und sie trösten, auch für sie bitten und nach ihrer Erlösung trachten.“ Im übrigen bot sich der Convent an, in jedem einzelnen Fall sein Gutachten einzugeben. — Weiser verordnete der Rath: wer von andern Unholden angegeben werde, dürfe nicht gemartert

---

*) Etliche sonderbare sowohl Stands- als Privatsachen und Begebenheiten, so sich von Ostern **1673**, da ich das Glück gehabt, in die Zahl der Zweihundert aufgenommen zu werden, in der Stadt und auf dem Land zugetragen. — Bis **1693**. — Im Archiv zu Spietz.

werden, wenn nicht zwei darauf sterben. „Weilen der Teufel in dieser Sache gar viel List braucht, auch Illusionen, daß sie bisweilen meinen, sie haben die und die Leute gesehen bei der Versammlung, welches doch nicht ist; denn der Teufel könne sich in die Gestalt eines Menschen verstellen, wie z. B. in die Gestalt des Propheten Samuel, der ein frommer Mann war, wie vielmehr in die Gestalt eines Gottlosen."

Mit einem Gefühl wehmüthiger Freude sieht man auch damals auftauchende Beweise vom Siege des menschlichen Gefühls. Als in Milden eine unglückliche Angeklagte auf der Folter bekannte, sie habe sich dem leibhaftigen Teufel ergeben, sei von ihm gezeichnet worden und habe mehrmals seinen Versammlungen beigewohnt, so wurde sie dort zum Feuertode verurtheilt; doch begnadigte sie der Rath zu Bern, verbannte sie in ihr Haus, empfahl sie der Sorge des Predigers, und erlaubte ihr den Besuch des Gottesdiensts (die letzte hinein, die erste hinaus). Zwar wandten mehre ein, sie verdiene den Tod, weil sie die größte von allen Sünden, die Gottesverläugnung, begangen habe. Doch wurde ihnen erwiedert: „Es sei bedenklich, um der Verläugnung Gottes willen einen Menschen zu tödten, der, in Unwissenheit erzogen, nicht einmal wisse, was Gott sei. Zudem verläugnen — meinte man — viele Gott durch die That mit ihren Sünden. Die Versammlungen und Tänze seien Illusionen, auch das Zeichen; da man fast bei allen Personen eins finde."

Von den Bemerkungen über die Bildungsstufe jener Zeit gehen wir zu den religiösen und kirchlichen Zuständen über. Suchen wir festzuhalten, was in der damaligen Religiosität das bezeichnend Unterscheidende gewesen, so erkennen wir als Grundcharakter: die Autorität des Ueberlieferten in gebieterischer Haltung und Einfärbigkeit; das Leben und Regen tiefer, selbst erlebter Religiosität will nirgend eingreifend hervortreten. Wollen Sie sich den Unterschied anschaulich machen, so denken Sie sich zwei Menschen, die sich zu der nämlichen christlichen Ueberzeugung bekennen, und in deren religiöser Anschauungsweise dennoch die außerordentlichste Verschiedenheit statt findet. Der eine hat von Jugend auf von den Lehren der Religion sprechen hören als von einem wichtigen Gegenstande, deren Annahme ihm als unerläßliche Bedingung

eines rechtlichen Menschen eingeschärft wurde. Zweifel daran und Abweichungen davon werden ihm als Sünde und Verbrechen dargestellt, vor denen man sich nicht genug hüten könne. Ein solcher Mensch wird daher alle Versuchungen zu Zweifeln gar nicht kennen, oder, je nach seiner Gemüthsart den Drang zur Untersuchung ganz zu unterdrücken suchen, und die Thätigkeit seines Geistes auf einem anderen Felde beschäftigen. Ein solcher Mensch wird sich vielleicht rühmen können, in seinem ganzen Leben nie eine einzige Glaubenslehre angetastet zu haben; dagegen dürfte er eine andre Frage nicht sobald beantworten: ob er nämlich wirklich den ganzen, inneren Gehalt jenes Glaubens habe, oder nur die Kruste davon? — Der andre Mensch, von dem wir sprachen, theilt mit dem ersten dieselbe Ueberzeugung; allein für ihn sind Zeiten da gewesen, wo das gesammte Gebiet des Glaubens ihm verschlossen war, oder wo einzelne Grundlehren ihr Ansehen für ihn verloren, oder endlich Zeiten, wo Aberglauben und Schwärmerei wechselweise in seiner Seele vorwalteten. Dennoch ist er auf diesen Irrwegen nicht verloren gegangen; durch jedes Dunkel hat ihm ein Stern geleuchtet, der ihm verhieß: Du wirst doch die Wahrheit noch finden, die dich befreit und beglückt. Und er findet sie; die Wahrheiten des Christenthums erscheinen ihm jetzt als ein segnendes Licht, vor dessen mildem Scheine alles in und um uns klar und sicher wird; jedes Wort der Offenbarung ist ihm nun ein theurer Freund und Führer, weil es ihm tröstliche Antwort giebt auf eine Frage, die ihn früher gedrückt. Auch er kann mit dem vorigen sprechen: Ich glaube! doch er allein darf hinzusetzen: „Ich weiß an wen ich glaube.“ — Ich denke also: Sie mißverstehen meine Behauptung nicht, daß eine bedeutende religiöse Verschiedenheit in dem Umkreise desselben Glaubensbekenntnisses möglich sei.

Wenden wir obiges Beispiel auf den religiösen Grundcharakter des siebzehnten Jahrhunderts an, so wird dieser weit eher mit der Eigenthümlichkeit des ersten unter den zwei Bezeichneten übereinstimmen als mit dem zweiten. In der protestantischen wie in der katholischen Schweiz hatte die Kirchenlehre genau bestimmt, was man glauben solle und müsse. Der anfängliche Grundsatz der Reformation, daß jeder Christ seine Ueberzeugung frei aus der Bibel schöpfen solle, wurde

zwar nie förmlich widerrufen, aber doch thatsächlich beinahe beseitiget. Von früher Jugend auf wurde man in der Schule und Kirche dazu angehalten, die Glaubenssätze als eine unantastbare Autorität zu betrachten, und zwar die Glaubenssätze in der Form, wie sie buchstäblich im Heidelberger-Catechismus und in der Helvetischen Confession niedergelegt waren. Erziehung, alle häuslichen und öffentlichen Verhältnisse vereinigten sich dafür, eine gewisse Anzahl von Glaubenssätzen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so daß man sie als allgemein gültige Vordersätze betrachten durfte, denen niemand öffentlich zu widersprechen wagte. Ein Land, wo ein solcher (wenn ich so sagen darf) religiöser Kitt sich gebildet hat, verdient vorzugsweise den Namen eines kirchlichen Landes. Eine solche Kirchlichkeit wird für ein Volk die Quelle der reichsten geistigen Segnungen werden, wenn es von den Gefahren frei bleibt, die fast immer das Grab einer bloß überlieferten Religiosität sind. Ein hoher Grad geistiger Entwickelung oder ein reines und ursprüngliches Gemüthsleben sind der einzige Boden, auf welchem das Christenthum — wenn es als bindende Autorität überliefert wird — sich zu einer wahrhaft schönen und gedeiblichen Erscheinung erheben kann. Fehlen aber jene zwei Grundbedingungen (wie dies wohl größtentheils in der Schweiz im siebzehnten Jahrhundert der Fall war): dann mußte das Christenthum von selbst wieder den Charakter einer bloßen äußeren Gesetzgebung erhalten, trotz dem, daß es von Anfang an des Gesetzes Ende sein sollte, um den Menschen zur freien Liebe Gottes zu erheben. Auch war es dann fast unvermeidlich, daß durch ein unglückliches Mißverständniß dessen, was Glaube ist, der wahre Gesichtspunkt für die Grundlehren des Christenthums völlig verrückt wurde. Man gerieth also auf den gänzlich unhaltbaren Gedanken, es sei schon ein Verdienst, ja es sei das Wesentliche des Christenthums, wenn man dasselbe als ein Ganzes glaube, d. h. wenn unser Verstand sich dasselbe gefallen lasse; da aber ein solcher äußerlicher Glaube Herz und Wandel des Menschen ganz gleichgültig lassen kann, so meinte die katholische Kirche ein Großes gewonnen zu haben, wenn sie behaupte: zu jenem Glauben seien auch noch die Werke nöthig. Allein — wie gesagt — das eine wie das andre beruht auf einem verwirrenden

Mißverstande dessen, was die Schrift unter Glaube versteht, und hat bis auf unsre Tage zu einem nutzlosen Hin- und Herreden Anlaß gegeben. Glaube im christlichen Sprachgebrauche ist ja nicht eine Thätigkeit oder Unterwürfigkeit des Verstandes, sondern ein Akt des innern Menschen, eine Aufnahme und Aneignung des göttlichen Prinzips, wie es Luther unübertrefflich ausgedrückt hat: „Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten; er ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert. Es ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß einer tausendmal darüber stürbe. — — Also daß unmöglich ist, Werk und Glauben scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feur mag geschieden werden.“ —

Jene Veräußerlichung des geistigen Gehalts, jene Buchstaben-Versteinerung des Glaubens scheint damals in Deutschland und in der Schweiz gleichmäßig um sich gegriffen zu haben; doch hatte Deutschland einen unendlichen Vorzug dadurch, daß dort immerfort das christliche Gemüth einen Schatz von Kirchenliedern hervorbrachte, die als ein wahrer Gnadenregen in einer sonst dürren Zeit betrachtet werden müssen. Ich erinnere Sie als ein Beispiel nur an Paul Gerhards Lieder, wie „Befiehl du deine Wege“, oder an Georg Neumark's: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, oder an Abschatz: „Himmel ob uns ausgespannt“ und viele andre Lieder, die für Tausende in hellen und trüben Tagen Trost und Erquickung gewesen sind. Leider suchen wir umsonst unter jenen Dichtern einen schweizerischen Namen; ja die völlig mißlungene Lobwassersche Psalmen-Uebersetzung versperrte sogar an vielen Orten in der Schweiz jener gesunderen Nahrung den Weg in Kirche und Schule.

Mit finsterer Unduldsamkeit verfolgte man die mindeste Abweichung vom Buchstaben der Kirchenlehre, selbst wenn das Bibelwort für die Neuerung mit großem Rechte konnte angeführt werden. So hatte in Zürich ein Prediger Zink auf die Frage: „Ob Christus für alle Menschen gelitten habe?“ erwiedert: „Was bedarfs viel Schreibens? Bleiben wir bei der Meinung unsrer Vorfahren, daß Christus die Versöhnung unsrer Sünden sei, nicht allein für die unsern, sondern der

ganzen Welt. Wären wir hiebei geblieben, so hätten wir die Unversöhnlichkeit mit den Lutheranern nicht vermehrt.“ — Da er bei seiner Verantwortung gegen die Dordrechter-Synode Einwendungen machte, wurde er als Arminianer verdächtig. Im Gefängniß wurde ihm angezeigt: Es sei sicher, daß man ihn entsetzen und verstoßen werde; eine Stimme habe sich sogar für Einmauerung, eine andre für Hinrichtung durch Feuer oder Schwert ausgesprochen. Nun endlich gab Zink den Bitten seiner Frau Gehör, sich durch die Flucht zu retten (1660). Zu Weil im Wiesenthale lebte der Verbannte 13 Jahre, bis die Stadt Brugg sich für ihn verwandte und die Frau Effinger von Wildegg ihm mit höherem Christensinne als seine inquisitorischen Verfolger die Erziehung ihrer Kinder anvertraute *). Er starb 1676. — Wegen der Beschuldigung arianischer Irrlehren wurde der Pfarrer Hochholzer 1691 entsetzt, und der Zürcherische Antistes bemerkte dazu: „Einzig wegen hohen Alters und kränklicher Umstände sei er mit schwererer Ahndung verschont geblieben.“ — Wiedertäufer wurden mit Verbannung, Einziehung des Vermögens, Widersetzlichkeit selbst mit dem Tode bestraft.

Das war der christliche Freisinn derjenigen, die nicht genug über den Verfolgungsgeist der katholischen Kirche sich beklagen konnten; so daß man auch hiebei unwillkührlich an Göthe's Wort erinnert wird:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.“

---

*) Hanhart's Erzählungen IV. S. 332. Hottinger in seiner Kirchengeschichte sagt davon kein Wort; sollte er sich dessen geschämt haben?

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Gegen jenen Zustand einer bloß äußerlichen Religiosität wandte sich, in Deutschland zuerst, eine neue geistliche Richtung, die man gewöhnlich mit dem Namen Pietismus bezeichnet; die Erscheinung dieser Richtung erfolgte nach inneren Gesetzen des Menschenherzens; sie war providentiell, weil sie im Einzelnen manchem Gemüthe erst seinen Frieden gab, und im Großen einen wichtigen Fortschritt christlicher Entwickelung vorbereitete. — Denken Sie sich selber in jener Zeit geboren, denken Sie sich, daß der ganze öffentliche Gottesdienst im Psalmen-Singen, in vorgeschriebenen Gebeten und in Predigten bestanden hätte, wo Sie immer hätten hören müssen, wie der Geistliche sich für Rechtgläubigkeit ereiferte, den Andersdenkenden alle Höllenstrafen androhte, schwere, dogmatische Punkte auf eine trockene, scholastische Methode zu beweisen suchte, und nicht selten in politische Streifzüge sich verirrte. Sie werden mir alle in der Versicherung beistimmen, daß Ihr Herz in einem solchen Gottesdienste keine Befriedigung gefunden hätte, und daß von einem solchen Christenthume die Erlösung der Menschheit nicht zu erwarten wäre. Und doch war in der That damals an vielen Orten das, was man Christenthum hieß, bloß in der so eben beschriebenen kümmerlichen Form vorhanden. Konnte diese — wie Sie zugestehen — keine Befriedigung geben: so war nichts natürlicher, als daß man für die empfundene Leere anderswo ein Genüge suchte. In solchen Zeiten sind Menschen, welche den Ruf jenes Bedürfnisses verstehen und die unnatürliche Lücke auszufüllen suchen, damit nicht der dunkle Drang der Unbefriedigtheit bei trüben und ungesunden Quellen seinen Durst lösche — solche Menschen (sage ich) sind eine wahre Gabe des Himmels. Ohne Ansprüche, oft ohne allen äußeren Einfluß treten sie auf, nur dem reinen Zuge einer Liebe zum Ewigen und Seligen folgend, zeugen sie

von dem, was sie beglückt; Gleichgesinnte finden sich zu ihnen, kleine Kreise vereinigen sich auf den Grund einer gemeinschaftlichen Gesinnung, und unbemerkt erwächst das Senfkorn zum beschattenden Baume. — In Deutschland wirkte damals Arndt in Kraft eines solchen Berufes; in Rede und Schrift suchte er die Gemüther vor der Versteinerung eines angelernten Verstandesglaubens zu retten, indem er unabläßig auf inneres Leben, innere Wirkung, auf Geist und Erfolg des Christenthums drang. „Viele meinen — sagt er selbst — die Theologie sei nur eine bloße Wissenschaft und Wortkunst, da sie doch eine lebendige Erfahrung und Uebung ist.“ — „Ihrer viele meinen, es sei gar genug und überflüssig zu ihrem Christenthume, wenn sie Christum ergreifen mit ihrem Verstande durch Lesen und Disputiren, und bedenken nicht, daß die andern fürnehmen Kräfte der Seele, nämlich der Wille und herzliche Liebe auch dazu gehören.“ — — „Das ganze geistliche Wesen und Leben besteht im Glauben, nicht in einer Wissenschaft, nicht in einem Schein- und Schatten-Werke, sondern in lebendiger, thätiger Kraft.“ — — — „Auch ist die wahre Theologie nicht ein zänkisch Maulgeschwätz, sondern eine wirkliche, lebendige, kräftige Gabe und Erleuchtung Gottes, Bewegung des Herzens“ u. s. w. — „Es ist bisher viel von der christlichen Lehr disputirt, gestritten und geschrieben, wenig aber vom christlichen Leben.“ — Diese wenigen Stellen werden hinreichen, Ihnen zu zeigen, was Arndt wollte und nicht wollte, gegen welche Uebelstände er kämpfte, und von welcher Seite aus er aufbauen wollte. Manches in seinen Ansichten und in seinen Schriften ist zwar nicht unmittelbar aus evangelischer Quelle hergeflossen, sondern trägt mehr einen mystischen oder doch rein spekulativen Charakter, wenn er z. B. von dem inneren Schauen Gottes und von dem sich Versenken in den Grund der Seele spricht *). Allein das Wesentliche in Arndts Bestrebungen war so rein

*) „Wenn die Seele also entblößet wird von allen vernünftigen, sinnlichen, kreatürlichen Dingen, das Gott nicht selbst ist: so kommt man in den Grund, da man Gott lauter findet mit seinem Licht und Wesen.“ — Ueber die protestantische Mystik in ihrem Verhältnisse zum Christenthum und zur Reformation hofft der Verfasser später eine besondere Arbeit dem religiösen Publikum mitzutheilen.

evangelisch, und entsprach einem so allgemein empfundenen Bedürfnisse, daß viele der erleuchtetsten Christen an seiner Rede sich stärkten, und daß bald sein Buch „vom wahren Christenthum“ ein's der verbreitetsten Volksbücher wurde. Er hat dem religiös verwahrlosten Herzen in Wahrheit Brot des Lebens gereicht.

Ganz in demselben Geiste wirkte damals der milde Spener für eine dem kalten Schulgezänke entzogene Herzensfrömmigkeit. Vom wärmsten Christensinne beseelt, sah dieser Mann in Frankfurt, Dresden und Berlin und bald in ganz Deutschland seine Aussaat die reichlichsten Früchte bringen. Die von ihm veranstalteten Zusammenkünfte zur frommen Erbauung, lateinisch collegia pietatis genannt, zogen seinen Anhängern den Namen Pietisten zu; ein Name, der an und für sich ehrend wäre; denn Pietät bezeichnete schon im Alterthume die edelste Blüthe des Gemüthes. Da man aber unter Pietismus meist nicht sowohl an Frömmigkeit als an Frömmelei dachte, so behielt der Name bis auf unsre Zeit einen unangenehmen Beigeschmack, so daß man (wo nämlich nicht der schändlichste Mißbrauch mit dem Worte getrieben wurde) darunter eine gewisse Manier, ein schlaffes, geistliches Formen- und Pharisäer-Wesen verstand. — Speners Freund und Schüler, August Hermann Franke, ein Mann von Lutherischer Glaubens-Freudigkeit, arbeitete für jene im edeln Sinne pietistische Gesinnung, von Leipzig vertrieben, an der aufblühenden Universität Halle, wo sein Andenken noch heut zu Tage in viele Herzen gezeichnet ist. Mit wenigen Thalern in der Hand unternahm er den Bau eines Waisenhauses, das recht eigentlich ein Werk des Glaubens ist, und wo jetzt mehr als tausend Kinder ihren Unterricht empfangen. Und wer heut zu Tage zu Halle vor jenem Hause steht, liest gewiß mit Glauben und Schauen: „Die auf den Herren hoffen, bekommen neue Kraft, daß sie auffahren mit Fittigen wie die Adler.“

Diese ganze durch Arndt, Spener, Franke u. a. hervorgerufene und geförderte Richtung gieng — wie wir gesehen haben — von dem gemeinsamen Grundbestreben aus, an die Stelle einer unfruchtbaren Verstandes-Rechtgläubigkeit eine tief empfundene, lebendige Herzens-Religiosität zu setzen. Sie behauptete: das Christenthum sei nicht eine Sache des Nachdenkens und Erkennens, sondern Erfahrung des Herzens, Rei-

nigung und Umkehr des Willens und der Gesinnung und Liebe zum Herrn und zu den Brüdern; oder wie einer der tiefsten christlichen Denker der neuern Zeit, Hamann, sich ausdrückt: „Gott verlangt keine Kopfschmerzen, sondern Pulsschläge.“ — So gefaßt, werden Sie zugeben, daß diese Tendenz eine durchaus christliche war; überall, wo wir ein kräftiges, religiöses Leben erblühen sehen, wird sie als Lebensodem darüber wehen, als das Nährende und Erquickende für unser Geschlecht. So sehr wir aber die unberechenbare Bedeutung dieser praktischen Gefühlsrichtung anerkennen, und sie als ein hauptsächliches Element in Gottes Reich betrachten müssen: dennoch dürfen wir — wo es auf eine Würdigung im Großen und Ganzen ankömmt — nicht aus den Augen verlieren, daß sie nur die eine Seite des gesunden christlichen Lebens darstellt. Nicht unser Herz und Leben allein, nein auch unsre Vernunft seufzt nach einem Zustande der Freiheit von Sünde und Irrthum; der Heiland soll — wo er ganz durchdringt — auch der Erlöser unsrer Erkenntniß werden; und wo immer die christliche Kirche ihre hohe Mission an die Menschheit ganz begriff: da hat sie neben der Beseligung des Herzens und Lebens auch die Erleuchtung des Geistes gesucht. Von Rechtswegen gehen diese beiden Seiten des christlichen, die praktische und die spekulative, in Frieden neben einander; nicht selten vereinen sie sich; wo sie sich gegenseitig verkennen: da entsteht Krankheit und Verkümmerung; die christliche Wissenschaft wird zu einer kalten Aufklärung erstarren, das religiöse Gefühl in Phantasien und Aberglauben sich verflüchtigen. Und von diesen Verirrungen ist der spätere Pietismus nicht immer frei geblieben; er war dann bloße Reaktion gegen eine andre Beschränktheit, und somit nur Produkt seiner Zeit, nicht Fortschritt zu einer neuen und besseren, die für die christliche Wissenschaft Gott Lob! gekommen ist. —

In der Schweiz hatte jene — wie wir sie hier auch nennen wollen — pietistische Richtung auch einen sehr empfänglichen Boden gefunden und zu Erscheinungen geführt, die noch ins achtzehnte Jahrhundert hinüber greifen. Deßhalb sparen wir sie für die zusammenhängende Darstellung der religiösen Zustände jener Zeit auf.

Als Einzelnheit führen wir noch die Glaubenstreue eines Schweizers, des Rudolf Stadlers von Zürich an, als einen

bemerkenswerthen Zug aus jener Zeit. Stadler, ein geschickter Uhrenmacher, kam im Dienste seines Landsmannes, des Freiherrn Schmid von Stein (kaiserlichen Residenten bei der Pforte) nach Konstantinopel; mit Tavernier reiste er nach Ispahan, und machte — wie man sich auszudrücken pflegt — sein Glück in dieser Hauptstadt Persiens, wo noch keine Schlaguhren bekannt waren. Beim Schach selbst wurde er als Uhrenmacher angestellt; und schon dachte er daran mit dem erworbenen Vermögen in die Heimath zurück zu kehren; als die Untreue seiner Gattin, einer armenischen Christin, diesen Plan vereitelte. Stadler traf zum zweiten Mal den Bruder eines fürstlichen Beamten in seinen Zimmern, wo er sich unerlaubter Weise eingeschlichen hatte; die Verletzung der Ehre seines Hauses rächte Stadler durch das Blut des Persers. Gern hätte der Schach ihm verziehen; allein der Bruder des Getödteten verlangte, dem persischen Gesetze gemäß, daß der Mörder eines Muhamedaners die Beschneidung oder den Tod wähle. Mit den größten Anerbietungen drangen der Schach und mehrere Große in Stadler, sich durch die Beschneidung das Leben zu retten; eine gewöhnliche Klugheit hätte für die Einwilligung gestimmt. Stadlers Antwort war: „Um des Königs Gnade will ich nicht die Gnade Christi verscherzen. Durch Christus ist die Seele erlöst; ihm will ich sie in standhaftem Glauben wieder aufopfern.“ — Zweimal führte man ihn auf den Richtplatz, um ihn zu schrecken; umsonst: der Bruder des Getödteten sollte den Todesstreich führen, und fehlte; Stadler blieb standhaft; er starb unter den Säbelhieben der Perser (1637) in seinem acht und zwanzigsten Jahre. Der heldenmüthige Jüngling ruht auf dem Kirchhofe der Armenischen Christen zu Ispahan; zu seinem Grabe wird, als zu einem wunderthätigen Orte, gewallfahrt. *)

---

*) Hottingers Helvetische Kirchen-Geschichten, VII. S. 1053; und nach ihm L. Meisters berühmte Zürcher I. — Hanharts Erzählungen IV. und Varnhagen von Ense im biographischen Denkmale von Paul Flemming, welcher edle deutsche Dichter damals im Gefolge der Holsteinischen Gesandtschaft sich zu Ispahan aufhielt und „dem Redlichen und Treuen den Märtrerkranz“ in einem den Sänger und den Besungenen gleich ehrenden Sonette auf's Grab legte.

Die Stellung der Kirche zum Staate blieb seit dem sechszehnten Jahrhundert unverändert; die Obrigkeit betrachtete sich als Haupt und Vormund der Kirche, sie leitend und beaufsichtigend; sie wählte die Geistlichen; sie allein konnte die Strafe der Exkommunikation aussprechen. Dagegen behauptete die Geistlichkeit im Namen der Kirche eine große moralische Unabhängigkeit; bei größern und minder bedeutenden Begebenheiten blieb sie selten mit ihren Gutachten aus, sobald denselben eine moralische oder religiöse Beziehung konnte abgewonnen werden. Den Bau der Schanzen zu Zürich riethen sie eben so bereitwillig an, als sie gegen das Theater eifrig auftraten: „Es sind — erklärten sie *) — die Komödien durchaus nicht gut; man mag dieselben theologisch oder moralisch, oder politisch und bürgerlich oder auch ökonomisch betrachten; zumalen weder im Alten noch Neuen Testament (welche doch die einige Regel des Glaubens, des Lebens und der erlaubten Freuden des Christen ist) weder die Komödianten von Gott geboten, noch ihnen und ihren Zuschauern einige Verheißung der Gnaden geschehen, oder auch ein einig Exempel anzutreffen, daß sie von Gläubigen jemals gebraucht worden. — — Trauerige Exempel zeigen, daß auf Komödien erpichte Leute nur einen größeren Lust des päbstlichen Götzendienstes mehr als zur männlichen Religion und Gottesdienst im Herzen bekommen u. s. w.“ Mit demselben Eifer forderten die Geistlichen die Obrigkeit zur Abschaffung von unsittlichen Mißbräuchen aller Art auf; so zu Zürich 1636: „Was besonders das bei uns eingerissene Gesundheittrinken angeht, welches zur Beförderung der Trunkenheit und schmerzlichen Stürzung der Landen und Stände dienet, so liegt uns ob davon zu reden. Diese schädliche, schändliche Gewohnheit ist zu uns kommen aus dem unglückhaften versoffnen Deutschland, und hat unsere Zunft-, Gesellschafts-, Wirths- und Privathäuser plötzlich überschwemmt wie eine Fluth. Dadurch will der böse Feind sich nicht allein bei den Vertrunkenen erhalten, sondern es wird auch angegriffen der übrige, nüchterne Theil, und hiemit die Säulen des

*) Dies zwar erst 1730, doch berufen sie sich dabei auf wiederholte, ähnliche Schritte ihrer Vorfahren. — Wirz Geschichte des Kirchen- und Schulwesens. II. S. 135.

Vaterlandes selbst, daß dieselben sich und andere beweinen (betrinken). — — Gedenket doch, wie die göttliche Majestät durch die Ceremonien und Umstände des Gesundheittrinkens entehret werde. Gott und nicht einem Menschen zu Ehren soll man das Haupt entblößen und aufstehen. — — Es ist auch zu muthmaßen, daß die sich etwa hier aufhaltende Gesandte unsers Thuns bei ihren Prinzipalen nicht zum rühmlichsten gedenken."

Bei Conflikten zwischen geistlicher und weltlicher Obrigkeit entwickelten einige Geistliche zuweilen die Kraft kleiner Kirchenfürsten. Mehrmals, wenn der Antistes Breitinger zu Zürich offen oder verdeckt auf der Kanzel das Benehmen der Obrigkeit gerügt hatte, wurde er durch Raths-Ausschüsse zur Rede gestellt; aber der über alle Menschenfurcht erhabene Mann wußte jede seiner Aeußerungen stets so beredt zu rechtfertigen und den unternommenen Angriff so kühn und geschickt auf die Angreifer zurück zu wenden, daß die Raths-Deputirten gewöhnlich froh waren, ihn mit Bezeugung aller Zufriedenheit in Frieden entlassen zu dürfen. — Mit dem nämlichen Bewußtsein einer ursprünglichen Freiheit der Kirche handelte Schaffhausens Antistes Schalch. Das dortige Ehegericht hatte eine entzweite Ehe nicht trennen wollen, weil es keinen hinreichenden Grund einsah (1678); dagegen stellte der Rath es den Parteien anheim sich wieder zu vereinigen. Hierin sah die Geistlichkeit eine unerlaubte Verletzung; schnell versammelte der Antistes den Convent, und erschien an der Spitze desselben (mit 11 Geistlichen) unangemeldet vor beiden Räthen. „Jedermann — bemerkt der Chronist *) — machte große Augen, als auf einmal der Convent sich an diesem ungewohnten Ort einfand, welches nie geschehen, so lang Schaffhausen steht." — Die erstaunten Räthe wiesen einem Theile des Convents an ihrer Seite Plätze an, und vernahmen nun die ernsten Vorstellungen desselben; eine ausweichende Antwort erfolgte. Lange verzögerte sich der Prozeß, so daß der Antistes (1680) es für nöthig hielt, nebst acht Geistlichen noch einmal vor Rath zu treten; er protestirte gegen das gefällte Urtheil, und drohte, falls es nicht zurückgenommen würde, auf Ostern das Abend-

*) Waldkirch. II. 6.

mahl nicht auszutheilen. Doch gelang dem Rathe eine friedliche Ausgleichung. — Der Schild, hinter welchem sich die Geistlichen bei solchen Schritten stark fühlten, war das Ansehen der heil. Schrift, und Breitinger äußerte ganz unbefangen, daß er auch in seinen Predigten alle Behauptungen, die aus dem Texte hergeleitet worden, für Eingebung des heil. Geistes halte. — Von gesetzwidrigen Schritten war er so weit entfernt, daß er beweisen konnte: sein offener Tadel von Mißbräuchen habe heimliche, gefährliche Bewegungen der Unzufriedenen verhindert.

Zuweilen fand auch die Obrigkeit Anlaß gegen ein unwürdiges Benehmen einzelner Geistlichen einzuschreiten; doch immer geschah dies mit Anstand. 1626 mußte sie zu Zürich von neuem den Landgeistlichen verbieten, ihre Pfarrwohnungen zu Wirthshäusern zu mißbrauchen: „Wir vermahnen *) die Predikanten auf der Landschaft, daß sie in den Pfarrhäusern keinen Gast mehr setzen, und demselben Speis und Trank um das Geld aufstellen, noch Wein vom Zapfen schenken, sondern Euch dessen und alles unziemenden Gewinns müßiget. — — Wir vertrauen, Ihr werdet Euch die Wohlfahrt Eurer anvertrauten Kirchgenossen mehr angelegen sein lassen als einen geringen Gewinn.“

Besonders war es auch ein Geist finstrer Strenge der Geistlichen, den sogar die Obrigkeit zu mildern suchte; mürrische Splitterrichterei und eine militärische Befehlshaber-Miene verdrängte oft den milden Hirtensinn des Sanftmüthigen und Demüthigen von Nazareth. 1676 war das öffentliche Catechisiren zu Bern eingeführt, woran auf dem Lande und in den kleinern Städten Alt und Jung Theil nehmen mußte. Aber bald machten sich Nachtheile dieser Neuerung fühlbar; man klagte selbst im Rathe über den Hochmuth mancher Prediger, „daß sie alten Leuten und grauen Bärten zureden dürfen.“ Ja einer habe geäußert, man solle die Alten, welche nicht lernen wollen, mit Gefangenschaft strafen. Redliche Männer sollen geklagt haben: Wäre die weltliche Obrigkeit wie die geistliche, so müßten viele Unterthanen das Land verlassen. Zu Aarau habe ein Geistlicher bei der Catechisation jemanden mit

*) Handschriftliche Sammlung von Erkanntnissen.

der Bibel gestoßen; mit Unwillen bemerkte die Obrigkeit, daß in den Kapitels-Akten hievon nichts gestanden, „sondern die Geistlichen allezeit einander Glimpf geben.“

„Es ist auch gesagt worden, wie daß an gar vielen Orten die Unterthanen von ihren Pfarrern sehr hart gehalten werden, also daß sie ihnen allen Muth nehmen, und die Leute vollkommlich das Herz verlieren, weilen sie allezeit müssen in Forchten stehn, man beschicke sie von der mindesten Ursach wegen vor Chorgericht, und werden bald verfolget von den Amtleuten und Bußen, bald von den Predikanten mit dem Chorgericht; so daß sie ganz forchtsam und schreckhaft davon werden, wie solches zu beobachten, wenn man sie gegen den Unterthanen andrer Orten sehe, welche fröhlich und freudig seien.“

„Sonsten seien die Prediger auch bisweilen gar leismühig (splitterrichterisch), also daß sie nicht haben mögen, daß sich die Leute auch lustig machen, und wo die Pfrundhäuser (Pfarrhäuser) und Wirthshäuser nahe beisammen, daß etwan einer von dem Trunke (vom Trinken) erlustiget und im Heimgehen jauchze oder jöle (jodle), so seie alsobald der Herr Prediger entrüstet.“

Der Geist des Evangeliums, der als „eine beseligende Kraft Gottes“ ewig nie dem Menschen einen dumpfen, niedergeschlagenen Sinn anmuthen wird, konnte dennoch von der Mehrheit damaliger Seelsorger so verkannt werden, daß zu Bern dem Landvolke sogar das Singen weltlicher Lieder verboten wurde; viele werthvolle Volkslieder haben sich wahrscheinlich so verloren. — Aber umsonst würde man erwarten, daß die Geistlichen unter sich selbst dasselbe Maß sittlicher Strenge angewandt hätten. Der Rath von Zürich beklagte sich (1602) „daß oft in der Censur fürnehmlich denen, so in U. Gn. Hr. Stadt und Landschaft sitzen (mehr denn denen in gemeinen Herrschaften) Sachen und Laster verschwiegen und nicht angezeigt werden — — daraus dann Aergerniß erfolgt.“ — Der nachherige Bürgermeister J. Kaspar Escher *) fühlte sich in seiner Jugend als Beisitzer der Synode gedrungen (1709), seine Stimme gegen den Mißbrauch zu erheben, daß die Geistlichen durch gegenseitige Lobeserhebungen sich einschläferten: „Die

*) Eschers Leben von David Wyß.

Synode — sagte er — gereicht seit einiger Zeit kaum zur Ehre Gottes. Sind die Predigten tadellos, oder enthalten sie nicht vielmehr öfter unnützes Wortgepränge, Ausfälle auf die Obrigkeit oder auf Personen, von denen sich der Prediger nicht genug geehrt glaubt; ungereimte Anwendungen biblischer Sprüche oder übel verdauter Grundsätze? Zeigen nicht die Berichte der Dekane, wie saumselig man mit den Besuchen der Gesunden und Kranken ist. — — Dieses alles wird ja durch die schreckliche Unwissenheit des Volks bestätigt. — — Und doch bezeugt man in der Synode öffentlich und gerade nach Anhörung der feierlichsten Ermahnungen zur Aufrichtigkeit gerade das Gegentheil u. s. w.“ Zornig erwiederte ihm der Antistes Klingler: „Der Herr da hat wohl studirt, um das ehrwürdige Ministerium in den Koth zu treten. Hätte dieses ein Haupt des Staates gethan, so wäre es noch zu dulden. Aber daß ein so junger Mann die Geistlichkeit dermaßen an den Pranger stelle, kann man nicht leiden. Man weiß wohl, daß er im Schilde führt, das ganze Ministerium über den Haufen zu werfen u. s. w.“ Und noch geraume Zeit erhielt sich eine heftige Spannung. In einem Briefe klagt derselbe Escher: „Unsre Reformatoren haben den Studirenden aus der heil. Schrift die Wahrheiten der Religion erklärt, und an das Gewissen gelegt. — — Jetzt begnügt man sich, ein menschliches System zu traktiren, das bloße Theorie und viele unnütze Schulfragen enthält, und vernachläßigt die Sprachen, besonders die griechische — — Die Besten unter unsern Studirenden lernen ihr System wie die Kinder ihren Catechismus; werden von den Professoren gelobt, wenn sie es aus dem Gedächtniß wörtlich hersagen können, und glauben alsdann große Helden zu sein. Man befrage sie aber über wesentliche Stücke des Christenthums, oder verlange von ihnen eine vernünftige Erklärung der göttlichen Aussprüche unsers Heilandes oder seiner Apostel: so wird man sehen, daß alles dieses ihnen ganz fremde ist. — — Von den Geistlichen selber ist wenig Besserung zu hoffen; denn bei ihrem Schlendrian befinden sie sich gar wohl, haben nicht vonnöthen viel zu studiren, und können desto besser andern Geschäften abwarten. — — Der liebe Gott nehme von uns den Geist des tiefen Schlafs, und erleuchte je länger je mehr unsern Verstand, damit wir sehen, was zu

unserm und unsrer Kinder Heil und Frieden dienet!“ — So sprach ein Staatsmann jener Zeit, als Mensch der frömmsten einer, als Bürger vom Geiste eines großen Römers beseelt, als Reformator weckend, ehe die Schrecken auflösender Gewalt weckten.

Das bürgerliche Leben ist in seinen Grundzügen schon im vorigen Jahrhundert bezeichnet worden; für das jetzige genügen einzelne Bemerkungen.

Das Walten jener abgefallenen, französischen Politik ohne alle höheren Schranken und Prinzipe gab sich zuweilen in einzelnen Erscheinungen auf's überraschendste kund. Der Obmann Bodmer von Zürich, ein Mann von Geist und Einfluß, war einer von den Menschen, die, durch Ehrgeiz und eine dunkel in's Weite strebende Phantasie geleitet, über die Trümmer rechtlicher und sittlicher Schranken ihr eigenes Ich zu erheben wissen. Schon war ihm einst das Wort entfallen: In Zürich wäre es möglich, ein Cromwell zu werden. Die bürgerlichen Unruhen zu Zürich (1712) boten ihm einen erwünschten Anlaß; Ehrgeiz, religiöse Schwärmerei und ökonomische Bedrängtheit stachelten ihn mit vereinten Kräften. Allein noch war die Desorganisation nicht eingetreten, wo ein solches Streben bei uns glücken konnte; Bodmer fand festen Widerstand; umsonst äußerte er Drohungen, zu deren Ausführung ihm noch die Kraft fehlte. So wagte er gegen seinen edlern Freund Escher das freche Wort: „Die Deinigen nebst dir müssen es entgelten, wenn du nicht meine Partei halten willst.“ Und einige Stunden nachher schrieb er ihm ein Billet: „Augustine surge et lege: Esther 4, 13. 14;“ in der angeführten Stelle sprachen die Worte deutlich genug: „Wenn du zu dieser Zeit dazu schweigen wirst — — so wirst du und deines Vaters Haus umkommen.“ — Treffend antwortete Escher unter anderm mit dem Bibelworte: „Alle hochmüthigen Herzen sind dem Herrn ein Greuel.“ — Nach den politischen Unruhen versuchte sich Bodmer umsonst in religiösen; als Separatist starb er in der Verbannung.

In der Verwaltung des öffentlichen Gutes verdienen die damaligen Magistrate das Lob makelloser Treue; das Gefühl, Väter des Staates zu sein, spornte sie auch zu der Tugend sorgfältiger Haushalter. Dadurch erwarb Bern den unschätz-

baren Ruf eines vorzugsweise tugendhaften Staates, und damit die Achtung Europas. Zur Behauptung dieser sittlichen Substanz im Staate war rücksichtslose Strenge auch gegen hochgestellte Standesgenossen unerläßlich; darum ließ Bern seinen Seckelmeister, Johannes Frischherz, durch den Scharfrichter sterben, als er der Veruntreuung bedeutender Summen überwiesen war *). — Mit Berathung von Maßregeln gegen die Verarmung der Waat beschäftigte sich 1693 eine besondre Commission, die auf Abschaffung der vielen Commissarien und auf Hebung des Ackerbaues drang.

Während im Hauswesen noch meist die alte Einfachheit fortdauerte, so entfernte man sich bei diplomatischen Berührungen sehr von der alten Sparsamkeit; Beweise davon haben wir schon gesehen; zu Regensburg hielten der Berner- und Zürcher-Gesandten jeder einen eigenen Wagen, einen Kammerdiener, Koch und vier Livreebedienten.

Streng war die Rechtspflege, zuweilen grausam, doch mehr aus Unbeholfenheit als aus Absicht; so z. B. ließ der Basler Rath einen ungerathenen Knaben von zwölf Jahren im Spitale an eine Kette schmieden und zum Wollestreichen anhalten; offenbar weil bessere Correktions-Mittel unbekannt waren. — Gegen die Tortur ließen sich zu Bern schon menschenfreundliche Stimmen vernehmen: Man solle sie wenigstens nicht noch anwenden, wo die Todesstrafe schon verwirkt sei.

Wollte die Regierung alles Einzelne und oft Unbedeutende berücksichtigen, was auf das Wohl der Gemeinden Einfluß haben konnte, so war eine zuweilen kleinliche und lästige Einmischung nicht zu vermeiden; jetzt würde dies als unerträglicher Druck erscheinen. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden: das Endresultat jener Beschränkung war eben doch ein blühender Wohlstand, häusliche Zucht und Ordnung und ein Anstand, der freilich zuletzt in ein Philisterthum verzerrt wurde. — Für Hochzeit-Mähler wurde eine förmliche Speise-Ord-

*) Joh. Frischherzen Prozeß. Helvetia 1826. II. — Besondre Nachrichten fand ich noch im Archive zu Spiez: Nr. 10. „Verschiedene Eidgenössische Sachen.“ Frischherz hatte noch in seinen letzten Stunden dem Schultheiße von Erlach Schuld an seinem moralischen und bürgerlichen Sturze gegeben; worüber der Schultheiß selber unerschrocken Zeugen anhören ließ.

nung erlassen (zu Zürich 1640), worin die Anzahl der Schüsseln genau bestimmt war. — Gegen Kleider-Luxus erließen die Regierungen wiederholt die ausführlichsten Mandate: „Da die Hoffart — heißt es darin — bei geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Standespersonen, insonderheit bei den Weibern im Schwang geht, daß fast niemand mehr seinem Stande gemäß bekleidet ist — — so vermahnen wir, daß ein jeder sich der gemeinen, ländlichen, ehrbaren Kleidung befleiße — — denn bei solcher leichtfertigen und fremden Bekleidung auch eines Menschen leichtfertiges Herz und Gemüth gespürt wird.“ Gegen die Einführung des Tabacks, als eine Beförderung der Genußsucht, sträubten sich die Regierungen lange Zeit; so ermahnte der Zürcher-Rath den Stillstand (kirchliches Sittengericht aus Gemeindsgenossen und den Geistlichen bestehend) einer jeden Gemeinde: „Sie sollen Acht haben auf die muthwilligen Nachtvögel, auf die fremden Krämer, Liedertrager, Kuenzenjäger, Taschenspieler ꝛc. — (und nun in der gleichen Reihe) auf die unguten Tabacksauger und Schnupfer.“ — Auf gleiche Art erklärte sich der Rath zu Basel gegen das „Tabacktrinken“; zu Bern verbrannte man (1675) öffentlich eine bedeutende Quantität Taback an der Kreuzgasse. Zu Basel predigte ein Landgeistlicher: „Wenn ich Mäuler sehe, die Taback rauchen: so ist es mir als sehe ich eben so viele Kamine der Hölle.“ — Auf wenige Fälle wurde die Erlaubniß zum Tanze beschränkt; darum entschädigte sich das Volk nicht selten durch Tänze im Freien und in Wäldern, die, ohne Aufsicht und mit der Lüsternheit des Verbotenen genossen, leicht in Orgien ausarten konnten; wiederholt sprechen die Zürcher-Mandate von „Zusammenlaufen in die Wälder und auf die Allmenten zu tanzen und zu springen.“ — Als zu Basel ein Unterschulmeister verklagt wurde, daß er zu unerlaubtem Tanze vorgespielt habe: erhob sich der Bürgermeister Krug (1650) mit der Erklärung: er werde in Ausstand treten, damit man die Seinigen, die auch an dem Tanze Theil genommen, ja nicht schonen möge. — Einen düsterern Eindruck mußte die Selbstverläugnung eines Berner-Geistlichen (des Pfarrers Luttstorf von Erlenbach) auf die Gemüther machen; dieser klagte seine eigene Tochter vor Rath eines schweren Verbrechens an: „nach dem Beispiele Abrahams, der auch sein Kind

aufgeopfert habe, trage er auf ihre geheime Enthauptung an.“ — Die Geschichte kennt wenige Beispiele einer solchen Ueberwindung natürlicher Gefühle für den Sieg der verletzten Gerechtigkeit. — Gegen das Theater war Basel nachsichtiger als Zürich; öfter erhielten Schauspieler-Gesellschaften die Erlaubniß zu Aufführungen für eine bestimmte Zeit; doch durfte der Eintrittspreis nicht zwei Schillinge übersteigen. Ja, der Direktor einer Schauspieler-Gesellschaft, der den Rath gebeten hatte, Taufzeugen seines Töchterleins zu sein, wurde „wegen der Gevatterschaft“ mit sechs Dukaten beschenkt *).

Ueber den Zunftzwang wurde so strenge gehalten, daß die Schneider zu Zürich ein Kleid wegnahmen, das der englische Gesandte Coxe für seine Tochter bei einem französischen Meister hatte machen lassen; doch wurde die Zunft zur Abbitte gezwungen **). Sie beharrten nichts desto minder auch in der Folge in ähnlichen Fällen auf der Selbsthülfe.

Von ungünstigem Einflusse war das Ueberhandnehmen einer scheuen Bedächtlichkeit und Geheimthuerei bei vielen Regierungen, wodurch jener schönere Geist getroster Vertraulichkeit zwischen Regierenden und Untergebenen allmälig zu erlöschen anfieng; ein Zeichen unverkennbaren Verfalles. Den anschaulichen Beweis dafür liefern die Umstände bei der Auffindung des Leichnams von Hans Waldmann ***). Ein Knabe zu Zürich, Bartholomäus Anhorn, später Prediger und Schriftsteller, war in der Fraumünster-Kirche zufälliger Zeuge, wie der Todtengräber bei seiner Arbeit auf den Sarg stieß, in welchem der enthauptete Bürgermeister, Hans Waldmann, noch ganz unverwesen lag †). Stracks wurden der Professor Waser, der Antistes Breitinger und der Bürgermeister Holzhalb herbeigeholt. Diese unterredeten sich ernstlich über den Vorfall, den sie für sehr wichtig ansahen; daß die Verwesung nicht eingetreten, war für sie ein Beweis der Unschuld des Hingerichteten. Sie ließen den Leichnam wieder beisetzen, und nahmen den

---

*) Ochs VII. S. 422.
**) L. Meisters helvetische Geschichte II. S. 230.
***) Bericht des Pfarrers Barthol. Anhorn. Helvetia 1827. IV.
†) „Der Hals an dem Kopf und an dem Körper war ganz blutig als wenn er eben erst wäre abgeschlagen worden.“ Anhorn.

Anwesenden das heilige Versprechen der strengsten Verschwiegenheit ab; dem jungen Anhorn drohten sie, im Falle daß er sein Versprechen nicht halte, würde er in der Schule vor allen Knaben blutig mit der Ruthe gezüchtigt und ihm alle Unterstützung entzogen werden (1627 oder 1628). „Sie sagten auch — erzählt Anhorn — wenn diese Geschichte offenbar würde, gäbe es großen Zulauf; viele vornehme Herren würden den Leichnam sehen wollen; daraus möchte große Ungelegenheit entstehen, und es würden viele widerwärtige Urtheile über die alten und gegenwärtigen Zeiten gefällt werden. Es sei also besser, daß man die Sache gänzlich verschwiegen und still halte, und den frommen Waldmann ruhen lasse.“

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Schenken wir dem Familienleben des siebzehnten Jahrhunderts noch einen Blick, so bietet sich uns dabei eine interessante Parallele mit dem vorhergehenden Jahrhunderte. Damals mußten wir von feindseligen Störungen sprechen, die durch die religiöse Spaltung in das Leben der Familien eingriffen; jetzt dagegen sehen wir durch die politische Spaltung ganz dieselbe Störung im häuslichen Leben hervorgebracht. Wir führen hiefür solche Belege an, die bis jetzt noch nie einem größeren Kreise bekannt geworden, die aber noch in andern Beziehungen bemerkenswerthe Zeichen ihrer Zeit sind.

Ein jüngeres Glied der Patrizischen Berner-Familie von Tavel — nach Waatländischen Besitzungen Tavel von Villars genannt — hatte von der ältesten Tochter des Freiherrn von Chatelard (einem Schlosse in der Nähe von Vevay) das Versprechen unverbrüchlicher Liebe erhalten. Dieses Verhältniß erlitt durch Tavels Entfernung in ausländischem Kriegsdienste so wenig eine Störung, daß seine Verlobte mit Einwilligung ihrer Eltern ihm auch schriftlich wiederholt die Fortdauer ihrer Zuneigung zusichern durfte. Tavel kehrt zurück, und findet ihre Gesinnung unverändert; daß auch die seinige unwandelbar dieselbe sei, erklärt er ihren Eltern mit Offenheit. So glaubt er nun seines Glückes gewiß zu sein. Allein in der Zwischenzeit hatte — dies geht aus dem Folgenden hervor — ein neuer Freier die Gunst der Eltern gewonnen. Es war dies ein Savoyscher Edelmann, der Herr von Bernex, dem der alte Chatelard wahrscheinlich aus politischer Zuneigung bald den Vorzug vor dem Bernerischen Bewerber, von Tavel, gab. Es ist nämlich bekannt, daß der Waatländische Adel, seiner großen Mehrzahl nach, eine unüberwindliche Anhänglichkeit den alten Landesherrn, den Herzogen von Savoyen,

bewahrte, die Oberherrschaft Berns dagegen nur mit der größten Ungeduld ertrug. Diese politische Gesinnung — so scheint es — leitete den alten Chatelard in der Bestimmnng des Schicksals seiner Tochter; er sagte sie dem Savoyer zu. Doch zwei Hindernisse standen ihm hierin entgegen; die entschiedene Neigung seiner Tochter und die gerechten Ansprüche Tavels. Um diese doppelte Hemmung mit einem einzigen Schlage zu lösen, beschließen der Waatländer und der Savoyarde eine Entführung des Fräuleins in die Heimath des begünstigten Freiers.

Es war (wenn ich nicht irre) eines Sonntags (1642), als das Fräulein von Chatelard an den Ufern des zumal in jener Gegend (nahe bei Chillon) unbeschreiblich reizenden Genfer-See's lustwandelte; ihr Vater war abwesend; die Mutter hatte sich, eine Krankheit vorschützend, zu Bette gelegt, nachdem sie der Tochter noch ausdrücklich anbefohlen hatte, mit einer Freundin sich längs des See's zu ergehen. Arglos hatte die Tochter dem verrätherischen Wunsche der Mutter Folge geleistet. Aber nicht lange hat sie sich am Genusse jener reichen Natur erquickt, so landet unversehens, vom andern Ufer herkommend, der Savoyer Bernex mit einigen Freunden und zahlreichem, bewaffnetem Gefolge; wehrlos ist das Fräulein von Chatelard in ihren Händen, und unangefochten gelangen sie mit derselben zum jenseitigen Gestade. Schon nach wenigen Tagen muß sie sich dazu verstehen, durch einen katholischen Priester sich mit ihrem Entführer einsegnen zu lassen; mit welchem Herzen sie dies gethan, läßt sich aus einem einzigen uns aufbehaltenen Zuge mit Sicherheit schließen. Ein Vertrauter Tavels hatte sich auf Kundschaft in ihre Nähe begeben, und in einem schnell erhaschten Augenblicke Gelegenheit gefunden, mit ihr zu sprechen; als er mit einem leisen Vorwurfe ihr seine Verwunderung ausdrückte, wie sie doch in solche Schritte habe einwilligen können: so bestand ihre einzige Antwort darin, daß sie sich abwandte, um ihre Thränen zu verbergen.

Der Rath von Bern, dem Tavel seine Klage vorlegte, erblickte in der Entführung eine Verletzung seines Gebietes, die ihm um so unerträglicher erschien, als sie von Savoyen herrührte; er trug dem Landvogte in Vevay die strengste Untersuchung auf, und das geistliche Consistorium zitirte die geraubte Braut nach Bern. — Alles wandten nun beide Parteien an,

um in dem Prozesse eine günstige Entscheidung für sich zu erreichen. Für den Entführer war in Bern besonders ein Venner von Graffenried thätig; wenigstens beschuldigte ihn Tavel in einem Briefe *) an den Generalmajor von Erlach, er habe bloß um einige Senatoren für den Savoyarden zu gewinnen, mehrere Festlichkeiten angestellt. Außerdem verwandten sich der Savoysche und Französische Gesandte zu Gunsten von Chatelard und Bernex. Allein auch Tavel war nicht ohne Unterstützung; vor allen nahm sich der im dreißigjährigen Kriege berühmte General, Johann Ludwig von Erlach, damals französischer Gouverneur zu Breysach, auf's kräftigste seiner Sache an. Zu wiederholten Malen schrieb er an den Berner-Rath, den Räuber nach aller Strenge zu strafen, ohne sich durch Savoyens Dazwischenkunft irren zu lassen, und in kurzer Zeit brachten es seine Verwendungen am französischen Hofe dahin, daß Frankreichs Gesandter zu Solothurn nun auf einmal für Tavel Partei nahm (1643), und jetzt die Entführung eine unvernünftige That und offene Verletzung **) nannte. Wirklich fiel das Urtheil des Berner-Rathes ganz in diesem Sinne aus: „der Herr von Bernex und seine Gehülfen seien wegen des Raubes und der Infraktion seiner Souverainetät, dem Rathe mit Leib, Leben und Gut zuerkannt; man solle sie greifen, wo man ihrer habhaft werden könne.“ Tavel sollte durch Chatelard mit 350 Dublonen entschädiget werden. Und es ist nicht eben ein poetischer Ausgang des sonst allerdings romanhaften Herganges, daß Tavel in einem Briefe an von Erlach seine völlige Zufriedenheit über jenes goldene Resultat ausdrückt!

Ein noch trüberes, eigentlich unnatürlich verzerrtes Bild eines gänzlich an politische Plane und Bestrebungen verwendeten Lebens bieten uns die Schicksale einer Bernerin jener Zeit, der Madame Perregaux, auf die wir schon früher hingewiesen haben. Diese sonderbare, in der ganzen Schweizergeschichte ohne ein ähnliches Beispiel dastehende Frau hat selbst die

---

*) Dieser Brief so wie die sämmtlichen, von mir benutzten Akten in Betreff dieser romantischen Episode liegen im Archive zu Spiez.

**) „Un fait contre tout raison et une violence ouverte.“

Erinnerung an ihre Begegnisse aufgezeichnet; darum folgen wir in unsrer Darstellung ihren eigenen, dem französischen Gesandten, Comte du Luc, gewidmeten Memoiren *).

Catharina von Wattenwyl war die Tochter des Landvogts von Oron, Gabriels von Wattenwyl, und war im Dezember 1645 geboren. Schon im frühesten Alter zeigte es sich, daß ihr die Natur alles Zarte, Sinnige und Liebevolle des weiblichen Sinnes versagt hatte; den Puppen zog sie Pistolen vor, zu jugendlichen Spielen dünkte sie sich zu klug, und hörte oft ihren Vater, dessen Liebling sie war, es bedauern, daß sie nicht ein Knabe sei. Sehr frühe hatte sie ihre Eltern und ein bedeutendes Vermögen verloren; und um so rathloser war sie dem Strome der Welt preisgegeben. In ihrem siebzehnten Jahre gieng sie zu einem Verwandten nach Murten, wo sie ihr erstes Abentheuer bestand. Zu Murten hielt sich damals zufällig die Herzogin von Créqui einige Zeit auf, und bald wurde Catharina ihre Vertraute; als aber eine der herzoglichen Damen ihr einst eine höhnische Beleidigung zu sagen sich erdreistete, warf die Beleidigte der übermüthigen Französin die Karten in's Gesicht. Aus diesem Streite erfolgte nichts geringeres als eine Aufforderung zum Duell; die ritterliche Bernerin hätte sich dies nicht umsonst bieten lassen; sogleich willigt sie ein. In der Frühe des folgendes Morgens finden sich die beiden Damen zu Pferde mit Degen und Pistolen an dem bezeichneten Orte ein; sie schießen; aber klüglich hatte man vorher heimlich ihre Pistolen entladen, und so litt einzig ihr Haarputz etwas von dem Pulver; sie ziehen die Degen; aber man eilt herbei um sie zu trennen, und besänftigt mit Mühe die Erbitterten. Doch verwandelte sich später ihr Haß in die vertrauteste Freundschaft.

Bald nachher hatte sie sich mit einem jungen Herrn von Dießbach, von Fryburg verlobt; da dieser aber Katholik war, so wußte die Berner-Geistlichkeit jenes Verlöbniß wieder rückgängig zu machen, weil schon mehrere Bernerinnen in Fry-

---

*) Mémoires de Madame C. F. Peregaux née de Watteville écrits par elle même en 1714; conservés en manuscrit à Neufchatel. Eine wörtliche Copie in der Müllinenschen Bibliothek.

burg zur Glaubensänderung waren bewogen worden. — Um sie zu zerstreuen, wurde sie jetzt nach Bern gezogen und spielte auch hier bald eine Rolle; sie erwarb sogar das Zutrauen des Dekans Hummel *), der damals „der Pabst der Evangelischen“ hieß, und war nach seinem Wunsche, gleichsam als seine Hofmeisterin, stets zugegen, wenn der geistliche Herr vornehme Besuche erhielt. — Zur gleichen Zeit wurde sie von der jungen Welt so häufig besucht, daß sie endlich auf einen Einfall gerieth, in dem sich schon deutlich genug die Gedanken ihres Herzens offenbarten; sie richtete nämlich mit ihren Bekannten einen förmlichen Hof ein; ein Herr von Steiger war das Haupt des Hofrathes; die Herren Wurstemberger, Stürler und Steck waren Räthe, zwei von Wattenwyl ihre Pagen, und ein die Theologie studirender Steiger war der Capellan des Hofes. Mit größter Gravität wurde bei diesem Hofe einzig über die wichtigsten Angelegenheiten jener Zeit diskutirt. — Mit Selbstgefälligkeit erzählt die Verfasserin, daß mehrere fremde Herren sich an sie wandten, wenn sie in Bern etwas erreichen wollten, wie z. B. Stuppa, der für französische Werbung sich bemühte: „Zuerst — sagt sie — spie der Dekan **) Feuer und Flammen gegen die Werbung; aber ein Beutel von 100 Louis, den ich ihm brachte, besänftigte seinen Zorn.“

Zuweilen hielt sich Catharina bei ihren Verwandten, der Familie May von Schöftland, auf; und besuchte mit ihnen das benachbarte Baden, wo die Tagsatzung versammelt war; dort bändigte sie in Folge einer Wette öffentlich eins der ungezähmtesten Pferde.

Bei einer Jagdparthie vertheidigte sie sich gegen die Ungebühr eines deutschen Generals durch einen Pistolenschuß.

---

*) Er war **1611** zu Brugg im Aargau geboren, und gehörte zu den ausgezeichnetsten von den vielen Geistlichen, die aus jenem lieblichsten aller Aargauischen Städtchen hervorgegangen sind. Um seiner besondern Beziehung zur evangelischen Kirche willen erhielt Brugg den Beinamen Propheten-Städtlein. — Ueber Hummel: „Helvetia **1826. I.** Das Leben Hummels“ Und seine Selbstbiographie in der Müllinenschen Bibliothek.

**) Hummel ist gemeint; doch halte ich das Nachfolgende für eine boshafte Verleumdung, deren ein so intriganter Charakter, wie die Perregaux, wohl fähig war; obgleich sie in ihren Memoiren einige Male die Miene einer Betschwester annimmt.

Nach den Vorbereitungen eines solchen Lebens und nach Erweisen eines solchen Charakters würde man kaum erwarten, daß sie die Frau eines reformirten Geistlichen werden sollte; und doch ist dies geschehen. Der drohende Wille ihrer Verwandten nöthigte sie, dem Pfarrer Clerc die Hand zu geben, mit dem sie 13 Jahre lebte. Ihren zweiten Mann, einen Herrn Perregaux von Neuenburg, verdankte sie wieder fremder Dazwischenkunft (1679); und in dieser zweiten Ehe beginnt ihre für sie so folgenreiche politische Laufbahn.

Der französische Gesandte Amelot machte es sich zur Aufgabe, das gesunkene Ansehen Frankreichs in der Schweiz wieder zu heben; hiezu bot ihm die Perregaux ihre Dienste an. Zuerst schrieb sie ihm nach Solothurn; hatte dann zu Olten eine Unterredung mit dem Gesandten; anfangs machte er ihr Vorstellungen über das Kühne und Gewagte ihres Unternehmens. „Mit der Hülfe Gottes, meiner Verwandten und Freunde — erwiederte sie — werde ich mein Unternehmen mit Erfolg ausführen. Meine Absicht dabei ist, meinen einzigen Sohn der Güte des Königs zu empfehlen, zu dessen Dienst er bestimmt ist.“ — Nach der Verabredung vermied sie zu Baden jeden Schein von Verbindung mit dem Gesandten; sie wohnte in einem abgelegenen Quartiere, wo sie jedoch täglich Erfrischungen aus dem Hotel des Franzosen erhielt; ihr Kind wurde von ihm mit einem kleinen Pferde beschenkt. Unterdessen wußte sie alle die Punkte zu ermitteln, die der Gesandte mit Hoffnung guten Erfolges an der Tagsatzung vorbringen durfte. Beim Schlusse der Tagsatzung wurde verabredet, daß die Perregaux ihre Wohnung in Bern fixiren solle, wo sie dem Gange der Geschäfte näher stünde. Dies geschah, und sie leistete dort — wie sie selbst sagt — der Sache des Königs häufige Dienste. Man fieng an, gegen sie Verdacht zu fassen.

Eines Morgens tritt einer ihrer Verwandten zu ihr in's Zimmer, als sie krank im Bette lag; er erkennt das Siegel des französischen Gesandten an einem Briefe, den sie so eben erhalten hatte. „An dieser Sonne — rief er, auf das Siegel deutend — welche drei Herzen erleuchtet, erkenne ich, daß dieß ein Brief von Seiner Excellenz ist.“ — Mit diesen Worten entfernte er sich, und zeigte sie den geheimen Räthen Ryhiner und Ernst als eine gefährliche Person an, die mit dem

französischen Gesandten in Verbindung stehe. Eine solche Verbindung galt damals, zumal bei der gereizten Stimmung gegen Frankreich (1689) für ein Majestäts-Verbrechen. Die beiden geheimen Räthe beriethen sich mit den übrigen Gegnern der französischen Partei; im Einverständnisse mit diesen ließen sie den Courier auffangen, den die Perregaux nach Solothurn an den Gesandten schickte; bei diesem fand man drei prächtige Tabletten, in welchen in Chifferschrift die Antwort enthalten war, welche einige der ersten Magistraten Berns dem Gesandten auf seine Anfragen ertheilten. Allein für den Inhalt und für die Angabe der Verfasser fehlte der Schlüssel; diesen hoffte man mit Grund bei der Perregaux zu finden; und alles kam darauf an, ob sie sich zur Angabe verstehen würde; dies sollte nun versucht werden.

Die beiden Schultheiße von Erlach und Sinner verweigerten die Erlaubniß zur Gefangennehmung der Perregaux; dessen ungeachtet erschienen noch in derselben Nacht zwei Glieder des kleinen und vier des großen Rathes bewaffnet an der Spitze der Stadtwache im Hause der Angeklagten, sprengten die Thüre, nahmen die kranke Perregaux gefangen, durchsuchten das ganze Zimmer, nahmen das Geld und die Papiere in Beschlag und führten sie in ein dunkles Gefängniß in der Insel, wo sie angekettet wurde. Am folgenden Tage zeigten sie vor dem großen Rathe an, was geschehen sei, nöthigten alle von dem Geschlechte der Wattenwyl und alle ihre Verwandten zum Austritte, und wählten dann zwölf Untersuchungsrichter, den Seckelmeister Daxelhofer, Venner Jenner u. a. — Diese erschienen im Gefängnisse. „Wir hätten es (bemerkte ihr Daxelhofer) nicht so weit mit Euch kommen lassen, wenn es sich nicht um eine Staatssache handelte in Folge des Einverständnisses, welches Ihr mit dem Gesandten des Königs habt, der ein zweiter Attila und die Geisel unsrer heiligen Religion geworden ist. — — Wir können nichts anderes glauben, als daß dieser Fürst auch an uns will, wegen unsrer Religion, und daß er unsern Staat zu verwirren sucht, was ihm schon zu gelingen anfängt, indem er mehrere von unsern Magistraten auf seine Seite zieht *). Um dahin zu gelangen, hat er be-

*) Hiemit war besonders auf die beiden Schultheiße angespielt.

sonders Euern Dienst benützt.“ — — Nun bot man ihr Befreiung und Belohnung an, wenn sie diejenigen, durch die sie verführt worden sei, angeben würde. Die Gefangene erwiederte, „es sei nicht an ihr, über die Schritte des Königs zu urtheilen; aber schwer werde es zu rechtfertigen sein, daß man an ihr, die keine Unterthanin Berns mehr sei, das Völkerrecht und die öffentliche Sicherheit verletzt habe. — Bei dem französischen Gesandten suche sie bloß eine bessere Anstellung für ihren Mann auszuwirken. Die in ihrem Briefe enthaltenen Staatsnachrichten habe sie von einer unbekannten Person vernommen“ u. s. w. Auch bei den folgenden Verhören blieb sie standhaft bei ihrer ernsten Antwort, fest entschlossen, ihre Verwandten und Freunde nicht zu verrathen. Hitzig rief ihr einmal Fenner zu: „O Frau, alle deine Ausflüchte werden dir zu nichts dienen; du mußt die Wahrheit sagen.“ Stolz verwies ihm die Gefangene seinen unwürdigen Ton: „Wenn mein Unglück mich in diesem Augenblicke in Eure Macht giebt: so giebt dies noch kein Recht zu einer so ungeziemenden Behandlung.“

Später mußten drei Stadtgeistliche alles versuchen, um sie zur Angabe ihrer Mitschuldigen zu bewegen; umsonst; auch die Räthe beschwörten sie bei den Manen ihrer Vorfahren, sie nicht zu zwingen, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. „Ich bin in den Händen Gottes — entgegnete sie — der mich früher oder später rächen wird.“ — Hierauf wandte man die Qualen der Folter an; zuerst wurden die beiden Daumen fürchterlich zusammengeschraubt, so daß das Blut herablief. Sie aber erklärte, daß sie Gott würden für ihre Grausamkeit Rechenschaft geben müssen. Ein zweites Mal zog man sie am Folterseil in die Höhe, und ein drittes Mal band man ihr einen Gewichtstein von 25 Pfunden an die Füße. Als auch dies sie nicht beugen konnte, verdoppelte man das Gewicht an den Füßen; die Decke des Zimmers hatte man abgedeckt, damit man die Gemarterte von der Straße her erblicken könne. Endlich wurde sie in eine Art von Hemd gewickelt, das inwendig mit Stacheln versehen war, und so zusammengepreßt. Und doch wurde ihr nicht eine Sylbe damit abgedrungen. Jetzt wurden wieder Versprechungen angewandt, besonders für den Fall, daß sie den Schultheißen von Erlach, auf den es beson-

ders abgesehen war, des Einverständnisses mit Frankreich beschuldigen würde. — Nachher, da dies nicht wirkte, drohte man mit der Todesstrafe; und wirklich verurtheilte sie der große Rath zur Enthauptung.

Zwölf Geistliche waren beauftragt, sie auf ihr Ende vorzubereiten; auch ihnen erklärte sie, daß sie sich auf Gott verlasse, der ihre Unschuld rächen werde. „Ungeheuer — rief ihr der Dekan Bachmann zu — wagt Ihr noch Euch unschuldig zu nennen, nachdem Ihr mit dem Gesandten des grausamsten und ungerechtesten Königs ein strafbares Einverständniß gehabt.“ — Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern bat nur, sie allein zu lassen, um ihren Frieden mit Gott zu machen. — Die Richter, ihrer Sache nicht recht gewiß, schoben den Tag der Hinrichtung noch weiter hinaus; am Ende galt doch kein Verzug mehr; der gefürchtete Tag war da. Das Schaffot war errichtet; der Scharfrichter stand bereit, und auf der Seite die Kutsche des Bruders der Verurtheilten, um nach der Hinrichtung ihren Körper in Empfang zu nehmen. Sie erschien; man las ihren Prozeß und ihr Urtheil öffentlich ab. Nun aber erhob sich der Rathsherr Tscharner als ordentlicher Advokat aller Verurtheilten, und sprach mit Wärme von der Schwäche des weiblichen Geschlechts, von den Rücksichten für ihre Familie, endlich von dem Ausbleiben aller bösen Folgen ihres Fehlers. Dann trat das ganze Geschlecht der Wattenwyl, alle in langen Trauerkleidern hervor, und erklärten den Richtern: in dem so eben verlesenen Prozesse könnten sie kein todeswürdiges Verbrechen finden; vielmehr wolle man mit diesem unerhörten Verfahren nur ihre Familie kränken, die dies nicht um das Vaterland verdient habe; wenn ihre Verwandtin das Opfer ihrer Grausamkeit werden sollte: so würden sie insgesammt ein so undankbares Vaterland verlassen. Sie bitten darum um Widerruf des Urtheils.

Die Richter kehrten zurück, und verwandelten das Todesurtheil in ewige Verbannung nach Brasilien. Aber die Verurtheilte rief: daß sie lieber sterben wolle; und ihre Verwandten setzten hinzu: eine solche Verbannung wäre ein tausendfacher Tod; ein solches Urtheil sei beispiellos. Von neuem begeben sich die Richter in den Saal, und sprechen nun lebenslängliche Gefängniß-Strafe aus; aber auch jetzt weigerten sich

die Betheiligten das Urtheil anzunehmen. Lebenslängliche Einschließung in die Festung Aarburg wird nun beschlossen; aber auch jetzt beharren jene auf ihrem Widerspruche. So möge sie denn — hieß es abermals — ihren Verwandten überlassen werden, aber diese müßten für ihre Person und die Kosten haften. Noch immer verweigerten dies die Verwandten; und so gieng denn endlich der sechste Ausspruch dahin: nach Erstattung der Kosten solle sie in Freiheit gesetzt werden. Von Morgen neun bis Abends vier Uhr hatte diese Scene gedauert, und mit nichts hatten die Richter so sehr sich selbst ihr Urtheil gesprochen als durch jene klägliche Wandelbarkeit ihres Urtheils. Es war damit offenbar vor aller Welt, daß die sichere Zuversicht einer gerechten Sache ihre Herzen gänzlich verlassen hatte, weil unter dem Mantel patriotischen Eifers doch meist blinder Eifer oder niedrige, persönliche Leidenschaft im Vordergrunde gewesen waren.

Sobald die schwer Gezüchtigte die nöthigen Summen erhalten hatte, kehrte sie nach Neuenburg zu ihrem Manne zurück. Ihre Bedeutung für Bern hatte von da an aufgehört. Doch war der Eindruck ihrer aus großen und gemeinen Eigenschaften sonderbar zusammengesetzten Persönlichkeit so sehr in den Gemüthern geblieben, daß die frei dichtende Sage noch durch manchen treffend erfundenen Zug das Besondre jenes Charakters anschaulich zu machen suchte. — In Bern aber sahen die Einsichtigern in jenem Ereignisse bald den bedauerlichen Erfolg einer exaltirten Gereiztheit, und eines noch unreineren Hasses; ohne daß man die heillosen Schritte jener intriganten und in ihrer ganzen innern Natur verunglückten Frau entschuldigen wollte. Man suchte das Ereigniß so bald als möglich in Vergessenheit zu bringen; so daß es mehr als ein Jahrhundert hindurch zum Geheimniß weniger Auserwählter wurde *).

Wenn auch das Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen spröder und gezwungener worden waren: so

---

*) Die so folgenreich gewordene Correspondenz mit dem Gesandten fand sich nebst dem Schlüssel in den Händen des Herrn von Werdt-Bucher, und die Kopie in der Mülinenschen Bibliothek.

finden sich doch auch Belege für freundlichere und unmittelbarer aus dem Leben erwachsene Verhältnisse. Als einen Beweis dieser Art dürfen wir z. B. den Ton ansehen, in welchem eine Tochter aus einem angesehenen Berner-Geschlechte damals noch an einen Freund oder Bekannten schreiben durfte. Nicht der Inhalt — wie schon bemerkt — sondern der Ton, die Manier des Briefes macht denselben für die Mittheilung interessant; denn es spricht darin eine so harmlose Lauterkeit der Gesinnung sich aus, wie man sie in jener Zeit fast gar nicht mehr gewohnt ist.

Der Brief ist an einen Junker Albrecht von Erlach *) gerichtet, und beginnt:

„Minen herzvielgeliebten Vettern u. s. w. Üwer aller Sits gut Gsundheit jeder Zit zu hören, bringt mir mächtige Freud. Ich möcht wohl sehen, daß ich einmal das Glück könnte haben, daß ich nur durch ein kleines Zedelin üwer aller Sits Zustands von üch könnte verständigt werden. Ich muß aber wohl sagen, daß Ihr miner ganz und gar habt vergessen. Ich hab nit unterlassen wollen, miner Schuldigkeit Statt zu thun, üch glich nach üwer Abreis allhier ein Briefli zu schicken; hab allzeit vermeint, ein Antwort darauf zu bekumen; aber ich hab noch bishar nit so viel Gunst by üch, daß Ihr mir dasselbige zu Lieb thun welet. — — Wir sind Willens, geliebt's Gott, die künftige Wuchen wieder nach Lenzburg zu verreisen. Ich hat zwar wohl vermeint, zu Bernen zu blyben; aber ich habe sit üwer Abreis so mängi, langi Stund gehabt, daß mir bedünkt, ich mög nimmer bleiben. Hab mir derhalben fürgenommen, wieder das Aargau zu besuchen, und sechen, was ich mir fürnehme, damit ich meiner Melancholei ein wenig vergesse, bis daß ich wieder ein so groß Glück werde haben können, daß ich üch in guter Gsundheit wieder sehen kann. Drum ich Gott den Allmächtigen bitte, daß Er üch allensamtlich mit guter Gesundheit wieder wöli zu uns helfen. — — Unser Herr Gott wöli demüthig gebeten syn, uns alle zu allen Theilen lang darin zu erhalten; will üch hiemit in

---

*) In einem Bande „Schreiben von Schultheiß Franz Ludwig von Erlach und seinen Söhnen. Im Archive zu Spiez.

sinen gnädigen Segen und Schirm von Herzen trülig befehlen. Datum Bern 1. Juli 1636.

Üwer allzit dienstwillige

Anna von Büren."

Aus späteren Briefen ergiebt sich, daß die Verfasserin dieses naiven Schreibens im Januar 1637 sich mit ihrem Vetter, an den jener Brief geschrieben war, vermählte.

Neben vielen Spuren eines hier und dort aufstrebenden Luxus finden sich noch viele Züge derjenigen Simplicität, ohne welche republikanische Tugend zum Mährchen wird. So schreibt der Sohn des Zürcherschen Bürgermeisters, Caspar Escher, daß er auf seinen Bildungsreisen zum ersten Male in seinem Leben Chokolate sah und trank. Auch entschuldigt er sich darüber, daß er doch wöchentlich ein Mal die größere Gesellschaft besuchen müsse; versichert aber, daß dabei keinem einfalle zu spielen. Eben so lebte Berns Schultheiß, Franz Ludwig von Erlach (geboren 1575, gestorben 1651), so oft die Pflichten seines Amtes es gestatteten, in ländlicher Einfachheit auf seinem Schlosse Spiez am Thuner-See; von wo ihn eine einstündige Seefahrt bei günstigem Winde zu seiner andern Besitzung, dem Schlosse Oberhofen, hinüber brachte. So an beiden Gestaden eines der schönsten Schweizerseen, am Fuße der Hochgebirge, in der Mitte reich gesegneter Gefilde genoß er des Schönsten, was die Außenwelt dem Menschenherzen zu bieten hat. Daneben war ihm ein Kindersegen beschert wie wenigen Sterblichen; denn aus seinen zwei Ehen waren ihm 32 Kinder erblüht; wie glücklich war er, wenn er einen erstaunten Fremden in diesen zahlreichen Kreis seiner Liebe einführen konnte. Doch traf auch ihn, der den glücklichsten Menschen beigezählt werden darf, ein herber Schmerz, als die Pest wiederholt in wenigen Wochen ganze Reihen der Seinigen dahinraffte. — Von seinem Nachfolger, dem Schultheißen Siegmund von Erlach, berichtet das Geschlechtsbuch *) dieser Familie: er sei der erste gewesen, der zu Bern eine Kutsche gehabt. Und zu Luzern wurde mit dem Ende des Jahrhunderts durch französische Einwirkung eine völlige Revolution in dem sonst streng beschränkten gesellschaftlichen Leben

*) Im Archive zu Spiez.

bemerkbar, eine Revolution, die dem nachfolgenden Luxus und bürgerlichen Verfalle dieser Stadt vorarbeitete.

Nicht als Sittenzug, sondern eher als eine auffallende Einzelnheit führen wir das Begegniß eines damaligen Schweizers in der Fremde an, in der Voraussetzung, es werde dies ein besonderes Interesse für diejenigen unter Ihnen haben, welche Freunde der Jagd sind. Dies Ereigniß hat einen so abentheuerlichen Anstrich, daß leicht der Verdacht poetischer Ausschmückung auf den Erzähler fallen könnte; deßhalb ziehe ich vor, den Helden des Abentheuers mit seinen eigenen Worten von seinem Ergebnisse sprechen zu lassen.

Ein 19jähriger Schaffhauser, Georg Michael Wepfer, der Bruder eines der gelehrtesten Aerzte jener Zeit, des Jakob Wepfer *), studirte (1643) zu Dié in Frankreich, wo seine Geistesgegenwart außerordentlich auf die Probe gestellt wurde. „Den 6. Juni — erzählt er — war ich mit etlichen von Dié auf der Bärenjagd, und wurde mit vier Männern auf einen Felsen gestellt. Es stund nicht lange an, so trieben die Hunde einen Bären sammt einem Luchs auf. Der erste wurde von einem Jäger auf den Hals gebrannt, welches aber nicht hineingegangen, doch ihn veranlaßet, die Flucht zu nehmen. So bald ich nun den Schuß gehört, wählte ich zwei Bauern mit ihren Aexten, ließ die zwei andern auf dem Felsen stehn, und eilte dem Bären zu, den ich auch nach einer Viertelstunde nur auf zwanzig Schritt weit von mir sah. Alsobald schlug ich an, weil aber mein Gewehr von dem Thau ganz feucht geworden, versagte mir der Schuß, worüber ich sehr erschrocken. — — Unterdessen verloren sich der Bär und meine zwei Männer aus meinen Augen, und ließen mich allein; danahen

---

*) L. Meister, Helvetiens berühmte Männer, in Bildnissen von H. Pfenninger. 3. Band. 1786. Er war geboren zu Schaffhausen, der Vaterstadt Johann Geilers, er starb 1695 in seiner Vaterstadt, wohin sein Ruf eine Menge von Studirenden gezogen hatte. 1650 verheirathete er sich mit Barbara Ringk von Wildenberg, und eine seiner Töchter wurde die Gattin des berühmten Conrad von Brunn oder Brunner. Albrecht von Haller nennt Wepfer „eine von den vornehmsten Zierden seines Jahrhunderts," und eine von seinen Schriften „ein unsterbliches Werk."

ich mich aufmachte, und ihnen nacheilte, in der Hoffnung, sie würden nun den Bären bereits todt geschlagen haben. Allein ich konnte sie nicht mehr finden; denn da sie sahen dies ungeheure Thier, welches zum wenigsten sechs Zentner schwer war, auf sie losgehen: begaben sie sich sammt und sonders in die Flucht. Indem kam der Bär, 20 Schritte weit von mir, hinter einem Felsen herfür, und ging mit gravitätischen Schritten, unter einem grausamen Gebrülle, auf seinen hintern Läufen ganz aufrecht auf mich zu. Da dachte ich: hier mußt du dich defendiren oder sterben; du bist ganz allein; wann du dich auf die Flucht begiebst, wird er dich zu Boden reißen, — so daß ich keine Zeit hatte, mich lange zu besinnen. Ich schlug damit an, und jagte ihm zwei Kugeln durch Kopf und Brust. Er wollte sich aber noch nicht ergeben, sondern stürmte mit offenem Rachen auf mich ein. Da ich ihm nun mit dem Anschlag meiner Flinte eins auf den Kopf versetzen wollte: ergriff er dieselbe mit seinen beiden Pfoten, und biß nicht nur aus allen seinen Kräften in den Lauf, so daß er mich auch zugleich damit an der linken Hand blessirte — sondern er warf mir auch dieselbe über die 20 Schritt weit von mir hinweg; worüber (weil ich mich nun ganz wehrlos befand) ich mich nicht wenig entsetzte, und mich gänzlich des Lebens erwog. Inzwischen defendirte ich mich, so gut ich konnte; und sah endlich kein anderes Mittel als dem Bären um den Hals zu fallen, und ihn zu umschlingen, damit er mich wenigstens nicht beiße, und unterzwischen sich verbluten möchte. Welches ich dann so lang gethan, bis wir miteinander zu Boden fielen, welches an einem Rain oder Halden geschah; da wir dann anfiengen mit einander zu wallen (wälzen); der Bär hielt mich mit seinen Klauen; und ich umfaßte ihn auch, und hielt ihn fest. So purzelten wir den Berg hinunter; bald war ich unter ihm, bald auf ihm; und das währte in die 60 Schritt; da uns endlich ein Baum aufhielt, und wir nicht weiter kommen konnten. Als nun der Bär merken mochte, daß es um ihn geschehen, wollte er noch seine letzten Kräfte mit Beißen anwenden. Ich setzte ihm aber die eine Hand auf die Gurgel, und drückte sie ihm so hart, daß er mir nicht schaden konnte. Er stellte sich aber recht grausamlich mit Wüthen und Brüllen — — bis er endlich so in meinen Armen sein Leben sammt

dem Blut ausgespien. Wie ich nun dieses mit innigster Freude vermerket, wickelte ich mich von ihm los, und gab ihm zugleich zum Valet einen herzlichen Kuß mit dem Fuß, oder einen Stoß, daß er über 20 Schritt weiter hinunter purzelte. Hierauf lief ich meinem Gewehr zu, und lud es wieder. Ich war aber über meine Kameraden, die mich in dieser Noth so treulos verlassen, dermaßen erbittert, daß (so man mich nicht gehindert) ich den ersten, der mir begegnet, unfehlbar niedergeschossen hätte. Und so ist diese Chasse abgeloffen, wobei mir kein ander Leid geschehen, als daß ich an der linken Hand verletzt worden. Darum ich Gott dem Allmächtigen ohne Aufhören will Dank sagen, ehren, anrufen und preisen, und mit dem Propheten Daniel sagen: Er ist mein Erlöser und Nothhelfer; Er thut Zeichen und Wunder, beides im Himmel und auf Erden; Er hat mich erlöset von den wilden Thieren“ *).

Wepfer kehrte mit einem Beglaubigungs-Schreiben des Magistrats von Dié und mit einer Klaue des Bären in die Heimath zurück, wo er (1654) die Stelle eines Rathsschreibers erhielt, und der Vater eines noch blühenden Geschlechtes wurde.

In das Leben und die Lage der Landleute jener Zeit vergönnt uns unter anderm die Chronik des Bauern von Brächershäusern einen Blick. Jodokus Jost (so hieß dieser Bauer) beschreibt uns mit Wohlgefallen den Wohlstand vieler Bauern seiner Umgegend: „Auf den Berghöfen ist insonderheit alles wohlgestanden mit allerlei Hülle und Fülle; auf allen Höfen hat man Klosterzüg erhalten können; sie haben nicht andern Leuten Gültbriefe (Kapitalbriefe) zu gehalten geben; sie haben selber Drucken dazu gehabt. Solches und dergleichen ist vieles von ihnen geredet worden, und ist auch wahr.“ — — Dann aber klagt er, daß die Wyniger Kirchhöre jetzt nicht mehr so reich sei: „Es ist offenbar, wenn man liederlich und gottlos ist, und seine Sachen nicht wohl anschicken kann — — Es zeuchen der Töchtern merklich viel hinweg, und wird ein solcher Flecken gleich verderbt — — Deßgleichen mit großen, kostbaren, unnöthigen Hochzeiten und überflüssigen Kösten mit Gastereien und dergleichen gehts gröber als in andern Orten. —

*) Die Erzählung ist in Waldkirchs Schaffhauser-Chronik aufbewahrt.

Darzu ist man je länger, je versoffener; man geht mehrentheils von Wein's wegen gen Burgdorf, etliche gen Langenthal; und davon haben unsre Väter wenig gewußt. Sie sind ehe dafür daheim blieben, und haben Weib und Kinder Hosen und Schuh geblezt (geflickt); oder neu Wässerigen und Weyer gemacht; selbst die Hand an Pflug gelegt, mit Säen und Mähen umgangen. Sind sie weit gereiset, so haben sie Speis zu sich genommen, und das Geld gesparet und nüt (nichts) verzehrt; wie ich bekenne, auch mit sechs Kreuzern Kosten gen Bern z'Märit (zu Markt) und wiederum heim kommen (bin). Aber sithar (seither) es anders bräuchlich ist, kann ich's auch nicht mehr; es müßte jezt einer ein Geizhals sein. Doch wäre es noch möglich und nüzlich." — Von den Belustigungen der damaligen Landleute berichtet unser Chronist: „Die zwo Kirchhörenen Wyningen und Affholtern (im Kanton Bern) sind so narrhaft und hochmüthig gsyn, daß sie in Meyenszeit einen Schimpfkrieg gehalten und angestellt, und zu beiden Seiten ihre ganze Mannschaft versammelt, und auf zweimal zusammengezogen, und fürgenommen mit einander zu scharmuziren. Die von Affholtern kamen mit ihrer Mannschaft wohl geputzt und bewehrt wie Edelleut, gen Wyningen mit einer Fahne, und ein schön Zierd von Reiterei. Deßgleichen die von Wyningen ihnen nichts nachließen, und zogen ihnen entgegen, bis auf das Oberfeld; da gieng es an mit einander zu kurzweilen mit Geschoß und allem Gewehr. Wie sie genug hatten, zogen sie zusammen, und empfiengen die von Wyningen die von Affholtern mit einer schönen Anred, die gethan, Martin Jost, damaliger Ammann. Darnach zogen sie gliedweis mit einandern in's Dorf, allwegen zwei und zwei, ein Wyninger und ein Affholterer — allemal ein Halb-Esel und ein Halb-Narr neben einandern *); deßgleichen auch zu Tisch gesessen; und alles was zu Wyningen verzehrt wurde, sind die Affholterer gast- und kostfrei. — — Also ergieng es auch über 14 Tag bei Affholtern" u. s. w.

Jost selbst gehörte zu den wohlhabendsten Landleuten; weithin handelte er mit Ochsen; selbst der Seckelmeister von Schaff-

*) Eine Bemerkung, worin sich die Unzufriedenheit unseres treuherzigen Censors Luft macht.

hausen und der Schultheiß von Burgdorf waren zuweilen seine Schuldner; stets waren 100 Dublonen und 100 Dukaten in seiner Kasse vorräthig; vier Knechte und drei Mägde arbeiteten in seinem Dienste. An langen Winter-Abenden schrieb er mit gesunder Einfalt nieder, was ihm in eigenen und fremden Erlebnissen bemerkenswerth erschien: „Dies ist in langen Kiltnächten geschrieben, hiemit nichts damit versäumt worden, und nur von Kurzweil wegen. Anderseits ist es nicht nur vom Hörensagen geschrieben, sondern alles selbsten gesehn; auch vermeint, den Nachkommenden darmit zu dienen.“

Auch an auswärtigen Zeitereignissen nahm er lebhaften Antheil; natürlich legte er sich die Nachrichten für seine Begriffe zurecht. So spricht er vom Anfange des 30jährigen Krieges: „Ehe der Comet vergieng, fieng an der Kaiser toben und wüthen mit einer großen Kriegsmacht. Sein erster Oberster zu der Zeit, Anno 1618, dem sagt man nur der Spineli (Spinola); der gieng gleich dahin (zu Grunde). Nach ihm war da Oberst Dilli (Tilly), ein gottloser, böser Papist, der nahm für, im Ländlein Enz die Lauterschen (Lutherischen) mit Soldaten zu überladen, die andern aber ließ er ungeplagt. Nun wie sie solches nicht mehr leiden mochten, wurden sie zu Rath, und erschlugen dem Dilli seine Soldaten, all in einer Nacht 4000 zu tod. Nun der Dilli sammelt ein großen Zeug und Kriegsmacht, wohl über die 8000, und an die Enzer hin. Jedoch konnte er ihnen wohl ein ganzes Jahr lang nicht viel angewinnen. — — Wiewohl man in Zeitungen gelesen, daß sie dem Dilli mehr als 100,000 Mann umgebracht in einem Jahr, ehe sie sich endlich ergeben müssen. — — Erstlich ist zu wissen, wäre dies schwedische Volk noch ein Paar Monat lang nicht über Meer in's Deutschland eingefallen; so wäre es um uns, die Evangelischen Eidgenossen, zu thun gewesen. Wir wären mehr als mit 100,000 Mann überfallen worden, die schon in Bünden, Schwaben und allenthalben auf uns gewartet. Aber sobald die Schweden kamen, mußten sie all nitzig (niederwärts) ab; und gab es Ruh und Frieden; Gott sei Lob noch jetzt und alle Zeit! Amen.“

Hier schließen denn die Bemerkungen, welche die Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts näher beleuchten sollten; was hierüber im Allgemeinen festzusetzen war: das haben wir

schon in der vorigen Periode ausgesprochen; hier berechtigte uns dagegen unser Plan und unser Stoff zu nichts weiter als noch Einzelnheiten, belegend oder beschränkend, hinzuzufügen. Das ist wohl den wenigsten unter Ihnen entgangen, daß in Leben, Sitte und Anschauungsweise der so eben geschilderten Zeit jener Frühlings-Odem uns nicht mehr anziehe, der im sechszehnten Jahrhunderte noch in vielen Zeugnissen des Lebens nicht zu verkennen war. — Allein wie jeder irdische Tag seine Morgen- und seine Mittags-Stimmung mit sich führt: so müssen wir uns auch in der Geschichte des Menschenlebens an jenen Wechsel von Morgen und Mittag gewöhnen mit der Ergebung, welche weiß, daß Morgen und Mittag doch nur ein einiger Sonnenstrahl sind vor dem Welten-Richter, und mit der gläubigen Hoffnung, daß dem besseren, menschlichen Streben der Morgen eines unwandelbaren Lichtes und Lebens auch nicht ausbleiben werde.

Wir stehen also, Verehrteste, am Ziele des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Eigenthümlichkeit ich Ihnen nach bestem Vermögen näher zu legen suchte. Nicht ohne innere Scheu, nicht ohne das ernste Gefühl, welcher bedeutungsvollen Zeit wir uns nähern, führe ich Sie an die Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Mit dem Eintritte in's achtzehnte Jahrhundert nähern wir uns einer neuen, von der bisher geschilderten wesentlich, und in ihren tiefsten Grundrichtungen unterschiedenen Zeit. Es ist eine Zeit, die durch ihre unberechenbare noch bis diesen Augenblick fortdauernde Bedeutung eben so sehr unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, als hinwiederum die Mannigfaltigkeit der darin sich durchkreuzenden oder zusammenwirkenden Erscheinungen uns die Schwierigkeit fühlen läßt, eine solche Periode gerecht und mit überschauender Klarheit Ihnen vorzuführen. So lebhaft steigerte sich zuweilen in mir das Gefühl dieser Schwierigkeit, daß ich für Augenblicke zweifeln konnte, ob ich nicht lieber diesen Theil meiner Aufgabe für einmal noch umgehen wolle. Aber erwog ich dann, daß ohne ein Urtheil über jene Vergangenheit die Ansicht über die Gegenwart in wesentlichen Stücken nothwendig gebunden und das Verhältniß zur Zukunft haltungslos sein müsse — so durfte ja wohl jenes Bedenken keinen Raum mehr finden.

Sobald aber jener Zweck fest steht, das Eigenthümliche jener Zeit, ihre Grundtriebe in der Wurzel zu erfassen und zu verstehen — so ist damit eigentlich für den Kenner schon ausgesprochen, daß auch unsre Behandlungsart sich bedeutend werde umgestalten müssen; unsre bei den vorigen Jahrhunderten befolgte Manier ist in diesem Falle hier nicht mehr anwendbar. Denn die uns jetzt zunächst vorliegende Periode, die neunzig Jahre nämlich, welche der französischen Revolution voran giengen: diese Periode ist nicht durch ihre politischen Ereignisse so außerordentlich erfolgreich geworden (in unserm Vaterlande war es die ruhigste Zeit unserer Geschichte) sondern vielmehr durch tief eingreifende Veränderungen, Erschütterungen und Revolutionen auf dem geistigen Gebiete. Die politischen

Ereignisse flossen unmittelbar daraus her; oder sie giengen spur- und erfolglos daran vorbei. Daraus mögen Sie es sich erklären, wenn ich die äußeren Begebenheiten und Verwickelungen jener Zeit, die im Grunde alle einen sehr verwandten Charakter haben, — mit wenigen Ausnahmen — mit ungewohnter Kürze behandle. Wer ein größeres Detail dieser Einzelnheiten sucht: der findet es bei Leonhard Meister, mit größerem Fleiße ausgeführt bei Meyer von Knonau, und das Piquante davon aus Meister zusammengestellt bei Zschokke. Eine solche Umständlichkeit für diese Zeit schien mir mit der eigentlichen Absicht unsrer Vorlesungen nicht wohl verträglich; für ungleich wichtiger hielt ich es, auf die gemeinschaftliche Wurzel aller jener Erscheinungen näher einzugehen, um dann die natürlich daraus erwachsenen Früchte mit wenigen Worten zu bezeichnen. Ist dies aber in den bisherigen Darstellungen nicht geschehen: so müssen Sie den Grund in dem ganz verschiedenen Zwecke derselben suchen, und — wenn man es aussprechen darf — noch insbesondere in dem Umstande, daß die schweizerischen Historiker, welche das vorige Jahrhundert behandelten, mehr oder minder durch ihre Erziehung, Bildung und Anschauungsweise Kinder und Produkte jener Zeit sind, über der sie als Historiker stehen sollten. Damit ist zunächst gar kein persönlicher Vorwurf ausgesprochen — denn es ist allezeit nur seltenen, hochbegabten Geistern vergönnt, nach allen Seiten hin unabhängig über der Zeit zu stehn, aus der sie doch erwachsen sind, und ihren ersten Nahrungsstoff erhalten haben — aber soviel ist allerdings damit gemeint, daß jene Männer noch nicht in der Lage waren, eine genügende Geschichte des vorigen Jahrhunderts zu schreiben, wohl aber verdankenswerthe Beiträge dazu. Dagegen hat sich in Deutschland seitdem ein so durchaus von jener verschiedene und auf ganz andern Grundlagen beruhende Bildung entwickelt und geltend gemacht, daß man von dieser aus, die Bildung des vorigen Jahrhunderts als theilweise abgeschlossen und (wie ich glaube) schon historisch behandeln kann.

Sind aber die geistigen Zustände unsrer Periode der Hauptgegenstand der historischen Betrachtung: so ist es ausgemacht, daß wir uns dann nicht auf den engen Rahmen unsers Vaterlands beschränken dürfen. Wohl hat die Schweiz durch einige

ihrer berühmtesten Bürger mitgewirkt in dem Bildungskampfe jener Zeit; im Ganzen aber ist doch mehr auf sie eingewirkt worden, als daß sie selbstständig eingegriffen hätte. Man spricht deßhalb nicht von einer schweizerischen Bildung und Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, wohl aber von einer französischen und deutschen; und der schweizerische Bildungszustand war — gestehen wir es nur — nichts als, der Hauptsache nach, ein Produkt des französischen und deutschen Geistes. Diesen beiden gilt darum zuerst unsre Aufmerksamkeit; dies führt uns von selbst zu einer Würdigung der damaligen französischen und deutschen Litteratur.

Wie reich und bedeutsam die Litteratur Frankreichs und Deutschlands im vorigen Jahrhunderte gewesen: kann wohl niemanden unter Ihnen unbekannt sein; dieser Gegenstand allein wäre schon werth, in besondern Vorlesungen behandelt zu werden. Und hätten sich meine persönlichen Verhältnisse so gestaltet, daß ich im nächsten Winter noch unter Ihnen verweilt hätte, so würde ich Sie unter anderem zu Vorlesungen über die bezeichnete Litteratur eingeladen haben. Dies hätte uns ungesucht veranlaßt, die religiöse, sittliche und wissenschaftliche Seite des Lebens, wie sie für jeden gebildeten Menschen vom höchsten Interesse sein muß, anzuregen und nach besten Kräften zu beleuchten. Da nun aber dieser Gedanke wohl zu den unerfüllten, frommen Wünschen gehören wird, so liegt uns ob, hier wenigstens die Umrisse jener Litteratur, so weit sich in diesen ihr Hauptcharakter aussprechen kann, hinzuzeichnen.

Es giebt mir dies zu einer Bemerkung Anlaß, die mir so am Herzen liegt, daß ich um ihretwillen für einen Augenblick den Zusammenhang zu unterbrechen wage. Um die Litteratur eines Volkes auf eine fruchtbare und bildende Weise kennen zu lernen, giebt es meines Bedünkens zwei Wege: einmal durch wissenschaftliche Vorlesungen, die uns eine Uebersicht und die leitenden Grundsätze für unser Urtheil geben sollen; und dann durch eigene Lektüre. Allein wie ist es mit dieser eigenen Lektüre gewöhnlich bestellt? Jeder liest, was ihm in die Hände fällt, das Neueste das Beste; höchstens erkundigt man sich, ob nichts moralisch oder religiös anstößiges darin enthalten sei, und liest sich dann getrost hinein, wie der Zufall oder die blinde Mode leitet. Aus diesem unbeschränkten Sich

gehen Lassen, aus dieser maßlosen Vereinzelung und Willkür in der Lektüre entstehen denn alle die Verworrenheiten, mit welchen die derzeitige Lesesucht überall behaftet ist. Wo liegt nun die Heilung für dies Uebel? Einzelne mögen vielleicht sich gänzlich gegen eine vielseitige Lektüre abschließen, damit aber werden sie kein Gewicht in die Waagschale legen; sie werden auf den einmal eingerissenen Zug keinen Einfluß ausüben können. Mir scheint es an der Zeit, daß man einen solchen Strom nicht abdämmen, wohl aber leiten sollte. Dies vermag der Einzelne für sich nicht; die Vereinigung tritt hier an ihre rechte Stelle; dabei denke ich nicht von ferne an die Stiftung neuer Vereine; vielmehr sollte das schon bestehende gesellschaftliche Leben sich durch eine wahrhaft erweckliche Beschäftigung mit der Litteratur zu heben und zu vergeistigen suchen. In verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz bin ich selbst Zeuge davon gewesen, welcher hohe Genuß und geistiger Gewinn für kleinere, gewählte Kreise erblühen kann, wenn sie sich zur gemeinschaftlichen, belehrenden Lektüre unter einer tüchtigen Leitung vereinigen. Und wahrlich, ich wüßte nicht, was hier von einem ähnlichen Versuche abhalten könnte; warum sollten die Jüngeren unter Ihnen nicht eben so gern einem solchen litterarischen Kränzchen einige Abende widmen, wie jedem anderen gesellschaftlichen Vergnügen, dessen Resultat oft nicht den folgenden Morgen erlebt? Und ich denke: was uns geistig bereichern, innerlich erfrischen kann, was die Herzen auf die würdigste Art, und sicherer als hinter Masken zusammenführt — das wäre eines Versuches wohl werth. Doch es ist Zeit, auf die Hauptsache zurückzukommen.

Die französische Litteratur und Sprache hat bekanntlich erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ihren Aufschwung und ihre geregelte Gestalt erhalten, wozu die von Richelieu gestiftete Akademie nicht wenig beitrug, und unter Ludwig XIV erhob sie sich vollends zu der von Europa bewunderten Höhe. Racine, Corneille und Moliere leisteten vielleicht das Höchste, was die französische Poesie erreichen kann. Und unter den eigentlichen Notabilitäten jener Zeit sehen wir den religiösen wie den politischen Glauben noch nicht erschüttert; ja von Racine wissen wir sogar den schönen Zug, der ihm als Menschen Ehre macht, daß er eine geraume Zeit Bedenken trug,

ob er sein hohes Talent der Tragödie widmen könne, ohne seinen heiligsten Pflichten zu nahe zu treten. Malebranche und Pascal schrieben mit jener edeln Würde und dem Ernst, womit bessere Menschen die Wahrheit und Gott suchen; auch fühlt man es zumal den Schriften des letztern an, daß er über ein sehnsüchtiges Suchen hinausgekommen ist. Als geistlicher Redner war Bossuet der Größten einer, mit einem glaubensfrohen Herzen wies er auf die hinter dem Gewebe der Weltgeschichte wirkende Hand der ewigen Liebe hin. Und wer von Ihnen ist nicht in Fenelons Schriften durch die liebenswürdigsten Zeugnisse eines von der reinsten Gottesliebe durchglühten Herzens bewegt oder erwärmt worden? —

Diesen edeln und ernsten Charakter der französischen Litteratur sehen wir im folgenden Jahrhundert völlig vom Vordergrunde zurückgedrängt, und durch diejenige französische Cultur ersetzt, die im achtzehnten Jahrhundert zuerst in den Gemüthern, sodann im Leben alle sichtbare und unsichtbare Autorität zu stürzen und die bisherigen Grundpfeiler von Staat und Kirche zu untergraben unternahm. Der Schriftsteller, dessen Name seitdem zum Stichwort aller Irreligiosität und Frivolität geworden ist; der Mann, welcher der geistigen Richtung seines Zeitalters großen Theils ihr Gepräge aufgedrückt hat — ist (wie Ihnen allen bekannt ist) Voltaire. Er ist der Stifter derjenigen Denkungsart, welcher man ganz mit Unrecht den Namen französische Philosophie gegeben hat; Philosophie kann sie aber eben so wenig heißen als Sie einen Mann deswegen schon einen Philosophen nennen würden, weil er mit Geist und Witz sich auszudrücken versteht. Die Philosophie im wahren Sinne des Wortes hatte durch den größten Denker Englands, Bako von Verulam, geleitet, sich von einem unfruchtbaren logischen Methodismus zur gelehrigen Beobachtung der Natur zurückgewandt. Allein Bakos viel schwächerer Schüler und Landsmann Locke hatte sich mit der Methode seines Meisters schon in das trostlose Extrem verirrt, daß es für unsern Geist außerhalb der Sinnenwelt keine Gewißheit mehr gebe. Locke selbst rettete zwar seine eigene religiöse Ueberzeugung noch durch den ererbten Glauben an Offenbarung; allein seine Philosophie mußte dessen ungeachtet dem Materialismus den Weg bahnen. Und so war es denn Voltairen auf-

behalten, gerade jenes unheilvolle Element, welches in der schon verirrten Philosphie lag, einseitig herauszugreifen, und für seine zerstörenden Absichten zu benutzen.

Der menschliche Geist, sobald er selbstdenkend ergriffen wird, findet nach drei Seiten hin ein weites Feld des Nachdenkens und Forschens; entweder beschäftigt uns unser eigenes Ich, Mensch, Menschheit, oder die Außenwelt, die Natur, oder unser Gedanke steigt über Menschheit und Natur hinauf zum höchsten Gedanken, zur Gottheit. Menschheit, Welt und Gottheit sind demzufolge die einzigen Gegenstände des Nachdenkens, der Philosophie oder der Wahrheits-Forschung; auch der religiöse Glaube ist ja auf nichts anderes gerichtet. Und allerdings ist es meine festeste Ueberzeugung, daß eine Philosophie, die ihre Grenzen kennt und sich nicht in endlose Verwickelungen verwirren will, keinen angelegentlicheren Zweck hat als die Religion verstehen zu lernen; was dem religiösen Glauben unmittelbar feststeht als ein Empfundenes und Erlebtes (historisch und innerlich): das sucht die Philosophie der verständigen Aneignung zugänglich zu machen, mit andern Worten: als eine Vernunftnothwendigkeit zu erweisen.

Sobald wir nun anfangen, Gott, Natur und Menschheit nicht mehr im engsten und undurchdringlichsten Zusammenhange zu denken; sobald wir eins jener Glieder unnatürlich loszutrennen suchen — so ist auch immer zugleich der Anfang zu unabsehbaren Irrthümern gemacht. Voltaire betrat auf's entschiedenste den unseligen Weg der Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt. Er hielt sich zunächst an die Natur, und betrachtete diese abgesehen von Gott und von Menschen; er bewundert die Größe alles Erschaffenen, die Unendlichkeit des Weltalls; aber gerade unter dieser Bewunderung, die in einem andern Munde Lobpreisung des Höchsten sein könnte, ist bei Voltaire das gefährlichste Gift verborgen. Denn alle seine Bewunderung der gepriesenen Schöpfung läuft bei ihm doch nur darauf hinaus, in Vergleichung damit den Menschen gänzlich herabzusetzen, und ihn als ein elendes Gewächs des blinden Zufalls, als ein sinnliches Thier unter der Gewalt der Leidenschaften darzustellen. War nur einmal dies gelungen, war nur der Gedanke an ein göttliches Wirken in der Menschheit; war die Ueberzeugung von einer höhern Bestimmung des

menschlichen Geschlechts und von Planen der Vorsehung mit demselben völlig entwurzelt — so mußte dann der Glaube an einen lebendigen Gott, an eine übersinnliche Welt von selbst wegfallen. So war die Natur, welche sonst so leicht dem Gemüthe ein Zeigefinger auf einen Höheren wird: sie war in Voltaire's Händen das Werkzeug, um nach einem unübertrefflich angelegten Zerstörungsplane den Glauben an Gott und Menschheit zu untergraben. Nur Ein Hinderniß hatte er wegzuräumen, um zu seinem Ziele zu gelangen; dies waren die Zeugnisse der Geschichte; die von ihm zum Wurm erniedrigte Menschheit konnte sich auf die unzähligen Beweise göttlicher Leitung, göttlicher Theilnahme an unserm Geschlechte berufen; sie konnte sich stützen auf jene größte Thatsache in der Geschichte der Menschheit, daß sogar das himmlische Erbarmen die engen Schranken der menschlichen Erscheinung nicht verschmähte, um gleichsam zum zweiten Male Gottes Odem dem erstorbenen Geschlechte einzuhauchen. Das fühlte Voltaire bald, daß ihm von dieser Seite her der gediegenste Widerstand drohe; darum raffte er sein ganzes Leben hindurch alle seine Kräfte zusammen, um mit dem Christenthum der Menschheit ihren Adelsbrief zu entreißen. Nicht gegen den Glauben an Gott richtete er direkt seine Angriffe — obwohl er auch diesem bisweilen deutlich genug Hohn sprach — nein, er ließ, fast aus Gnaden, noch den wurzellosen Baum eines dürren Glaubens an ein höchstes Wesen stehen, einen unschuldigen Stab für die Schwachen, für den seine Zeit auch schon kommen werde. Unter den Fittigen eines solchen markloſen Deismus wandte Voltaire alle Künste seiner sophistischen Beredsamkeit an, allen Glanz seines Witzes, alles Beißende seines Spottes, allen Schimmer seiner meist von dem Zweifler Bayle entlehnten Gelehrsamkeit, um den Glauben an die Fundamente des Christenthums zu vernichten. Eine Offenbarung übersinnlicher Wahrheiten, die Erscheinung eines göttlichen Erlösers, der Kreis von außerordentlichen Ereignissen, womit er umgeben ist, eine höhere Zukunft unseres Geschlechts, und was immer den Menschen über dem Dunkel der irdischen Nacht hält und hebt — das trachtete er mit frevler Hand im Gemüthe der Zeitgenossen auszulöschen, auf daß alle Kniee sich vor dem Baale beugen möchten, dem er opferte. Was mir das fürchterlichste scheint,

ist, daß Sie überall umsonst den tief empfundenen Schmerz einer edeln in Zweifeln befangenen oder nach einem höheren Troste ringenden Seele bei ihm suchen; es ist nicht ein Kampf, der ihn drückt, nicht ein Aufgeben einst auch genährter, süßer Hoffnungen; nein, wie mit Würfeln spielt er mit den heiligsten Ueberzeugungen, und eben das Spiel damit ist es an und für sich selbst, was ihn vergnügt. Unsre theuersten Hoffnungen, ohne die das Leben ein einziger Angstruf wäre, zu verdächtigen, zu verhöhnen, in den Staub zu treten: das ist sichtbar seine Freude, sein dämonisches Behagen. Wenn er in einer Aufwallung seine eigene Nation eine Zusammensetzung aus der Tiger- und Affen-Natur nannte: so hat er hierin vielleicht sein eigenstes, furchtbares Urtheil gesprochen; denn eben die Art, wie er die höchsten Güter der Menschheit antastete, erinnert nicht minder an die Wuth des Tigers als an eckle Affen-Verzerrungen.

Für seine Destruktion wählte er einen doppelten Weg: in den einen seiner Schriften mahlte er die Tugend als einen bloßen Heuchlerschein, das Laster dagegen als liebenswürdig oder doch unschuldig; aber folgenreicher als diese lasciven Produkte eines befleckten Geistes war die noch viel verderbenvollere Betrachtungsweise, welche er in der Geschichte herrschend machte. Hier, wo auf die Gesinnung so bleibend eingewirkt werden kann, wußte er alle Quellen mit einem Pesthauche zu vergiften, der noch nicht überall aus den Adern verschwunden ist. Ihm haben wir es zu danken, daß wir bei den sonst so hochstehenden, englischen Historikern, Gibbon, Hume und Robertson eine höhere und befriedigende Gesinnung schmerzlich vermissen. Sie finden auch bei diesen großen Schriftstellern, nur nicht immer in so gemeiner Form wie bei Voltaire, dieselbe Unsicherheit in allen religiösen Substanzen, dieselbe trostlose Weltansicht und denselben Haß gegen alle religiöse Institutionen, dieselbe Verkennung alles eigenthümlich christlichen Lebens.

Denken Sie ja nicht, daß Voltaire mit seinen Bestrebungen vereinzelt in seiner Zeit da stand; neben und nach ihm stand eine Reihe von Gehülfen auf, die den Meister nicht selten an Kühnheit, Energie, Consequenz und Charakter überragten. Ein so schneller und allgemeiner Beifall läßt uns auf den damaligen außerordentlichen, sittlichen Verfall schließen; die

Zerrütung, ja die sittliche Verpestung hatte vorzugsweise bei den höhern Ständen und an vielen Höfen einen furchtbaren Grad erreicht. Nun liegt es aber bekanntlich im tiefsten Wesen der Sünde, daß sie nichts angelegentlicheres kennt, als sich vor den Augen der Welt und vor sich selbst zu legitimiren, indem sie sich als das einzig Vernünftige, als die wahre Befreiung von aller Beschränktheit geltend machen möchte. Einer solchen, innerlich schon erstorbenen Stimmung ist natürlich allezeit ein Schriftsteller höchst willkommen, der gegen seine lästigen Fesseln der Religion und höheren Sittlichkeit einen geistreichen und glänzenden Krieg führt.

Was Voltaire unvollendet gelassen, das führten d'Alembert und Diderot mit Entfernung des leisesten Rückhaltes aus; beide haben nicht wie Voltaire mit kaltem Blute ihr Werk betrieben; sie sind Fanatiker für den Atheismus geworden. Nie ward der Astronom d'Alembert müde, seinen Hohn über den sogenannten Finger Gottes auszuschütten, den er doch nirgend im ganzen Weltgebäude zu finden vorgab. Ebenso suchte der Mathematiker Diderot nicht etwa bloß Freiheit für seine, den Glauben an eine höhere Welt bekämpfenden Gedanken; nein, er hätte auch die Kraft seines Lebens dafür geben mögen, daß diese Gedanken überall Eingang fänden. Sein ganzes Glaubensbekenntniß läßt sich auf die Worte des blinden Saunderson zurückführen, bei denen er selbst mit so vielem Behagen verweilt *): „Soll ich an Gott glauben, so muß ich ihn betasten können." — Es wäre allezeit ein vergeblicher Versuch, einen Unglauben der Art etwa durch Raisonnement widerlegen zu wollen; einer der durchdringendsten Denker, Fichte, bemerkt hierüber vollkommen wahr: „Diese Denkart beruht nicht auf einem Fehler des Denkens und des Urtheilens, sondern auf dem ganzen, mangelhaften Sein des Zeitalters. Nachdem sie einmal sind, was sie sind, müssen sie nothwendig auch also denken wie sie denken." — Jener frechen Erscheinung des Unglaubens, wie sie in einem Diderot zum Durchbruche gekommen, ist immer eine sittliche Verirrung, eine Verfinsterung des Herzens, nicht des Verstandes vorausgegangen; und so lange

---

*) Diderot, Lettre sur les aveugles: si vous voulez, que je croie en Dieu, il faut que vous me le fassier toucher.

diese dauert, ist das Auge des Glaubens gewaltthätig geschlossen. Zwar prunkt Diderot nicht selten mit fein klingenden Tugend-Phrasen *), und seine eigene Tochter rühmt uns seine Sittlichkeit, nachdem sie kurz vorher wiederholt die Summen aufzählte, die er seiner Gattin entzog, um sie im Ehebruch zu verschwenden **).

Die gleiche Energie, mit welcher die beiden genannten Denker gegen den Glauben an Gott kämpften, verwandte ihr Zeitgenosse Helvetius zur Bekämpfung des Glaubens an die Menschen. Nirgend ist dem nacktesten, ja grinsendsten Egoismus feierlicher ein Altar errichtet worden als in Helvetius Buch „vom Geiste.“ Daß es außer der Selbstsucht nirgend und niemals eine andere Triebfeder im menschlichen Herzen gegeben habe und geben könne: ist das Evangelium jenes Generalpächters. Wäre dem wirklich also, daß der sinnliche Vortheil und Genuß das einzige sei, was ein Menschenherz bewegen könne: dann liegt auch der Schluß gar zu nahe: daß ja der Mensch weiter nichts sei als ein raffinirteres Thier; denn an diesem sind wir es gewohnt, daß es über dem Wohlsein des Leibes kein höheres Gut suche. Und in der That schrickt Helvetius vor diesem Schlusse so wenig zurück, daß er es offen ausspricht: der Mensch sei von den Thieren nicht etwa durch den Geist, nein, durch die Form der Hand unterschieden; der Affe vollends stehe dem Menschen so nahe, daß ihn nur seine Schwäche, sein kürzeres Leben und seine Nahrung unterscheide; die Ausbildung, welche dem Menschen zu Theil geworden, sei nur eine Frucht seiner Langeweile, die der Affe nicht habe. Fragen Sie aber: Wie kann derjenige, welcher den Menschen auf die Stufe der Thiere hinabsetzt — wie kann der noch einen Unterschied zwischen Tugend und Laster festhalten? so bleibt auch hier Helvetius die unvermäntelte Antwort nicht schuldig. Nur das — sagt er — erscheine uns als Tugend, was uns zum Vortheil diene; selbst die Freundschaft sei doch nur eine Folge des Eigennutzes; also müsse derjenige der

---

*) Diderot. Essai sur le merit et la vertu: „L'homme ne peut donc être heureux que par la vertu et que malheureux sans elle.“

**) Diderot, Memoires et Lettres inédites. Tom. I.

tugendhafteste heißen, dessen eigener Nutzen am häufigsten mit dem Vortheile anderer übereinstimme. Religion sei nur eine unnöthige Zugabe der Gesetzgebung und eine Quelle vieler Laster; der Zwiespalt zwischen der Sünde und dem Gewissen sei nichts als ein Streit entgegengesetzter Leidenschaften; die Laster seien so natürlich wie der Instinkt des Geiers, der die Taube morde. — Ueber diese schnödeste Schmähschrift der Menschheit lasse ich Ihr Gefühl entscheiden, ohne etwas anderes darüber zu bemerken als das treffende Wort Albrecht von Hallers: „Er macht den Henker zu dem Gewissen der Nation.“

Wesentlich verschieden von den bisher Genannten und dennoch sich anreihend an die gefährlichsten Gegner des Christenthums, hat J. J. Rousseau auf viele tausende seiner Zeitgenossen und auf nicht wenige ihrer Nachkommen gewirkt. Seinen Einfluß möchte ich noch viel verderblicher als den der Obigen nennen, weil Rousseau die gesicherten Grundlagen des Glaubens und der ächten Sittlichkeit unterwühlt hat, ohne an der verworfenen Frechheit der früher Bezeichneten Theil zu nehmen. Ein ernsteres Gemüth wird mit Würde den Witz und die sophistischen Spöttereien eines Voltaire von sich weisen, den thierischen Egoismus des Helvetius verabscheuen und vor der selbstmörderischen Gotteslängnung eines Diderot zurückschaudern; denn in allen jenen Verirrungen liegt das Empörende und jeden seelenvolleren Sinn Verletzende so offen ausgesprochen, so klar vor eines jeden Augen, daß ein unverdorbenes Gefühl von selbst sich mit Unwillen davon wegwenden wird. Allein anders verhält es sich mit Rousseau; sein Herz, seine Anschauungsweise stellen ihn unverkennbar über jene selbstsüchtige und irreligiose Rotte. Ein warmes Mitgefühl für sein Brudergeschlecht, ein nicht selten bis zur Anbetung des höchsten Wesens sich erhebender Schwung der Empfindung und ein bis ans Grab nie aufhörender Kampf gegen einen, sein tiefstes Wesen beängstigenden Unfrieden, dem er nur den wahren Namen nicht geben will — das alles zeigt uns in Rousseau als Menschen und Schriftsteller eine Erscheinung, die mit ungleich größerem Rechte als die vorigen unsre Würdigung und Theilnahme in Anspruch nimmt. Und dennoch glaubte ich oben einen geistigen Einfluß noch gefährlicher als den eines Voltaire

und Helvetius nennen zu dürfen; um nämlich diesen letzteren Gehör zu geben, ist schon ein gewisses Maß von Frivolität oder die bejammernswürdigste, innere Leere erforderlich, so daß man vielleicht behaupten dürfte: die Menschheit verliere überhaupt wenig oder nichts an denjenigen, die durch einen Voltaire verführt zu Grunde gehen. Rousseau dagegen vermag auch bessere Menschen von höherem Gehalte zu täuschen, indem ihnen sein überall auflodernder Enthusiasmus für Menschheit, für Natur, ja für die Gottheit die trügerische Garantie leistet, daß dieser Schriftsteller sie um ihren sittlichen Glauben nicht betrügen werde. Und doch, sehen wir nun näher zu, was etwa ein suchendes Gemüth bei Rousseau finden mochte: was ist es anders als ein vager Enthusiasmus ohne eigentlichen Gegenstand und Zweck; eine schlaffe Sentimentalität, die eben nur auf eine große Lücke hinweist, die aber Rousseau nie und nirgend auszufüllen weiß? Und ist nicht dieser Enthusiasmus und diese Sentimentalität noch heut zu Tage der Grundcharakter so vieler der Besseren, deren Anblick unwillkührlich den Ausruf entlockt: „Siehe da, Rousseau's Geisteskinder!“ — Eine Entführung des Gefühls in's Unbestimmte und Weite, eine unverstandene Sehnsucht nach einer tieferen Befriedigung, eine Betäubung eben dieser Sehnsucht durch den zauberischen Nimbus selbsterdachter Ideale, die eine schwärmerische Opposition gegen alles Bestehende hervorrufen müssen — das sind am Ende doch die Grundzüge der Tendenz, deren beredtester Verkündiger Rousseau geworden ist. Daß aber alles Positive und Bestimmte, daß der allein sichernde Glaube an einen lebendigen und geoffenbarten Gott und an sein im Großen und Kleinen still verbreitetes Reich der Gnade, daß die Zuversicht einer höheren Heilung und Erhebung der bedürftigen und in sich zerfallenen Menschheit — mit einem Worte, daß aller Reichthum und alle Segnungen des Christenthums von Rousseau nicht minder als von Voltaire dem Herzen entfremdet würden: das liegt unverkennbar in der Natur seiner Richtung, und ist durch die Erfahrung an allen denen bestätiget worden, die auf diesen Bahnen gewandelt sind. Der Unterschied ist nur der, daß Voltaire mit kalter Seele die höhere, christliche Ueberzeugung mordete, ohne etwas anderes als Dunkel und witzige Erstorbenheit an die Stelle zu setzen; Rousseau dagegen sucht das

Bewußtsein jenes größten aller Verluste durch einen berauschenden Dunst schöner, aber haltungsloser Gefühle zu ersticken. Auf welcher Seite also die größere Gefahr drohe: kann Ihnen nach den bisherigen Bemerkungen nicht mehr zweifelhaft sein; Voltaire verwandelte den frischen Gottes-Garten christlicher Ueberzeugungen in ein Leichenfeld voll Todtengebein und Moder, Rousseau in einen lockenden Feen-Garten mit brechenden Blumen und erfreuendem Grün, aber ohne sicheren Pfad, ohne einen Ausgang, ohne einen wolkenlosen Hintergrund.

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Wer Rousseau's Schriften mit Antheil und besonnenem Nachdenken liest: der wird sich wohl kaum des Gedankens erwehren können: Welche außerordentlichen Dienste hätte ein solches Talent dem damals auf Leben und Tod angefeindeten Christenthume leisten können, wenn er seine unübertreffliche Sprache, wenn er seine hinreißende Beredsamkeit gegen die Feinde der Menschheit gewendet, wenn er sein tiefes und ursprünglich zu dem Herrlichsten ausgerüstetes Gemüth durch die hingebende Liebe an Denjenigen geweiht und geläutert hätte, in dessen Fußstapfen allein der Menschheit wie dem Einzelnen eine erquicklichere Zukunft erblühen kann! — Welcher Wohlthäter hätte er einem Zeitalter werden können, das an seinen heiligsten Hoffnungen irre geworden war, wenn er dasselbe, statt in die Träumereien selbstgewählter Wege mit fortzureißen, auf die lichtvolleren Bahnen des verkannten Christenthums hingewiesen hätte! —

Die Frage: wodurch wohl sein Gemüth dem inneren und historischen Christenthum so frühe und für immer entfremdet wurde? finde ich in dem Gange seines Schicksals beantwortet. Niemals in seinem Leben ist er dazu gekommen, das Netz sittlicher Verirrungen, welches ihn umgarnte, zu durchbrechen; vielmehr betrachtete er diese Verirrungen selbst in einem so täuschenden und gefälligen Lichte; er wußte auch die sündhaftesten und gottverlassensten Momente seines Lebens auf eine so schmeichelnde Weise in seine liebe, vergötterte Persönlichkeit zu verflechten — daß ihm schon dadurch Auge und Herz gebunden war, um zu dem eigentlichen Mittelpunkte des Christenthums durchzudringen. Denn wenn das Evangelium überall darauf dringt, daß unsere Selbstliebe das Gefallen an unserm eigenen Thun und Sein ersterbe, damit der Sinn für das

Göttliche aufgeben und die ächte Liebe unser Dasein und Streben auf eine höhere Lebensstufe erheben könne; wenn also ohne diese Bedingungen das Innerste des Christenthums jedem ein verschlossenes Buch bleiben muß — dann ist es uns ja leicht erklärlich, warum Rousseau von dem eigenthümlichen Lebensgebiete des Christenthums ausgeschlossen blieb. Freilich hören wir in seinen Selbstbekenntnissen einige Male die Klagelaute eines verletzten Gewissens durch alle Umwölkungen der Selbstgefälligkeit durchtönen; so z. B. wenn er von jenem unschuldigen Mädchen spricht, auf welches er in seiner Jugend den schwärzesten Verdacht verläumderisch geladen hatte; eine Erinnerung, die er vergeblich in seinem Gemüthe auszulöschen suchte — aber umsonst regten sich in ihm solche vereinzelte Warnungsstimmen, die ihm Wegweiser auf den Pfad des höheren Lebens hätten werden können; von jener tief empfundenen Reue, die das Morgenroth einer befriedigten Existenz ist, hielt ihn die ungemessene Selbstvergötterung und der eitle Hochmuth ab, welcher die Sünde für männliche Kraft hält.

Es ist Ihnen bekannt, daß ein ungebändigter Eigensinn Rousseau als Knaben dazu antrieb, sein elterliches Haus auf's Ungewisse hin zu verlassen und sich in der unbekannten Fremde herumzutreiben; und mir scheint es, als sei in diesem ersten Schritte seiner unreifen Jugend schon der Charakter seines ganzen spätern Lebens und Wirkens treffend ausgesprochen; denn sein gesammtes Sein und Streben macht doch keinen anderen Eindruck als den einer hochbegabten Natur, die, von ihrem ursprünglichen Boden losgerissen, verwildert sich in's Weite und Maßlose verliert. Rousseau fiel bekanntlich in die Hände katholischer Proselytenmacher, schwur als Knabe zu Turin seinen Glauben ab, und trieb sich vom Laquaien an in den verschiedensten Lebenssphären umher. Noch war er zur Umkehr empfänglich, wenn nicht die enthusiastische Verehrung, die er für eine auf seinen Lebensgang tief einwirkende Frau trug, zu seiner Verführung mißbraucht worden wäre, das erste Glied in einer daran geknüpften Verkettung sittlicher Entartungen, die dann in der Aussetzung seiner eigenen Kinder in's Findelhaus die höchste Spitze der sündlichsten Verschmähung göttlicher Ordnung erreichten. Und dennoch ist Rousseau nicht erröthet, all diese Abwege, selbst bis in ihre unnatürlichste

Verwickelung hin, mit dem Zauber einer gleisnerischen Redekunst zu verhüllen oder zu verschönern, ja wohl einschmeichelnd anzupreisen. Wesentlich von ihm stammt die unter dem Namen einer falschen Menschlichkeit, oder Humanität, auch bei uns eingerissene Weichlichkeit, welche den scharfen, vom Gewissen laut genug geforderten Unterschied abschwächen und zuletzt völlig verwirren möchte. „Rousseau — so urtheilt einer der trefflichsten neueren französischen Schriftsteller *) — gehört zu den gefährlichsten Sophisten und zu den vollkommensten Schriftstellern.“ —

Mit dem Bisherigen glaube ich Ihnen die Grundzüge jener französischen Richtung oder sogenannten Philosophie ohne Uebertreibung genügend charakterisirt zu haben; so daß Sie nun von selbst auf die Beschaffenheit einer Zeitbildung schließen können, die bei jenen Meistern in die Schule gieng. Die höheren Stände, wo jenes Gift mit unglaublicher Schnelligkeit um sich griff, waren (wie schon bemerkt) bereits vorher sittlich zerrüttet, und jene Litteratur diente nur dazu, sich seines inneren Verfalles nicht mehr schämen zu dürfen, weil dieser ein siegreiches Organ und eine gewaltige Waffe wider die Gegner gefunden hatte; es war das stolze Selbstbewußtsein der Sünde, nicht erst ihre Quelle. — Es ist übrigens bekannt, daß nicht nur jene Schriften überall, wo man der Sprache mächtig war, mit fieberhafter Lüsternheit verschlungen, sondern daß die Autoren selbst als die Schooßkinder jener Zeit gehätschelt wurden. Voltaire war, wie Sie wissen, am Hofe Friedrichs des Großen eine Zeit lang ein leuchtendes Gestirn; Katharina von Rußland wie Friedrich II stritten sich fast um das Glück, einen Diderot und d'Alembert bei sich zu sehen; und Rousseau genoß den vertrautesten Umgang mehrerer der hochgestelltesten Großen. Erinnert man sich jetzt an die Verblendung der damals in die gefährlichste Sicherheit eingewiegten Großen und an ihr Buhlen um die Gunst jener Schöngeister: so wird es einem fast zu Muthe als sähe man ein träumerisches Kind den Tiger streicheln, unter dessen Zähnen es bald nachher bluten muß. — Aber jene Sichern und durch langes Glück Verwöhnten träumten sich nicht, wie bald dieselbe Gewalt, die sich bisher gegen

---

*) Alexander Vinet.

Gott und den Glauben an eine unsichtbare Welt aufgelehnt, sich auch mit derselben Wuth gegen menschliche Gewalt und irdische Autorität wenden würde; die Erfahrung mußte erst noch theuer bezahlt werden, daß der Revolutionair gegen Gott und seine Ordnung auch mit leichtem Herzen die menschliche Ordnung mit Füßen tritt *).

Uns aber, die wir die Erndte gesehen, welche aus jener Saat hervorgegangen: uns kann es nicht schwer fallen, den genauen Zusammenhang zwischen der religiösen und politischen Auflösung zu erkennen, die von jener Richtung hervorgerufen wurde. Wer die religiösen und moralischen Schranken auf die bezeichnete Weise vernichten kann: dessen Wirkung muß im politischen Leben früher oder später eine auflösende sein. Es kann heut zu Tage auch nicht mehr die Frage darüber sein, ob der Geist jener französischen Litteratur nicht unberechenbar der Revolution in Frankreich und bei uns die Bahn gebrochen habe. Eine indirekte Vorbereitung lag darin, daß die Gesinnung überhaupt bis auf die Wurzel depravirt und die Neigung und Stimmung auch zu den frevelhaftesten Wagnissen angebahnt wurde. Auf direkterem Wege wurden die politischen Grundsätze selbst umgestaltet. Voltaire läßt nicht selten eine eben so verkehrte Vorliebe für den chinesischen Despotismus durchblicken wie für einen Republikanismus, der in größeren monarchischen Staaten doch nur zur Anarchie führen kann. Der Staat, der ihm und Helvetius als gesellschaftliches Ideal vorschwebte, wäre eine Polizeianstalt, wo durch ein freilich bis jetzt noch nicht erfundenes Kunststück der Gesetzgebung eine gegenseitige Aufreibung verhütet und Religion wie Moral überflüssig gemacht würde. — Wenn aber die so eben genannten Schriftsteller mehr geeignet waren, da wo etwa noch eine politische Ueberzeugung sich vorfand, wie ein ätzendes Gift auf dieselbe zu wirken: so hat Rousseau dagegen auf eine erstaunliche Weise dazu beigetragen, neue politische

---

*) Was nützen aber alle diese theuer erkauften Erfahrungen, wenn die Kurzsichtigkeit von Gesetzgebern und Regenten weise Benutzung jener hindert und dem gläubigen Volke den Unglauben aufzwingen und anpreisen oder aufbinden will?

Ideen in Umlauf zu bringen, auf eine hinreißende Weise darzustellen, und so eine in ihrem Fundamente veränderte politische Denkungsart zu begründen.

Sein Grundgedanke ist: daß eine völlige Reformation aller bestehenden Zustände nur dann zu erwarten sei, wenn jeder Einzelne sich völlig von dem Zusammenhange losreiße, in welchen der Mensch durch seine Geburt, Erziehung und Beschäftigung gerathe. Alle die Gebrechen, unter denen die Menschheit seufze, seien nur eine Folge der Künstelei, der Verfeinerung, des Luxus und der Sclaverei in den damaligen unnatürlichen Zuständen des gesellschaftlichen Lebens. — Staatsleben, Wissenschaft, Cultur, Religion und Kirche trügen jetzt nur dazu bei, dem Menschen seine angeborne Freiheit und Unschuld zu rauben. Eine Rückkehr in den ursprünglichen Stand der Natur, wo einer dem andern gleich sei, wo jeder sich ungestört und frei entwickele, wie eine Blume auf dem Felde neben der anderen unabhängig von der anderen erwachse; eine Abschüttelung aller bisherigen Vorurtheile, Bande und Verhältnisse — das allein sei das kommende Heil und die Erlösung der Menschheit. Auch hiebei ist es auffallend, wie Rousseau durch die einseitige Aneignung einer tief begründeten Wahrheit sich zu den unstatthaftesten Folgerungen einer verirrten Phantasie hinreißen ließ, und während er träumte, ein Erretter der leidenden Menschheit zu werden, doch nur eine schimmernde Zerrgestalt desjenigen aufstellte, was das Christenthum längst realisirt hat, und erst in der Zukunft zur siegreichen Erfüllung bringen wird. Wenn Rousseau es erkannte, daß alle bestehenden Institutionen, mit mancherlei Verderben behaftet, den Menschen an und für sich nicht auf die Dauer befriedigen können: so hatte ihn hierin sein Gefühl gewiß nicht getäuscht; denn auch das Christenthum geht unbestreitbar davon aus, daß allen Erscheinungen und Bestrebungen dieses Lebens, so lange der Mensch für sich allein stehe, ein Keim der Vernichtung und des Unfriedens mitgegeben sei. Allein in den Mitteln der Heilung weichen beide unendlich von einander ab *); Christenthum und Rousseau

*) Ein halbes Jahr, nachdem diese Worte niedergeschrieben waren, hatte ich die angenehme Ueberraschung, durch Freundes-Mittheilung zu erfahren, daß meine Ansicht über Rousseau sich sehr

dringen zwar auf die Rückkehr zu etwas Ursprünglichem und Unmittelbarem, zu etwas Reinem und Lebenskräftigem. Dem Christenthum zufolge ist jenes Ursprüngliche nichts anderes als das Leben in Gott, und die Rückkehr dahin ist die Erneuerung der Gesinnung, welche aus der Hinwendung des Gemüthes zum Göttlichen entsteht. Was also der Christ an göttlicher Quelle sucht: das heißt uns Rousseau in einem erdichteten, reinen Stande der Natur suchen; und es müßte demnach das Weh der Menschheit in einem erneuten Heidenthum eines blinden Naturdienstes seine Hebung finden! — Auch könnten die Erfolge beider Wege in der That nicht verschiedener sein; denn während das Christenthum uns alle bestehenden, menschlichen Verhältnisse (wo sie geradezu nicht antichristlich sind) nur aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten lehrt, uns ein neues Herz dafür giebt, ohne je sie mit frevelm Leichtsinne zu zerreißen: so will Rousseau alles, was uns zu Menschen macht, nämlich die lebendige Gemeinschaft und die geistige und religiöse Entwickelung — er will dies alles einem erträumten Zustande ursprünglicher Gleichheit und Freiheit aufopfern, den Segen aller hergebrachten Verbindungen und Verhältnisse zerstören, um am Ende statt einer Erhebung und Heilung der Menschheit eine Zurückführung auf den Naturstand der Thierheit zu erreichen. — Hat man sich einmal über diese tiefste Wurzel aller Ansichten und Tendenzen Rousseau's verständiget; hat man diese Natur-Sehnsucht und diesen Natur-Fanatis-

---

dem Urtheile nähere, welches einer der einsichtsvollsten Kenner der französischen Litteratur, Hr. Professor Vinet, in seinen Vorlesungen zu Basel ausgesprochen hatte. „L'idée de Rousseau — so äußerte sich Vinet — n'a été une autre que celle que produit l'évangile: l'idée de la régénération de l'homme. Reconduire le genre humain vers la loi morale, rétablir l'homme dans ses vrais rapports envers Dieu, envers ses semblables: voilà l'objet de tous les deux. Malheureusement Rousseau n'a pas choisi le vrai moyen. Tombé dans l'erreur commun à tant de penseurs, que l'homme est naturellement bon, et qu'il se corrompt en société, il a dû devoir commencer par régénerer la société pour rendre bon l'individu. Nous croyons au contraire, que ce ne sont que les individus, qui changeront peu à peu la société."

mus in seiner theilweisen Berechtigung und in seiner schrankenlosen Verirrung gewürdiget — dann kann es nicht mehr schwer fallen, die hauptsächlichsten Bestrebungen Rousseau's zu begreifen, und — wo es Noth thut — in ihrer Halbheit und Verschiebung zurückzuweisen. Hieher rechne ich Rousseau's Ideen über den gesellschaftlichen Vertrag (contrat social) und über Volkssouverainetät, so wie seine Vorschläge für die Reformation der Erziehung. In all diesen Systemen — so gewinnend sie auch in ihrer geistreichen oder folgerichtig-starken Ausführung zuweilen erscheinen mögen — tritt uns doch überall dieselbe phantastische und irreligiöse Frechheit entgegen, die von Vergangenheit und Gegenwart sich losreißend auf eigene Faust hin eine neue Welt gründen will, als ob Gottes Erziehungsplane durch den Aberwitz des Genfer-Philosophen sollten verbessert und umgestaltet werden. — Wie manches Gedeihliche und Haltbare Rousseau übrigens, seiner Grundirrthümer ungeachtet, in seinem „Emil“ geltend gemacht: das mag in Erziehungsschriften erörtert werden, nicht aber hier, wo es sich um eine übersichtliche Charakteristik handelt.

Eine von den Vorigen sehr verschiedene Beurtheilung verlangt Montesquieu, dessen Schriften — voran sein „Geist der Gesetze“ — im vorigen Jahrhundert vom größten Einfluß auf die politische Gesinnung gewesen sind. Montesquieu war so weit entfernt von der verneinenden, auflösenden Frivolität eines Voltaire wie von der Rousseau'schen, schwärmerischen Mißkennung aller socialen Verhältnisse; zumal in seinem politischen Hauptwerke begegnen wir überall einem würdigen Ernste der Gesinnung, und einem oft seiner Zeit überlegenen Verständnisse historisch entstandener Institutionen z. B. des Lehenwesens. Was tiefer blickende Richter dagegen mit Recht bei ihm vermißten: das ist ein sicherer, beherrschender Mittelpunkt, eine durchgreifende Einheit; eben weil es an diesem Wesentlichen gebricht, ist Montesquieu von den entgegengesetztesten Gesinnungen benutzt und gepriesen worden. Durch seine Bemerkungen über das monarchische und republikanische Prinzip hat er wohl — so scheint es mir — auch ohne seinen Willen nicht wenig zu dem republikanischen Enthusiasmus beigetragen, der sich zuerst in Frankreich und dann in ganz Europa so vieler der Besseren bemächtigte. Man verkannte völlig, was Mon-

tesquieu weniger vergaß, daß der antike Republikanismus, für den man schwärmte, für das damalige Europa — einige kleine Staaten, wie die Schweiz, ausgenommen — nur eine fremdartige Treibhauspflanze sein könne, dem nirgend ein Boden sich böte, wo er sich einleben könnte.

Fassen wir nochmals zusammen, was sich uns als Hauptcharakter der damaligen französischen Cultur ergab: so ist es ein mit den schärfsten Waffen ausgerüsteter Kampf gegen die christliche Kirche und gegen ihr Fundament, den religiösen Glauben im Gemüthe. Nach einer inneren Nothwendigkeit entwickelte sich daraus der Kampf gegen die bestehenden Autoritäten im Staate; so daß der Geist der Zeit sein innerstes Geheimniß in jenem Wunsche aussprach, mit den Eingeweiden des letzten Priesters den letzten König zu erdrosseln. — Als Litteratur hat diese ganze Richtung sich freilich ausgelebt; im Einzelnen dagegen wird sie unter gewissen Umständen sich immer wieder finden. Uns, die wir auf einem ganz verschiedenen Boden der Ueberzeugung stehen, wird ihre Betrachtung nicht bloß jene Zeit erklären helfen, sondern uns auch als ein bedeutungsvoller Fingerzeig dienen, wohin der menschliche Geist sich verirren kann, wenn er die von Gott ihm vorgezeichneten Bahnen muthwillig verläßt. Und doch, was hat diese furchtbarste aller Revolutionen, die Empörung eines selbstischen Verstandes gegen eine höhere Welt — was hat sie denn am Ende bewirken können? gezwungen hat auch sie mitwirken müssen für die Plane einer alles umfassenden Weltordnung der göttlichen Liebe. Und kräftiger, geläuterter als je, ein inniges Eigenthum der Herzen, ist das Christenthum, auf dessen Vernichtung es doch abgesehen war, aus dem prüfenden Kampfe hervorgegangen; zum Zeichen, daß es eben so wenig ein Raub der Menschen werden könne als es eine Gabe derselben war.

Einer in ihrem ganzen Wesen edleren und reicheren Erscheinung nähern wir uns, wenn wir nun der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts für kurze Zeit einige Aufmerksamkeit gönnen. Auch hier treffen wir auf eine große folgenreiche Revolution im Gebiete des Geistes, die für die Denkungsart des gebildeten Europas von übersehbarer Wichtigkeit schon in der Gegenwart geworden ist, und es in der Zukunft wohl in noch höherem Grade werden könnte. Denn

— wie ich schon mehrmals andeutete — die bezeichnete französische Cultur hat ihre Aufgabe vollendet; sie hatte Zeit, sich auszusprechen und auszuleben; eben darum konnte sie mit all ihrem Flitter doch ihre innere Leere und Armuth nicht auf die Dauer bedecken; was jetzt noch auf den mittleren Regionen der Bildung von ihrem Einflusse zurückgeblieben ist, das ist jenem Wasser vergleichlich, das ein ausgetretener See hie und da zwischen Felsen und in Vertiefungen zurückläßt. Nicht so verhält es sich mit der deutschen Cultur; in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat ihre höhere Entfaltung begonnen, und die in der Denkart der Zeit dadurch hervorgerufene Bewegung dürfte noch heute nicht für geschlossen angesehen werden; daß aber doch nur in ihr das geistige Schicksal von Europa ausgekämpft werde: das haben die Gebildeten andrer Nationen schon dadurch anerkannt, daß sie ernstlicher und allgemeiner als je sich unsre Sprache und Litteratur anzueignen suchen. Aber gerade weil diese große Bewegung des deutschen Geistes noch nicht zu ihrem entscheidenden Abschlusse gekommen ist, kann unser Urtheil — wo das Detail nicht zu unserm Zwecke gehört — nicht hoffen, mit wenigen Umrissen eine genügende Anschauung zu geben.

Was uns zuvörderst erfreulich berührt als ein ehrendes Zeugniß der edleren, deutschen Natur: ist die Beobachtung, daß der Kern unsrer Litteratur sich nie mit jenem Frevelmuthe befleckte, der an der Verneinung und Zertretung des Heiligen sich erfreut. Wohl sehen wir auch hier eine durchgreifende Umgestaltung vor sich gehen und vieles Ehrwürdige, bisher Unangetastete in seinen Fundamenten bedroht; aber selbst da, wo der Erfolg des Kampfes nur ein verneinender zu sein scheint, ist doch ein gewisser, religiöser Ernst, der die Wahrheit sucht und dem sie auch verheißen ist, selten zu verkennen. Und eben dieses Gefühl eines höheren Gehaltes und Zieles ist für die deutsche Litteratur das Salz, welches sie vor Fäulniß bewahren wird. — Das eigentlich Bestimmende und Entscheidende in der deutschen Bildung ist der Gang ihrer Philosophie geworden, auf deren Ausbildung sich die ganze geistige Thätigkeit um so eher beschränken konnte als die politischen Angelegenheiten nicht in dem Maße wie in England und Frankreich ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme waren. Im An-

fange des Jahrhunderts war Leibnitz der größte Denker Deutschlands, der mit den christlichen Ueberzeugungen so wenig in Zwiespalt gerieth, daß wir noch von ihm das Bekenntniß besitzen: „Es ist keine Liebe Gottes über alle Dinge möglich außer Christus. — Gott fürchten vermag einer durch seine natürlichen Kräfte; Gott lieben nur durch Gnade und durch Christum.“ — So groß aber auch Leibnitzens Einfluß gewesen sein mag: ihren eigentlichen Aufschwung nahm die Litteratur doch erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der Begeisterung für die Kunst und Religion; Winkelmann ist für jene, Klopstock für diese der bezeichnende Name.

Was aber den größten Vertretern des deutschen Geistes ihren bleibenden Charakter und ihre eingreifende Wirkung sicherte: das ist die philosophische Richtung, die im Wesentlichen dreifach verschieden war, je nachdem sie sich an Spinoza, an Kant oder an den Platonismus anschloß; Göthe, Schiller und Lessing sind die Stimmführer dieser drei Tendenzen.

Von seinem Meister, Spinoza, einem der bedeutendsten Denker aller Zeiten, hat Göthe jenen — man kann es wohl sagen — religiösen Sinn ererbt, der überall von dem ahnenden Gefühle des Unendlichen und des in sinnlicher Verhüllung wirkenden Göttlichen durchdrungen ist. Das positive Christenthum oder diejenigen Grundlehren, welche dasselbe als göttliche Offenbarung vor jeder anderen Religion wesentlich unterscheiden, vertragen sich mit der Göthischen Denkart freilich nicht; auch werden Sie in all seinen Schriften kein Zeugniß dafür aufweisen können, daß er in seinem Denken und Leben von einer positiv christlichen Ueberzeugung ergriffen und geleitet war. Das Christenthum galt ihm allerdings als eine schöne und edle Erscheinung im Menschenleben, der er darum seine Anerkennung nicht versagte; aber eben so hoch stellte er eine Reihe von anderen Bestrebungen und Erscheinungen, sobald er in denselben die Verwirklichung von etwas Höherem und Bleibendem zu erkennen glaubte. Durch diese allseitige Anerkennung, durch dieses unbeschränkte Gewähren lassen ist Göthe der eigentliche Stifter und Vater des Objektivismus geworden, d. h. derjenigen Gesinnung, die sich (objektiv) außer und über alle Erscheinung stellt, ohne sich mit ungetheiltem Gemüthe an die eine hinzugeben. Diese

Betrachtungsweise konnte einen so außerordentlichen Geist wie Göthe zu den höchsten Leistungen in der Auffassung und der Darstellung des Lebens führen; aber wo es sich um einen probehaltigen Leitstern für's Leben, und um eine unser innerstes Leben durchdringende religiöse Ueberzeugung handelt: da wird jene Höhe und vornehme Theilnahmslosigkeit der olympischen Götter für die schwankende und leitungsbedürftige Menschheit nicht hinreichen. Dies ist denn allerdings die kranke Seite in der Göthischen Weltanschauung; und obwohl viele seiner Geisteswerke, als wahre Spiegel der Welt und des Lebens, als ein köstliches Eigenthum unsrer Litteratur die höchste Würdigung verdienen: so wird doch in Zeiten und Lagen, wo es gilt, die Menschen innerlich zu beleben, zu erkräftigen, zu befriedigen, Göthes geistiger Nachlaß als ein Besitz ohne höheren Hebel, als eine duftende, aber vergängliche Blume des vollendetsten Heidenthums sich erweisen. Nie zwar erniedrigte er sich zu der boshaften, Voltairischen Verleumdung der heiligen Urkunden unserer Religion; wir dürfen ihm glauben, wenn er uns versichert: „Ich war vor jenen Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen.“ Aber auf's entschiedenste spricht er sich auch vom Christenthume los; denen, welche in diesem Urtheile noch immer religiöse Intoleranz sehen wollen, muß man freilich seine eigensten Worte *) zu Gemüthe führen: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir“ u. s. w. Oder eben so deutlich: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht“ u. s. w.

Diese freilich oft nur erkünstelte Göthische Ruhe **), dieser Friede mit der Welt um ihrer selbst willen unterscheidet diesen

---

*) Beiträge zur nähern Kenntniß Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn. Von Ulrich Hegner. Leipzig 1836.

**) Wie sehr sie erkünstelt war, gesteht er ja selbst am besten, wenn er als lebenssatter Greis schreibt: „Man hat mich immer als einen vom Glücke besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit

großen Schriftsteller sehr merklich von einem andern in der deutschen Litteratur hervorragenden Geiste, von Schiller. Nie in seinem ganzen Leben gelangte Schiller zu derjenigen Ruhe und Selbstgenügsamkeit, wo er mit dem Leben, so wie es ist, sich zufrieden gestellt hätte; seine edle und nach dem Höchsten aufstrebende Seele war ganz von einer reineren Welt ergriffen, in der unser Gemüth und Geist erst ihr Genüge finden. Zog ihn aber auf der einen Seite dieser Drang nach einem ideellen Dasein von der spröden Wirklichkeit hinweg: so hielt ihn auf der anderen Seite seine in der Kantischen Philosophie geschöpfte Anschauungsweise vom Christenthum zurück und in einem kritischen Zweifelmuthe gefangen. In diesem Zwiespalte zwischen einem negativen Verstande und einer unendlich tiefen und reichen Empfindung, zwischen einem innerlich nichtigen Leben und unerfüllten Ideale scheint mir das Wesentliche ausgesprochen, was uns an Schillers Werken fesselt und bewegt, sowie dasjenige, was uns in ihm eher verletzt, erkältet oder doch schmerzlich berührt. Ein Zwiespalt, den seine eigene Klage am treffendsten schildert:

„Und der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.“

Eben hierin liegt sein Reiz für jugendliche, in sich noch nicht zur Durchbildung gelangte Gemüther; sowie vornehmlich auch durch diese Stimmung jene Abneigung gegen das Bestehende und jene schwärmerische Erwartung von den Folgen der französischen Revolution genährt wurde, die damals in Deutschland so verbreitet war. Auf eine rohe, vulkanische Weise hatte sich dieser innere Drang Schillers in seinen wilden Jugendversuchen Luft gemacht; über seinen spätern Produkten waltet zwar eine reifere Bildung und Weltbetrachtung; aber doch sind

---

gewesen; in meinen fünfundsiebenzig Jahren habe ich keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer wieder gehoben sein wollte.“ — Und der wahre Grund dieses so selten genossenen Friedens, möchte er sich nicht auch wieder in des Dichters eigenem Geständnisse finden lassen, daß keines seiner vielen Lieder in einem christlichen Gesangbuche Platz finden dürfe?

die Klagelaute eines noch unbesiegten, erkälteten Unfriedens auch dort noch zuweilen deutlich vernehmbar.

Unter den mannigfaltigsten Beschäftigungen mit derselben glühenden Sehnsucht nach einer genügenden Erkenntniß, mit einem sich fast verzehrenden Durste nach Wahrheit, stellt uns Lessing eine dritte Reihe der großen Vertreter deutscher Kultur dar. Nach der Durchwandlung verschiedener Bildungsstufen scheint es, als habe er endlich bei einer tieferen Philosophie seinen Ausgang und die beginnende Versöhnung mit dem bezweifelten Christenthum gefunden, als sein reiches Leben für seine Nation zu frühe unterbrochen wurde. In seinen Schriften lag reichliche Saat fernerer Anregung für die Nachkommenden, und in dieser Beziehung ist der Einfluß seines Geistes auf viele Ernstere noch immer spürbar.

Alle diese genannten Richtungen hatten das Gemeinsame, daß sie den Boden der Offenbarung und des positiven Christenthums verlassen hatten mit dem unverkennbaren Bestreben, etwas an die Stelle zu setzen, was sie dem Fortschritte der Zeit und des Geistes für gemäßer hielten. Indessen hat gerade dieser Versuch auf's vollkommenste gescheitert, und es ist selbst den begabtesten Geistern nicht gelungen, aus eigenen Mitteln das entfremdete Christenthum durch eine wenn auch noch so gelungene Leistung zu ersetzen. Was in jenen Tendenzen wahrhaft fruchtbar, bildend und ein bleibender Gewinn für die Zukunft sein wird: das ist nur das Lebendige des Prozesses selbst, die Trennung von dem Hergebrachten und das Ringen nach einem geistigen Ersatze, wie denn überhaupt der Kampf und das gestaltende Werden ein bezeichnender Charakter jener Litteratur ist.

Neben diesen drei philosophischen Richtungen gieng eine andre einher, welche den Nerv ihres Strebens darauf verwendete, das geschichtlich überlieferte Christenthum geistig zu retten und einem allgemeinen Abfalle gegenüber zu begründen. Vor allen muß hier Herder genannt werden, der es zur Angelegenheit seines Lebens machte, die Religion des Nazareners von ihrer menschlich schönen und segnenden Seite den Zeitgenossen zugänglich und theuer zu machen. Ueberall sucht er — im vollsten Gegensatze gegen die menschenfeindliche, französische Schule — die göttlichen Elemente im Menschenleben

und in der Menschenbrust zu verherrlichen, und als die höchste Blüthe der reinsten Menschlichkeit christliche Religiosität zu bewähren. Doch scheint es, daß sein seelenvoller Sinn oft unverstanden an dem kritischen Uebermuthe seiner zweifelsüchtigen Zeit vorbeigegangen ist; erst im Anfange unsers Jahrhunderts wurde seine Wirkung auf die empfänglichere und gerechtere Jugend die reich gesegnete Quelle einer gedeihlicheren Sinnesart und Bestrebung. — Gleichzeitig mit ihm wurde Claudius nicht müde, in seinem Wandsbeckerboten in Scherz und Ernst für das Heiligthum seines Glaubens zu kämpfen und die Angriffe eines übermüthigen Welt-Verstandes wohlwollend zu züchtigen. Und Hamann's damals wenig verstandene, philosophische Seherssprache zeugte für den uralten evangelischen Glauben gegen eine jener heilsamen Zucht entwachsene Zeit. — Von Lavaters und Stillings Wirksamkeit haben wir später Anlaß zu sprechen.

Diese wenigen Skizzen — wie die Schranken unserer Darstellung sie erlaubten — mögen Sie nur als eine Andeutung ansehen für die geistigen Bewegungen und Kämpfe, welche in Deutschland ohne auffallende äußere Ereignisse eine nicht geringere Wichtigkeit als eine politische Revolution erreichten. Diese deutsche wie die französische Kultur wirkten — wie leicht vorauszusetzen — auf den geistigen Zustand der von beiden Ländern influirten Schweiz bedeutend ein; nur daß die höheren Stände und das nur zur Unterhaltung lesende Publikum mehr den verderbenvollen Einfluß Frankreichs verspürten, während die wissenschaftlich Gebildeten mehr von Deutschland her den entscheidenden Anstoß empfiengen. — Uns bleibt nur noch übrig, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was der Schweiz als ein geistiges Eigenthum insbesondre angehört.

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Zwei Männer sind es, die durch einen europäischen Ruf die Augen der Mitwelt auf ihr bescheidenes Vaterland zogen: Albrecht v. Haller von Bern, und Johann v. Müller aus Schaffhausen. Was jener als Naturforscher, dieser als Geschichtschreiber geleistet, gehört in die Litteraturgeschichte; hier berühren wir nur die patriotischen Verdienste und den religiösen Charakter beider Schriftsteller. — Bekannt genug sind die Verdienste, die Haller als Schriftsteller und öffentlicher Lehrer zu Göttingen um die Naturwissenschaften sich erworben, und noch bewundert man die Gedankenfülle, die hohe Seele und die kraftvolle Sprache in seinen Gedichten, die noch vor der Blüthezeit der deutschen Litteratur bekannt wurden. Dagegen hat es den Anschein als wolle man ein anderes Bestreben vergessen, das meines Bedünkens ihm in den guten Zeiten Roms eine Bürgerkrone erworben hätte: ich meine nämlich seine Bemühungen, als es noch an der Zeit war sein Vaterland über die Gefahren zu belehren, welche der französische Geist ihm bringen könnte. In einfacher Form, im Gewande unterhaltender Erzählungen entwickelte er mit der Gewalt einer überzeugten Seele das Verderben, in welches das Ueberhandnehmen eines die Religion und den Staat bekämpfenden Geistes uns unaufhaltsam stürzen würde; auch unterließ er nicht, das Gegengift, so weit er es kannte, mit hellblickendem Auge zu bezeichnen. Da die Predigt eines revolutionairen Republikanismus immer lauter sich hören ließ, entlarvte er ihre Seichtigkeit in seinem „Alfred“, wo er die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie schilderte. Und einem ungezügelten, durch Rousseau verführerisch geschriebenen Demokratismus gegenüber, zeigte er in dem volitischen Romane „Fabius und Cato“, wodurch eine edle und sittliche Aristokratie zu

allen Zeiten die Wohlfahrt eines Staates heben und sichern könne: „Ich finde — sagt er — es sei die Zeit, es erfordere es die Nothwendigkeit, daß Freunde des menschlichen Geschlechts auftreten, und die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen vertheidigen.“ —

Unermüdet war er auch, in mehreren andern Schriften und in unzähligen Recensionen dem Geiste der unerschöpflichen Lüge ein schlichtes aber gewichtiges Wort der Wahrheit zur Vertheidigung der heiligsten Interessen entgegen zu setzen. Noch sind die Göttinger-Anzeigen Denkmäler dieses von der wohlthätigsten Gesinnung geleiteten Fleißes.

Daß aber derjenige, der in seinem Wissen so groß, in seinem Wirken so wohldenkend und überzeugungsstark war — daß der auch die große Angelegenheit seines eigenen Herzens, seine Beziehung zu einer übersinnlichen Welt und einem heiligen Richter sich nicht minder angelegen sein ließ: dafür ist uns das schönste Zeugniß in seinen Selbstbekenntnissen hinterlassen, die er 1736 bei dem Tode seiner Marianne zu schreiben angefangen *). Da diese werthvollen Stimmen über das innere Leben nicht mehr so bekannt sind, wie sie es verdienen, so theile ich Ihnen einige Proben daraus mit:

Er beginnt: „Durch den Tod meiner geliebten Frau, Marianne, geborne Wyß, wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat überhaupt etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. — — — O Gott, lehre mich, wenn ich traurig bin, nicht den Welttrost anzunehmen, sondern mich zu dir kehren, der du wahre Güter hast, gegen die das, was ich verloren, nichts ist! — O gieb mir ein anderes

*) A. von Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Bern 1787. 2 Bde.

Herz, das nicht heuchle, nein, dich liebe, dein sei, ganz und ohne Ausnahme.“ — (1737.) „Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehen darf, und vor dem Spiegel sich scheut! O wie viel besser waren meine traurigen Tage als dieser weltliche Verdruß, diese Qualen, die man sich selbst und andern macht. — — — Noch ist mein ganzes Herz irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht, ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge siehet alle die Unlauterkeit meines Herzens, und Heuchelei ist vor ihm sowohl Greuel als Thorheit. Wie stark sind doch die Fesseln der Sünde! So versichert ich bin, daß der Ausgang unaussprechliches Verderben ist, so wenig finde ich Willen oder Kraft diese Knechtschaft zu verlassen. — — Neben mir stirbt wieder ein Freund weg, der seines Alters und seiner Gesundheit wegen mich hätte begraben sollen. Ihn nimmt Gott hinweg — mich läßt er noch wie einen halbverdorrten Stock in Erwartung der Buße hier. Aber auch mich wird der Tod überfallen, vielleicht wenn meine Lampe geloschen und kein Oel darin sein wird. — Die Kraft des Wortes Gottes ist in mir mächtig gewesen. Es dünkt mich nun möglich und fast leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich und mein tückisch Herz wohl. Wenn du, o Gott, mich nicht bewahrest, wie bald werde ich abtrünnig werden.“ — (1738.) „Meine Triebe zum Guten sind wenig und seltsam. Ach, ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elendes, und verfalle in eine Schlummersucht, eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdient habe. O Vater, bekehre mich! — Wie wohl thust du meiner Seele, daß du den Leib züchtigest, mich der Welt entziehest, und mein Herz von der Zerstreuung befreiest. Mein Herz sehnt sich auf's neue nach dir; aber wie untreu, wie schwach! — — (1739.) Nachdem ich lange herumgeirret, wie ein Schaaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder, o Herr, zu dir! zwar elend und schwach. Doch, Vater, nimm auch mein Stammeln an.“ — (1740.) „Liebreicher Heiland, du lässest mich Trost fühlen, und mein gekränktes Herz ist aufgeheitert. O wer sollte nicht nach dir verlangen, bei dem Friede die Fülle und Sicherheit auch im Tode ist. — — Gestern ist mir durch weltliche Gesellschaft der Sinn solchergestalt vereitelt worden, daß ich den ganzen Tag und heute fast

nichts Gutes zu denken vermögend gewesen. Unnütze Gesellschaft hat solche Wirkung; sie hilft auch nicht einmal im Leiblichen, sondern vergrößert nur die Leere und Verirrung.“ — — (1741.) „Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe, die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. — Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, und gieb mir die lebendige, die niemand gereuet. — Strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze! — Nie sind wir ärmer als wenn wir reich werden, und niemals ruhiger als wenn man völlig nichts hat. — Ich lebe nun viel ruhiger. O daß ich mich an den Gütern des Heils vergnügen könnte, die alle Tage schmackhafter werden, die in Ewigkeit die unsrigen bleiben sollen, die auch einzig unserm ewigen Geiste angemessen sind. — Gott ist doch die einzige Gesellschaft einer ewigen Seele. Es ist nicht einmal möglich, daß sie ohne ihn bestehen könne. Ihr eckelt vor Ehre, vor Wollust, vor allem Zeitlichen. Sie fühlet wohl, daß sie für alles dieses nicht gemacht ist. Und doch haben wir tausend kleine Künste von Gott abzuweichen. — (1742.) Wie glücklich ist man, wenn man im Frieden mit Gott lebt, und von der Welt nichts verlangt. O daß sich das Herz so leicht bekehren ließe als der Verstand! — (1744.) Meine Frauen starben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir hin zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich schlafe, schlafe wachend mit offenen Augen, und zwinge mich selbst, da ich wache zum Schlafe! — (1745.) Das größte Hinderniß in der Bekehrung ist die Meinung, daß ein christliches Leben unmöglich seie; daß es zu viel von uns fordere, daß unser Herz zu dieser beständigen Verläugnung nicht geschickt sei. Lehre mich glauben, daß man ein Christ sein könne. — (1746.) Obwohl der Unglaube mich bestürmet, so weiß ich doch, daß es wirklich eine Ewigkeit, einen Gott und einen Widersacher des Guten giebt. Ich bin davon überzeugt, nicht aus der Vernunft allein noch aus der Offenbarung, sondern auch aus der Empfindung des wider alles Gute wüthenden Bösen. —

„(1772.) Nach einem Schlummer, der allzu lange gedauert hat, erweckte mich Gott durch drohende Krankheit.

Nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissenschaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Niemals habe ich deutlicher eingesehen, niemals überzeugender gefühlt. — Es ist doch ein elendes, verdorbenes Wesen um den Menschen, daß er so gar nichts aus Dankbarkeit fühlt; daß er Gott nicht eher kennt als wenn ihn alle andere Hülfe verläßt, und daß er die Ewigkeit aus den Augen verliert, sobald der Pfeil des Todes ihm nicht in der Nähe drohet. — Mein Körper verzehrt sich nach und nach innerlich und sinkt zum Grabe. Wo ist doch Trost in den annähernden, finstern Stunden als in den Armen eines versöhnten Gottes. — Wie schwer ist es doch, sich von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren und Ewigen zu erheben; wie matt sind alle Eindrücke, die nicht unmittelbar von den Sinnen kommen! Eben das ist der Leib des Todes, worüber sogar ein Apostel zu klagen gehabt." —

„(1773.) Die Begebenheit dieser Woche schlägt wohl die Hoffnungen des Ehrgeizes gänzlich nieder; und ist mir empfindlich gewesen, da der Mensch so gern bei den untern Ursachen stehen bleibt, und die Werkzeuge hasset, wodurch Gott ihn erniedriget. Vermuthlich hätten die Schmeicheleien meine Eitelkeit aufgeweckt, die Gedanken der Ewigkeit noch mehr verdrängt, und mich in einen Trost gewiegt, der doch nichts Festes hat, und unter uns einsinken muß." —

„(1775.) Thöricht habe ich mir das Gedächtniß mit den Schwierigkeiten angefüllt, die die Freigeister gegen die Religion zusammenhäufen. Aber gieb, o Vater, daß die Vertheidigung des Glaubens, womit ich mich beschäftige, ihre Kraft und Wahrheit an mir selber äußere; daß ich nicht verwerflich werde, indem ich es unternehme, andre stärken zu wollen." — „Je länger, je kräftiger erfahre ich, daß der Kraft des Gebetes (wir mögen auch noch so kleinmüthig sein) nichts widerstehet. Mein Geist ist allemal aufgerichtet worden, selbst auch oft der Leib. Selig wäre ich, selig bin ich, wenn dieser Weg der Erbauung mir offen bleibt." —

„(1777.) Ach, daß ich's fühlen muß, wie eine herrliche Sache es ist, ein wahrer Christ zu sein, sich versichert zu halten, man habe einen versöhnten Gott und einen Fürsprecher!“ — Und endlich kurze Zeit vor seinem Ende: „Meine Seele ist aufgeheitert. Wie entzückend sind diese Strahlen von dem himmlischen Lichte, wie erquickend ist die Hoffnung, die in diesem Augenblicke mein ganzes Wesen belebt. — O wie glücklich wollt' ich mich schätzen, wenn ich nur auf dieser untersten Stufe der Hoffnung verbleiben könnte.“ —

Vielleicht möchte man mir die Einwendung machen: Mittheilungen dieser Art aus dem inneren Gebiete einer ernsten, mit ihren höchsten Angelegenheiten beschäftigten Seele seien nicht der Gegenstand historischer Betrachtung, sondern der häuslichen Lektüre und der stillen Theilnahme. Ich kann dies zugeben, und mich nur darauf berufen, daß es meine Absicht war: nachdem ich Ihnen die unchristliche, ja theilweise völlig irreligiöse Bildung der Zeit dargestellt hatte, Ihnen nur an Einem hervorragenden Beispiele zu zeigen, wie, mitten in dem Verfalle und der Entfremdung, einer der größten Geister der Zeit sich vor dem verachteten Glauben des Evangeliums gebeugt, und daran angelehnt gegen eine innere und äußere Welt von Versuchungen sich gewaffnet hatte. Um hievon einen lebendigen Eindruck zu geben, waren die eigenen Aeußerungen und Bekenntnisse unerläßlich. — Eine für uns in der That sehr wohlthuende Beobachtung ist es, daß im vorigen Jahrhunderte die drei größten Bürger der deutschen Schweiz, Albrecht von Haller, Johann von Müller und Johann Caspar Lavater, alle drei auf den verschiedensten Bahnen, ihrer wesentlichen Richtung nach, dem Verderben der Zeit entgegen wirkten, und den Zeitgenossen ihre höchsten Güter, die Gewißheit einer künftigen Bestimmung, zu erhalten strebten. —

Haller lebte noch, als Johannes Müller mit den Anfängen seines vaterländischen Geschichtswerkes das Streben einer hochgespannten, vielversprechenden Seele ankündigte. Als Historiker und politischer Schriftsteller gehört Müller dem gebildeten Europa an; durch seine Schweizergeschichte seinem Volke; denn abgesehen davon, daß die Glut seines nie entweihten Patriotismus viele Herzen zu ähnlicher Liebe und Hingabe erhob; abgesehen, daß seine Vorreden, unübertrefflich in Sprache und

Gedanken, für die Besseren seines Volkes zu Bibeltexten politischer Weisheit geworden sind: so ist es auch unläugbar — und wir können hiefür die erfahrene Stimme eines trefflichen Zeitgenossen *) anführen — daß die moralische Wirkung von Müllers Werk vielleicht seinem Vaterlande in kritischen Augenblicken die politische Existenz erhalten hat. Möchten dies diejenigen erwägen, die gegen die moralische Würde und den Ruf unsers Landes gewissenlos sündigen! — In Zeiten der Sicherheit und Ruhe hat Müller gewarnt und geweckt, in Zeiten der Zwietracht versöhnt, in Zeiten der Auflösung aber gezüchtiget und gedroht mit wahrer Propheten-Stimme; vielfach verkannt, ja verdächtiget, hat sein Name sich bei dem nachkommenden Geschlechte schon so geläutert, daß nur noch der Klügler oder Finsterling an seiner reinen Liebe und Absicht zu zweifeln wagt.

Nicht fruchtlos mag noch ein Blick auf den Gang seiner religiösen Ueberzeugungen sein, da sich darin auch der Einfluß der Zeit — wie er ihn aufnahm oder von sich stieß — abspiegelt **).

Die ersten und bleibendsten religiösen Eindrücke hatte Müller in dem elterlichen Hause erhalten, wo ein schlichtes Bibel-Christenthum so sehr die Sache der Herzen geworden war, daß Geist und Leben der Familie nothwendig davon durchdrungen sein mußte. Dieser erste Einfluß des Christensinnes seiner Eltern gab der jugendlichen Seele unsers Historikers ihr erstes Gepräge, das sich durch alle späteren Eindrücke nicht mehr auslöschen ließ. Ungünstiger wirkte auf ihn der wissenschaftliche Unterricht in der Glaubenslehre und Philosophie, deren damaliges todtes Formenwesen seinem lebendigen Sinne widerstand. Ein Christenthum, das ihm in jener erstorbenen Schulform entgegen trat, war seinem Gemüthe zu sehr entgegen,

---

*) Des verstorbenen Hrn. Schultheißen von Mülinen, der in einem Briefe an den damaligen Landammann Affry auf's offenste diese Ueberzeugung ausspricht.

**) Weiter ausgeführt habe ich die religiöse Charakteristik Müllers in der Neuen Kirchen-Zeitung für die reformirte Schweiz. Zürich 1838. „Johann von Müller als Christ nicht als Historiker."

und der Einfluß der geistreicheren französischen Philosophie war hinreichend, um Müller dem väterlichen Glauben vollends zu entfremden. Allein eine so tiefe und volltönige Natur konnte in jener gemüthtödenden Richtung nicht zu lange verharren; mit größerer Innigkeit als je kehrte er zu dem verlassenen Christenthume zurück. Dies war zwar nicht zugleich eine Rückkehr zur Kirche, zumal man sich nach einer lebensfrischen, ächt evangelischen, protestantischen Kirche damals im Ganzen und Großen umsonst umgesehen hätte; was also Müller für sich vom Christenthum rettete, war die innerliche und persönliche Seite desselben, oder wie er sich selbst ausdrückt: die mystische. Ein tiefes Einleben in den Geist der Schrift, stille Selbstbetrachtung, ein erquickender Umgang mit dem Ewigen und ein vertrauender Hinblick auf den Erlöser der Menschheit und jedes Einzelnen, der sich an Ihn hält: das ungefähr war der Grundton seiner wieder gefundenen Religion, in welcher er bei den Stürmen seines Herzens und Lebens den rettenden Hafen erkannte. Doch zum bessern Verständnisse seiner inneren Geschichte sind seine eigenen Aussprüche nothwendig: „Lerne — schreibt er — die Bibel aus der Bibel, das alte durch das neue Testament, beide aus dem Bedürfnisse deines Herzens verstehen. Untersuche nie, wer der Sohn war; niemand weiß es als der Vater. Beweise nie die Wahrheit seiner Lehre; wer sie nicht annimmt wie ein Kind, ist ihrer nicht empfänglich. Man kann sie unmöglich nach unsrer Art beweisen; denn eben darum ist Er aus dem Schoße des Vaters zu uns herabgestiegen, weil wir ohne ihn das nicht so wissen konnten, was Er uns lehrt: nämlich daß das Licht einer unsterblichen Seele in der Finsterniß unsers Körpers wohnt. Wie könnten wir erkennen, was nicht in die Sinne fällt?“ — „Ueber die Religion bin ich erst später zur gehörigen Einsicht gekommen; menschliche Schriften (göttlich ist nur, was der Herr gesagt hat) habe ich sehr wenige darüber gelesen; durch keinen sogenannten Beweis der Wahrheit habe ich letztere kennen gelernt, sondern durch den Wahrheitssinn, welcher denen verheißen ist, welche sie suchen. —— Ueberhaupt habe ich ein großes Mißtrauen gegen die neuen Theologen; um die Ungläubigen zu gewinnen, werden sie ihnen gleich. — Diese Vernünftelei gefällt mir nicht; wir sind alle Kinder, und Kinder

müssen glauben.“ (1782.) — „Dieses ist verborgen vor den Weltweisen: je mehr man sich selbst beobachtet, um desto überzeugter wird ein Gemüth von seinem Nichts, von der Nothwendigkeit einer beständigen Leitung von oben; wenn wir aufhören, selber etwas bedeuten zu wollen, so fangen wir an, in der That etwas zu werden: Kinder vor Gott, Männer vor denen, die (da sie Gott nicht kennen) die Gutheit haben, das was wir etwa erträgliches dichten oder thun, für die Frucht unsers großen Genie's und unsrer Mühe zu halten. — Hiezu ist keine Kalmäuserei nöthig, sondern das liebevolle Vertrauen auf unsern Freund, welcher gestorben ist für uns, und eine sorgfältige Beobachtung aller kleinen Winke, die er uns giebt auf tausend Manieren.“ — „Alle geistlichen Bücher wollen mir ihren Gott geben; Bibel und Gebet geben mir, lehren mir meinen Gott. Im Stillen, in Redlichkeit, vor Ihm will ich wandeln.“ — „Ich bin dessen gewiß, daß die Schrift eine nöthige Einleitung ist, daß aber die Religion eines jeden innerlich, durch seine Erfahrung, durch Gebet und Beobachtungen gebildet wird von dem Geiste Gottes. Nur darum sind in diesen Sachen viele Menschen zurück, weil sie kritisiren und ausgrübeln, was gefühlt, was geschaut werden muß.“ (1784.)

Was noch heut zu Tage theilweise gilt, bemerkte er schon damals: „Der Jesuitismus ist ein Name, den einige dem Christenthum geben. Man möchte Christus aus der Welt schreiben, es wird aber nicht gelingen; immer hilft eine unerwartete Leitung. — Die Religion wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes und Begebenheiten erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie. — In den Evangelien haben sich mir über den Geist der Religion neue, herrlich aufklärende, stärkende Aussichten eröffnet. In allen Schriften, in allen Worten sah ich den Gott. Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Raisonnement hierüber allezeit irre oder nirgend wohin führt.“ (1786.) — „Wo sieht man besser (als in der Bibel) die Natur und den Menschen unverhüllter und Gott so nahe; da unsre Philosophie nicht glaubt, ihn weit genug von uns rücken zu können, als ob zu befürchten wäre, wir fühlen ihn zu viel.“ (1787.) — „Ich habe eine äußerste Abneigung vor allem, was Pharisäismus, Selbstgerechtigkeit und geistlicher Hochmuth scheint, und halte

es gar viel lieber mit den Zöllnern und Sündern, deren Herz nicht böse ist; denn ich fühle selbst allzu wohl, wie nichts es um unsre Tugend ist; wie wahrlich Gott alles allein gethan, thut und thun muß; daß uns nichts übrig bleibt als Dank, Glaube und Liebe, Festhalten an ihm und Friede in ihm.“ — „Es ist in mir etwas, das gewöhnlich nicht beisammen sich findet; in allen Weltgeschäften bin ich für Ordnung und Ruhe, für Mäßigung, für die Domination des Verstandes; mein Glaube aber hat sich von selbst ohne Bücher, ohne Verbindungen, mehr und mehr mystisch geformt und ist Empfindung geworden, so wie die Freundschaft es ist. Ich halte den Mysticismus *) in der That für die wahre Universal-Religion, bei der die äußeren Formen eine lieber als die andre sein können, keine aber zum Wesen gehört; die herzerhebendsten und welche Gott und Menschen einander am nächsten bringen, sind freilich die besten.“ (1790.) — „Mit mir ist's darin sonderbar, daß ich einerseits für Mysticismus stark inklinire, anderseits eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Enge, Einschränkende habe und intolerant bin nur gegen Intoleranz. 1770 wo ich vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben.“ (1791.) — „Der Jünger, den Jesus lieb hatte, muß ihn wohl am besten verstanden und gekannt haben; durch ihn lernt man das Aechteste der innern Lehre. Das Evangelium oder vielmehr die ganze und alle wahre Religion ist eine geheime Verständniß Gottes und des ihm nahenden, seiner bedürfenden Menschen.“ (1793.) — „Ich finde, daß der Glaube an die speziellste Leitung unsrer Schicksale durch Gott das Salz des Lebens ist, der Anker der edelsten Hoffnungen. — Die Zweifel über Fortdauer, zumal der eigentlichen Personalität, waren auch mir oft unüberwindlich, und sind es mir insofern noch als Vernunftgründe nur hohe Wahrscheinlichkeit geben, die Offenbarung aber mit eigenen Schwierig-

---

*) Schon aus dem Vorhergehenden sieht man, daß Müller unter Mystik und Mysticismus (was sonst wohl getrennt werden muß) das Innerliche in jeder Religion, ihre Empfindung und Erfahrung versteht.

keiten umgeben ist *) Aber das Gefühl stärkt mich: es ist in meiner Seele, daß ich unsterblich bin. Ob und wann ich genau das Ganze meines Daseins übersehen werde: das weiß ich nicht, kümmert mich auch nicht; ich glaube. Mich macht der Glaube der Zukunft glücklich; er ist mir nötbig." (1796.) — „Ich zweifle nicht im geringsten, daß unter den Geringen, Stillen, Verlassenen die Wirkungen Gottes so deutlich fortgehn, daß ihr ungelehrter Sinn sie in großen Buchstaben lesen kann. Andern giebt er anders, dem Herzen von gerader Einfalt manchmal beides: die helle Einsicht und Erfahrung" (1798). — „Gewiß wird nach dem Verluste aller Macht und Pracht von außen die Religion erst recht werden, was sie sein soll: des Herzens Sache vor Gott, was man — wie die innigsten Herzensergießungen der Freundschaft — niemanden sagen mag noch kann, was aber dem ganzen Leben den Ton angiebt, unaussprechlich glücklich macht und das heiligste Gesetz ist." (1803.)

„Ich scheue mich nicht es zu sagen, wenn wir den Menschen alles Verehrte nehmen, alles gemein, trüglich, untergeschoben nennen, und am Evangelium einer zum Helden werden will, wie ein andrer am Homer es zu werden meinte — verdient unser gelehrtes Wesen fernere Erhaltung nicht, und würde die alles leitende Hand nicht besser es wegwerfen, wie Stroh verzehren lassen, da wirklich alles die Seele Nährende, das wahre Brot des Lebens hinweg kritisirt wird." — „Die Theologen, welche nach ihren unverständlichen, kurzsichtigen Begriffen die Sündenvergebung läugnen, sind ohne Sinn für die Idee Gottes; ihren Gott mag ich nicht, was soll er mir, wenn er nur im Ganzen auf mich sieht, und mir nicht weiter hilft als ich selbst vermag? Ich habe den der Väter, den alten, der noch nie sich mir unbezeugt ließ." (1808.) — Den Schluß möge noch ein Wort aus seinem letzten Lebensjahre machen: „Das Göttliche im Menschen ist die Glaubenskraft, und die will man nicht; das wirkt selbst auf's Leben." (1809.)

---

*) Wahrscheinlich denkt Müller dabei an Unsterblichkeit der Seele und an Auferstehung. Ich führe diese Stelle an, um zu zeigen, wie Müllers Gefühlsglaube doch in Wesentlichem einer höheren Sicherung ermangelte.

In den angeführten Bekenntnissen Müllers wollte ich Ihnen nicht bloß die religiöse Ueberzeugung eines bedeutenden Mannes bemerklich machen; was ich wünschte, war, Ihnen zu zeigen, wie außer Haller noch ein andrer großer Mann unsrer Nation seinen religiösen Glauben gegen die eigenthümlichen geistigen Gefahren jener Zeit gerettet hat.

Ehe wir nun zu den damaligen religiösen Zuständen der Schweiz übergehen, dürfen wir die wissenschaftliche Bildung des vorigen Jahrhunderts nicht unberücksichtigt lassen. Auffallend ist zunächst der Unterschied zwischen der katholischen und der reformirten Schweiz, der noch um vieles bedeutender war als in Deutschland. Zurlauben in Zug, Balthasar von Luzern, sind vielleicht neben einem Pfyffer und von Alt die einzigen katholischen Schweizer von wissenschaftlicher Auszeichnung im vorigen Jahrhunderte. Die protestantische Schweiz dagegen hatte noch niemals so viele Männer in ihrer Mitte gesehen, die entweder durch eigene geistige Leistungen oder durch Beförderung geistiger und sittlicher Kultur hervorragten. Außer jenen beiden Gelehrten vom ersten Range, Haller und Müller, zählte fast jede Stadt einen oder mehrere Mitbürger, deren Namen das In- und Ausland mit Achtung nannte. Zürich erwarb den Ehren-Namen eines schweizerischen Athens durch eine Reihe ausgezeichneter Männer. Bodmer und Breitinger leisteten durch ihren litterarischen Kampf gegen Gottscheds französische Schule in Deutschland dem besseren Geschmacke und der aufleben den deutschen Litteratur wesentliche Dienste. In ihrem Hause kehrten die ersten Lichter des damaligen Deutschlands ein: ein Klopstock, der in dem Haine der von ihm besungenen Au am Zürichsee Stellen seiner Messiade vorlas, und nach ihm Wieland. Für die Fortschritte der Erziehung wirkten Breitinger und Leonhard Usteri auf's Wohlthätigste; der letztere blieb durch seinen praktischen Sinn vor der blinden Befolgung Rousseauscher Theorien bewahrt, so enthusiastisch er auch ihren Erfinder verehrte. Leonhard Usteri fand in seinem Landsmanne, Heinrich Pestalozzi (geboren 1746), den edelsten Nachfolger in Gesinnung und Streben. Der Meinungsstreit über seine Methode berührt uns hier nicht *); man kann hierüber wie über

*) Wer hierüber ein eben so gerechtes als mit Pietät abgefaßtes

alle seine Leistungen sehr verschieden denken; über Eins dagegen darf nur Eine Stimme laut werden, ich meine über den Adel seiner Gesinnung, über den innersten Kern in allen seinen Bestrebungen. An Klugheit und praktischem Sinn Pestalozzi zu übertreffen war ein leichtes; wer um ein schmeichelndes Beifallgeklatsche buhlt, muß es auf andern Bahnen suchen: aber reiner und edler als das seine hat kein Menschenherz für das Wohl seiner Mitbrüder geschlagen, und mit einer unbegrenzteren Hingabe hat niemand sein Leben an einen solchen Zweck verwendet. Sehen wir auf seine äußeren Erfolge und Schicksale, so ist sein Leben das Opfer einer ächt evangelischen Nächstenliebe geworden, die der Pulsschlag seines Wirkens war. Er kannte in seinem ganzen Umfange das sittliche Elend der untersten Stände, und erblickte die Rettung nur in einer bessern Erziehung der fürchterlich verwahrlosten Kinder aus jener Klasse. Um Erziehung, um sittliche und geistige Veredlung des verlassensten Theils der Kinderwelt war es Pestalozzi zu thun; doch war er weit entfernt von dem heutigen Irrthume, durch eine unverständige Anhäufung der Unterrichtsgegenstände das Volk beglücken zu wollen. Durch sein allbekanntes Buch „Lienhard und Gertrud“ suchte er den Menschenfreund in das Elend und in die Lichtseiten der untersten Sphären des Lebens einzuführen; und in den Armenschulen, die er stiftete und leitete, wies er auf die Mittel zur Rettung hin. Nach einem außerordentlich bewegten und leidenvollen Leben brachte er seine letzten Ruhestunden auf seinem Gute Neuhof bei Brugg zu; noch immer die alte Liebe zu den ihn so oft verkennenden Menschen im Herzen. „Er war — das sagt er selbst von sich — kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand, zerschlug ihn mit einem eisernen Hammer. Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber.“ — Doch tröstete seinen Lebensabend der Aufblick zu einem

---

Urtheil zu hören wünscht, dem empfehlen wir das neulich erschienene Büchlein von Johannes Ramsauer: „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung Pestalozzi's und seiner Anstalten.“ Oldenburg 1838.

bessern Morgen, nach dessen Frieden der Schwergeprüfte sich sehnte *).

Die Belebung der klassischen Studien verdankte Zürich vorzüglich seinem Steinbrüchel und J. J. Hottinger. Für die vaterländische Geschichte arbeiteten der fleißige Leu, Füßli mit dem größten Talente, aber so wenig frei von den Mängeln der Zeitbildung als sein Zeitgenosse, Leonhard Meister, der nicht selten zu der Flachheit eines Vielschreibers hinabsinkt. Als theoretischer und praktischer Arzt zeichnete Hans Caspar Hirzel sich aus, wie vor ihm als großer Naturforscher der Chorherr Scheuchzer. — Als Dichter der Natur und des Naturlebens wurde Salomon Geßner, zumal in Frankreich, doch auch in Deutschland, mit einer Begeisterung aufgenommen, die für jene Zeit bezeichnend ist. Seine Idyllen, die unserm Geschmacke nimmermehr zusagen können, galten in dem damaligen innerlich erschöpften Maschinen-Gange des Städterlebens als die Zaubertöne, welche das verloren geglaubte Paradies eines unschuldigen Landlebens den entwöhnten Städtern zurückriefen. Seine Poesie mußte mit dem Zeitgeschmacke stehn und fallen; aber das Mark der Haller'schen Gedichte ist ungeachtet der größeren Härte der Sprache noch heut zu Tage genießbar und nährend; Lavaters Schweizerlieder können wir als eine schöne Erstlingsfrucht der neugestifteten helvetischen oder Schinznacher-Gesellschaft betrachten; sie waren in der That Lieder der Nation; auch spiegelt sich in ihnen der edle jugendliche Patriotismus, welcher damals die edelsten Männer

---

*) Wer ein solches Leben, wie das eines Pestalozzi zu würdigen vermag, liest nicht ohne innere Bewegung die wehmüthigen Friedensklänge aus seiner letzten Zeit:

„Regenbogen, Regenbogen!
So erscheine denn auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich sterbe.
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!
In dir selber wohnet Gott;
In dir selber ist sein Tempel!
Priester, deines Gottes Tempel,
Meine Seele lobe Gott!“

des Vaterlandes vereinte, zum Zeichen, daß für den ächten Sinn der Nation die letzte Stunde noch nicht gekommen war. Lavaters geistliche Poesie athmet in ihren bessern Partien jene Glut der Empfindung und jenen Schwung der Andacht und religiösen Anschauung, die das ganze Leben jenes merkwürdigen Mannes durchdrangen. Als vierter Schweizerdichter reiht sich an die Genannten der liebenswürdige, jüngst verstorbene Salis an, dessen Lieder und dessen Leben der treue Spiegel eines edeln Gemüthes und einer wahrhaft verklärten Weltanschauung waren.

Eine neue Periode für die Zürchersche Kirche bezeichnete die Wirksamkeit eines Johannes Tobler, Lavater und des Antistes Heß, eines mit Recht hochverehrten christlichen Forschers.

Bern hatte damals drei Aerzte, die in der gebildeten Welt mit Achtung genannt wurden; von Haller ist bereits gesprochen worden, die beiden andern sind Zimmermann von Brugg und Tissot aus der Waat. Engel, Schmied, Sinner, König, von Wattenwyl konnten damals mit Recht für gelehrt gelten.

Ein seltenes Talent für die Geschichtschreibung verlor Bern zu frühe in Tscharner; Bonstetten verdankt seinen Ruf mehr der Freundschaft mit Johannes Müller als seinen eigenen Schriften, in denen sich ein gebildeter Dilettant ausspricht. Der gelehrte Historiker Bochat, Ruchat und der Naturforscher Cheseaux gehören Lausanne an.

Basel schenkte dem Vaterlande zwei verdienstvolle Theologen, Samuel Werenfels und den ungerecht verfolgten J. Jakob Wettstein. Im Auslande wirkten die großen Baslerischen Mathematiker Euler, Johannes Bernoulli, seine drei Söhne und ein Verwandter, Nikolaus Bernoulli. Neben dem Winterthurer Philosophen Georg Sulzer genoß der Basler Bernhard Merian zu Berlin die Gunst Friedrichs II. In seiner Vaterstadt, Basel, selbst war Isak Iselin für alles Gemeinnützige und die Menschheit Fördernde in demselben milden und liebevollen Geiste thätig, der durch seine Schriften weht; ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes. Seine Freundschaft mit den Zürchern Geßner, Hirzel und Schinz wurde die Veranlassung zur Stiftung der Schinznacher Gesellschaft, die bald der Mittelpunkt für alle aufstrebenden geistigen Kräfte der Schweiz geworden ist.

In Schaffhausen wurde dem edeln Johann Georg Müller, dem Bruder des Geschichtschreibers, eine Wirksamkeit zu Theil, wie sie nicht schöner in einem engen Kreise ein menschliches Dasein ausfüllen kann. In dem Rathsaale sprach er mit der Würde und der Vaterlandsliebe eines ächten Republikaners, uneingenommen vom Rausche erfundener Theorien; im Hörsaale bildete er einen Kreis von Jünglingen für Kirche und Staat, an denen seine Worte nicht verloren giengen; geräuschlos aber unübersehbar war vollends der Einfluß, den sein persönlicher Umgang auf Leute aus allen Ständen, Diener der Kirche und Schule wie auf talentvolle Jünglinge ausübte. Einem größeren Kreise gehörten seine Schriften an, in denen überall der ungeheucheltste Christensinn mit einer klaren Würdigung der Weltverhältnisse im Kleinen und Großen sich fruchtbar vermählt. Seine Briefe über das Studium der Wissenschaften weckten und leiteten vornehmlich die wissenschaftliche Jugend; seine „Blicke in die Bibel“ und sein Buch „vom Glauben der Christen“ erwarben ihm den stillen Dank so vieler, die durch eigenen Zweifelsinn oder durch die Herrschaft eines flachen Zeitgeistes an ihren Ueberzeugungen irre geworden. — Von der Charakteristik andrer um ihre Vaterstadt und ihren Kanton wohlverdienter Männer halten mich die Schranken dieser Vorlesungen gegen meinen persönlichen Wunsch zurück.

Genf, das in seinem Bürger le Fort dem russischen Norden einen Reformator der Civilisation gegeben hatte, sah in Alphons Turretin und Jakob Vernet treffliche Leiter seiner Kirche. Und wenn der Genfer Rousseau das Christenthum durch einen Natur-Enthusiasmus zu ersetzen meinte, so war für seinen als Mensch und Denker um vieles höher stehenden Landsmann, Karl Bonnet, die Betrachtung und Erforschung der Natur nur der Altar, an dem er Gott und den, welchen er gesandt hat, verkündigte. Von diesem Geiste zeugen seine „Betrachtung der Natur“, die philosophische Palingenesie, die Untersuchungen über das Christenthum und die Analyse der Seelenkräfte. — Ist von berühmten Genfern die Rede, so darf schließlich Neker nicht vergessen werden, dessen Stellung in Paris eine Zeit lang für Europa bedeutend wurde; als gelehrter Jurist verdient Burlamaqui Erwähnung.

Neuchatel zählte im vorigen Jahrhunderte zwei ausgezeichnete Bürger: Osterwald, der als Theologe und David Pury, der als leiblicher Wohlthäter seiner Vaterstadt durch das Vermächtniß seines großen, selbsterworbenen Vermögens in der dankbaren Erinnerung der Nachkommen fortzuleben verdient.

Vergleichen wir zum Schlusse die Bildungsstufe jener Zeit mit der unsrigen: so dürfte sich die Bemerkung unschwer erweisen lassen, daß ein gewisses mittleres Maß von Kenntnissen jetzt vielleicht verbreiteter ist als damals, während dagegen die Gegenwart in der Zahl hervorragender Namen sehr gegen jene Vergangenheit zurücktreten muß.

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Für die Schilderung der religiösen Zustände des vorigen Jahrhunderts müssen wir an frühere Erörterungen anknüpfen. Sie erinnern sich, daß wir für das siebzehnte Jahrhundert bemerken mußten, wie die höhere, innere Lebenskraft der protestantischen Kirche an vielen Orten versiegt war, und ein todtgeborner Gewohnheits-Glaube dem religiösen Bedürfnisse der Zeit nicht mehr Befriedigung gewähren konnte. Was nun in Deutschland der Fall gewesen, daß nämlich einige providentielle Männer ihre religiöse Mission verstanden, und jenem fühlbar gewordenen Bedürfnisse die rechte Bahn zu brechen suchten — das war unserm Vaterlande nicht beschieden. Umsonst sehen wir uns da nach einem Arndt, Spener oder Franke um. Und doch war dieselbe Lücke, dieselbe ungestillte, religiöse Sehnsucht vorhanden; war es sich denn zu verwundern, wenn der drängende Durst, statt zur lauteren Quelle, auch zu trüben Bächen irre führte, wo er der überlegenen und wahrhaft erleuchteten Leitung ermangelte? — Man griff in dem unbewußten Drange dahin, wo Befriedigung verheißen wurde; wie wenige aber sind reif zur gesunden Prüfung und Sönderung! Durch die Lektüre mystischer meist nur halbverstandener und in ihrem Gehalte sehr verschiedener Schriften z. B. des Poiret, Jakob Böhme, Hiel, Weigel, Hoburg, Schwenkfeld u. a. auf der einen Seite, auf der andern durch den Einfluß einiger Männer zum Theil von tiefem Gefühl, aber ohne überlegenen und umfassenden reformatorischen Geist — durch diese beiden Einwirkungen entstanden bei uns am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die sogenannten pietistischen Bewegungen, über die uns ein

gerechtes Urtheil durch die vorhandenen Berichte äußerst erschwert ist *).

Die neu entstandene, damals mit dem Namen „Pietisten“ bezeichnete Partei trat zuerst in Zürich hervor, gewann aber einen ungleich größeren Umfang in Bern. So sehr sie in ihrem innern Werthe und in der Art ihres Auftretens unter sich verschieden war: so sind doch einige gemeinsame Tendenzen bemerkbar; kamen sie alle darin überein, daß die gewöhnliche kirchliche Gemeinschaft zum gottseligen Leben nicht hinreiche, daß die Landeskirche im Gegentheile vielfach vom Weltsinne affizirt sei: so giengen die meisten noch viel weiter, indem sie die Trennung von der äußeren Kirche zu einer Hauptbedingung eines neubelebten Christen machten, und also geraden Weges zum Separatismus führten. Eine neue Kirche wollten sie nicht stiften; sondern sie vereinigten sich alle in der festen Erwartung: das tausendjährige Reich werde bald auf der Erde anbrechen, und hiemit allen sichtbaren Kirchen ein Ende machen. Weil aber eine gewisse Confession, an der sich die Glaubensgenossen bald erkennen können, doch allezeit durch die Natur der Sache nothwendig wird: so wählte man als ein solches Unterscheidungszeichen die Lehre von der Wiedergeburt, die man dann bald genug auf eine sektirische Weise bestimmte, und gewissermaßen zur religiösen Cokarde entwürdigte; nicht selten sah man gewisse Geberden und Zuckungen als das sicherste Kennzeichen innerer Umgestaltung an, und verfiel sofort wieder in eine Religion des Fleisches, der man doch eben zu entfliehen meinte. Muralt, Güldi, Knecht, Roth, Lutz, Müller waren zu Bern die bekanntesten Namen in der religiösen Bewegung; am kräftigsten unter ihnen trat Samuel König, Prediger am Spital, hervor. Ihn und seine Partei charakterisiren wir vielleicht am besten mit einem Briefe, den er nach seiner Verbannung nach Bern schrieb **) (1700).

---

*) Außer verschiedenen gedruckten und ungedruckten Materialien in der Mülinenschen Bibliothek benutzte ich auch die freilich in jeder Beziehung sehr oberflächliche Schrift von Leonh. Meister „Helvetische Scenen der neuern Schwärmerei und Intoleranz“, 1785; und Hottingers Kirchengeschichte.

**) Aus einer handschriftlichen Sammlung Pietistica Bernensia, 1698—1701.

— — — „O mein lieber, lieber Hr. Kocher, was thut Gott nit an meiner Seelen! O wie muß ich zerfließen und im Staub in Demuth liegen, wann ich an die liebesvolle Heimsuchung Gottes gedenke; Gott ist auch zu mir kommen; Er suchet auch mich heim; Er will auch in meinem Fleisch geoffenbaret werden. — — Er söndert mich ab, damit ich dem Herrn allein zugehöre. — — Er hat mir durch gewaltsame Ausstoßung das Mahlzeichen des Thieres (damit ich mich wahrlich durch angenommene, geistlose Handauflegung und Menschen-Namen, dem ich mich unterworfen, unterschrieben und zugeschworen, erschröcklich besudelt habe — —) gleichsam abgenommen und ausgetilgt, und nun schreibet Er den Namen des Vaters an meine Stirn. — — Ja, was thut nicht mein König und mein Gott auch durch mich an anderen. — — Der Freund ist nahe, sein Reich blühet, und das Hohelied 2. wird erfüllt. Mein Gott offenbaret in mir seinen Sohn mit mehrerer Kraft und voller Salbung, und sein Zeugniß gehet mit Macht aus seinem Munde. Die Feinde toben zwar und verjagen mich; wie ich dann nun allbereit fünfmal bin bannisirt worden; aber unwissend helfen sie mir in das Allerheiligste Gottes und zum apostolischen Dienst; dessen rühmet sich mein Glaube vor dem Herrn.“ —

„Was lebet Ihr nun, mein lieber Freund, wachset auch Ihr in Christo, oder wollet Ihr annoch von eitel Schwachheiten klagen, wie die Pharisäer zu thun pflegen? — — Prüfet wohl, was für Hindernisse Euch aufhalten, und wo der böse Wurm stecke, der Euch heimlich den Saft des Lebens wegfrisset? Mein l. Bruder, Ihr habt wahrlich noch die einten und anderen Absichten neben Christo und seinem Reiche; die Schmach Christi und die lautere Gemeinschaft unter dem Haß der Welt ist Euch nit völlig lieb. Der Gewinn einer verhoffenden guten Pfrund machet Euch das eine und andere zu meiden und zu scheuchen und zu verschweigen, und machet Euch Menschengunst zu suchen, und Euch den Menschen zu akkommodiren und gleich zu stellen, und Ihnen zu flattiren. Prüfet Euch vor Gott in Christo, ob dessen nit mehr wahr sei als ich sage. Zum andern, so klebet Ihr viel zu viel an menschlichen Büchern, und gehet nit mit Ernst ein in Christum; Ihr wollet nit recht gründlich demüthig werden vor

Christo, und Euch einzig von ihm lehren lassen. Zum dritten, so ist wahrlich Euer Geist nicht recht in dem Einigen, sondern zerstreut, beladen, gebunden; und wann Ihr schon oftmals etliche Funken der Gnad sammelt, so schüttet Ihr Wasser des Geschwätzes und zerstreuter Sorgen darauf. Ihr seid gar merklich ausgekehret, nit in das Centrum des Herzens Gottes zusammengehalten. Eure Seel ist nit eine stille Magd vor dem Herrn; Eure Wasser sind trüb und nit klar und still; dannenher kann die Sonn der Gerechtigkeit nicht recht aus Euch leuchten. Neben dem weil Ihr in alle die Babylonische Ordnung Euch gefangen nehmen lasset, so zeiget Ihr, daß Ihr nicht des Glaubens gelebet, sondern den Stab des Brotes bei den Menschen suchet. — — Ich will jetzunder nichts sagen, daß Euer ganzes Studentenleben, Studiren, Examiniren, Handauflegen, Pfarrer werden, Predigen machen, nur babylonisch und geistlos ist, wider und ohne Christi Geist und Willen, ja Euer ganzes Examinaten-Wesen und Klosterleben ein ungöttlich Antichristenthum ist, in welchem so lang Ihr stecken und Euerm ungöttlichen Predigtamt nit gänzlich absagen werdet, ja protestiren, daß Ihr zum Predigtamt nit tauget, sondern von Menschen seid gelehrt worden, Kaufmannschaft zu treiben — so könnt Ihr unmöglich Progreß machen in dem wahren Christenthum. — — Ich bin unwillig, ja recht hungrig, Euch auch etwas geistliche Gaben mitzutheilen" u. s. w.

Auch in diesem Schreiben, wie so oft bei ähnlichen Richtungen, sehen wir, wie eine an sich göttliche und ewige Wahrheit in den Händen der Menschen verdunkelt und zur Mißgestalt werden kann, und wie ein ursprünglich edles und tiefes Gemüth im höchsten religiösen Schwunge doch der gefährlichsten Verweltlichung anheimfällt: einem hochmüthigen, geistlichen Despotismus, der — wo er herrschend wird — allerdings die Ordnung in Kirche und Staat untergräbt.

Die Verachtung aller wissenschaftlichen Erkenntniß, weil man nur eine unmittelbare, göttliche wollte — trat uns als ein gefährliches Symptom der Sekte schon in dem obigen Briefe deutlich entgegen. Noch unverholener spricht sich der Candidat Knecht in einem Briefe aus: „Letzlich muß ich dir auch etwas neues schreiben, daß ich nämlich seit dem 12. Jänner (1700) durch vorhergehende, göttliche Ueberzeugung und

kräftigen Trieb gezwungen, das Studententhum sammt allem Zugehörigen gänzlich aufgegeben und von mir abgelegt habe; wofür ich denn Gott meinem Heiland als meinem obersten Lehrmeister und Professor, der nicht irren kann, herzlich danke."

Bemerkenswerth ist, wie König über die Reformation denkt, und auch hier Wahres und Falsches fanatisch vermischt: „Da Ihr Euch — so schreibt er in seinem Buche „der Weg des Friedens" — auf die Reformation stützt, so ist zu wissen, daß sie zwar wider etliche grobe Irrthümer des Pabstthums glücklich den Sieg erhalten, aber das rechtschaffene Wesen des Reichs Gottes ist annoch verborgen geblieben. Es war der Anbruch des Lichts, aber nicht der helle Mittag. Die Obrigkeit nahm des Pabstes Platz ein, trieb das Wort durch ihre Macht, nahm das Schwerdt zur Hand, sah mehr auf das Aeußere als auf das Innere, handelte mehr nach der Politik und eigenwilligen Vernunft als nach Gottes Herz und Mund in dem heiligen Geist, und nahm mehr ihren Vortheil in Beraubung der alten Stiften in Acht als Gottes Sache. Die Reformatoren suchten eigene Ehre, Namen und Ansehen, waren neidisch und wortstreitig, verfaßten allzufrüh ihre Lehrsätze, nöthigten die Obrigkeiten auf ihre Lehre zu schwören. Kirchen und Schulen wurden bestellt von denjenigen Pfaffen, so die ersten das Pabstthum verlassen hatten. Selbige, weil sie von der neuen Geburt aus Gott, von der Kreuzigung des Fleisches u. s. w. wenig hatten und wußten, so lehrten sie hievon nichts, und hinterließen solche Lernjünger, die auch das nicht hatten, was ihre Lehrer hatten. — Bei dem allem wurde das innere Pabstthum des Herzens nicht aufgehoben. So laßt uns denn mit dem wiederkehrenden Israel sagen: „Unsrer Väter Arbeit, die wir von Jugend auf gehalten haben, müsse mit Schanden untergehn. Denn das, worauf wir uns verließen, ist uns jetzt eitel Schande." —

Unter den Häuptern des Staates und der Kirche verstand es niemand, die aufstrebende Richtung in ihrer eigentlichen Quelle und ihrer theilweisen Berechtigung wahrhaft zu würdigen, und sich ihrer geistig zu bemächtigen. Aber dazu wäre erforderlich gewesen, daß die Kirche ihre Gebrechen und Lücken anerkannt, und den sektirischen Hochmuth durch Demuth und

Liebe überwunden hätte; allein Leidenschaft, Engherzigkeit und persönliche Reizung verwirrten und verhinderten jedes gedeihliche Resultat. Und so verlor die Kirche jeden sichtbaren Erfolg einer Bewegung, die unter einer anderen Leitung zu ihrer Wiederbelebung hätte führen können. Man zog es vor, mit der Staatsgewalt einzuschreiten, und die Verbannung wurde das Loos aller derer, die in Lehre oder Leben sich von der Staatskirche trennten oder unterschieden. — In Zürich, Bern, im Toggenburg und in Appenzell verfuhr man auf diese Weise; und die gewaltsam unterdrückte Richtung äußerte sich nur noch in konvulsivischen Verirrungen. Es kamen gichterische Verzuckungen vor, z. B. einer Elisabeth Künzli von Winterthur, deren Zustand aber — wie es scheint — mit dem Somnambulismus Aehnlichkeit hatte. — Der entschiedenste Separatismus sprach sich zu Basel in einer von Meville und Fäsch unterzeichneten Schrift aus: „Wir reden — heißt es — mit den Geistlichen und von ihrer falschen Gottesgelehrtheit. Sie sagen, sie verkündigen das Wort Gottes, aber es ist ihr eigen Wort; sie laufen, obschon sie von Gott nicht gesandt sind. Von der Welt haben sie ihren Beruf; denn sie sind von der Welt, und die Welt bezahlt sie auch reichlich für ihr leeres Geschwätz. — Dieser ganze Gottesdienst ist eitel und von Gott verworfen; darum wir mit demselben keine Gemeinschaft haben können.“ — In Schaffhausen verbreitete Elisabeth de Clairmont *), vorher Kammerjungfer in einem Berner-Hause, schwärmerische Erwartungen des tausendjährigen Reiches; ihre Phantasie hatte sich an Böhmes Schriften erhitzt, sie selbst schrieb über die Alchymie. Als sieben Geistliche, welche behaupteten, daß zwei von ihnen göttliche Offenbarungen hätten, des geistlichen Standes entsetzt wurden (1717), entstand eine kirchliche Separation, die erst spät erlosch.

In ein von den obigen Erscheinungen sehr verschiedenes Gebiet gehört der Fanatismus, welcher in roher, verbrecherischer Gestalt im Dorfe Brüggeln im Canton Bern einriß. Zwei Brüder, Hieronymus und Christian Kohler, gaben sich für Propheten aus, kündigten den nahen Tag des Weltgerichtes an, verdammten die Kirche, und erlaubten sich die wildesten

*) L. Meister. S. 124.

Ausschweifungen unter dem Vorwande, sie stehen nicht mehr unter dem Gesetze des Fleisches. Wiederholt aus dem Lande verjagt, schlichen sie sich immer wieder ein und begannen ihr freches Spiel von neuem, bis der eine von den Brüdern, Hieronymus, in Biel gefangen genommen und zu Bern hingerichtet wurde (1752).

Nicht ohne einiges Bedenken und Widerstreben konnte ich mich dazu entschließen, über die bezeichneten religiösen Bewegungen hier zu sprechen, weil ich nur zu wohl weiß, wie leicht das Heiligste profanirt, in's Alltägliche hinabgezogen wird, sobald man dasjenige zur Streitsache macht, was doch seinem Wesen nach über jeden menschlichen Streit erhaben ist; weil es unser Gemüth in eine Lebenssphäre erhebt, wo der irdische Unfriede keine Stätte und keine Gewalt mehr haben soll. Allein es sind jene Ereignisse nun einmal doch schon historisch geworden, können darum aus der Geschichte nicht mehr weggewiesen werden; und dann beweisen es ja die Erfahrungen unserer Zeit, daß die jenen Regungen zu Grunde liegenden Elemente und Veranlassungen oft nach langen Pausen immer wieder zum Vorschein kommen, bis sie ihre endliche Lösung gefunden haben. Darum ist heut zu Tage die Forderung wohl schwerlich zu umgehen, über jene religiösen Fragen zu einer Ueberzeugung zu kommen. Und mein sehnlichster Wunsch ist es, auf dem hier betretenen, historischen Wege zur Lösung jener wahren Zeitaufgabe mitzuwirken, damit nur nicht das mannigfach sich kund gebende Leben in Vereinzelung und liebloser Zersplitterug sich nutzlos erschöpfe! —

Was wir bei den Bewegungen des sogenannten Pietismus in der Schweiz vermißten: das war eine hervorragende religiös und geistig hochbegabte Persönlichkeit, welche ein ordnender und läuternder Mittelpunkt für jene Bestrebungen hätte werden und sie zum Heile der Kirche verwenden können. Eine Persönlichkeit von dieser Bedeutung griff gegen die Mitte des Jahrhunderts thätig in unsre religiösen Zustände ein, und wurde der Anhaltspunkt für viele Unbefriedigte; ich spreche von Zinzendorf, der für das religiöse Bedürfniß damals einen neuen oder bisher noch nicht so ausgesprochenen Ausdruck fand. In unserm Vaterlande schlossen sich nicht wenige offen an ihn an, und noch weit mehrere fanden im Stillen in seiner Richtung

ihre Beruhigung; so daß eine Würdigung jener bedeutenden religiösen Erscheinung hier an ihrer Stelle steht. —

Wenn Sie die meisten Schriften aus jener Zeit über diesen Gegenstand vergleichen, so nimmt man mit Widerwillen wahr, wie gerade die eigenthümlichsten und innerlich reichsten Erscheinungen von der Mehrzahl der Zeitgenossen, die das große Wort führen, gewöhnlich auf's roheste verkannt und mißdeutet worden. Bei Zinzendorf war dies ganz ausnehmend der Fall; so daß ein noch lebender, geistvoller Schriftsteller *) von ihm mit tiefer Wahrheit bemerkt: „Allgemein verstanden wird Zinzendorf nie werden. Für Lehren kann man das Volk entflammen, für Meinungen läßt es sich begeistern; aber der innerste, verborgenste, gediegenste Kern des Gemüthes, die unscheinbarste, nur für den Himmel duftende Blüthe der stillen Demuth, das tiefe, unergründliche, heilige Geheimniß der ewigen Liebe, in welche der Geist sich versenkt, untergeht, stirbt zum ewigen Leben — wird der Menge immer verborgen bleiben.“ — Doch ist unsere Zeit hierin ungleich gerechter geworden; nicht mehr bloß die Geistesverwandten und Anhänger, sondern wer überhaupt ein Auge hat für eigenthümliches religiöses und geistiges Leben: der erkennt dies jetzt in Zinzendorf an; so sein Biograph Varnhagen.

Niklaus Ludwig, Graf von Zinzendorf und Pottendorf **), war geboren zu Dresden, 26. Mai 1700; seine erste Erziehung erhielt er zu Großhennersdorf bei seiner ausgezeichneten Aeltermutter, der Frau von Gersdorf; und diese würdige Frau war es, die frühe die religiösen Anlagen ihres Enkels pflegte und nährte. Oft fanden sich bei ihr die Religiosen der protestantischen Kirche, ein Spener, Franke, die Freiherren von Canstein, zum Besuche ein, und diese Männer segneten den jungen Zinzendorf, gleichsam als ahneten sie, es würde auf diesen Knaben ihr geistiges Erbe übergehen. Durch eigene Gemüthsrichtung, durch das lebendige Beispiel seiner Aeltermutter und Tante wie seines Lehrers wurde ihm die Religion schon in

---

*) Heinrich Steffens in seinem meisterhaften, sinnvollen Novellen-Kranze „Walseth und Leith.“

**) Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense; fünfter Theil. — Spangenberg: das Leben Zinzendorfs u. a.

seinem zartesten Alter weder vorzugsweise Lehre noch Gebot, sondern Glück und Freude des Herzens. Was seine Seele am tiefsten ergriff, so daß es für sein ganzes Leben bestimmend blieb, war die Ueberzeugung, daß der Heiland unser Bruder und für uns gestorben sei; und so gewöhnte er sich schon damals an einen stillen, innigen Freundesumgang mit dem unsichtbaren Erlöser; „denn (meinte er) mit dem Bruder dürfe ja jedermann brüderlich umgehn, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm alles, wenn es auch noch so gering wäre, vorzutragen.“ — So bildete sich in Zinzendorfs junger Seele diejenige Seite des christlichen Bewußtseins aus, wo unser persönliches Verhältniß zum Erlöser, Liebe und Gegenliebe, zum Mittelpunkte und zum Kerne gemacht wird, und wo jede Regung des Lebens, jede Anschauung des Geistes, jedes Gefühl sofort die Beziehung auf jenes Centrum nimmt. Dies wurde das beherrschende Gefühl in Zinzendorfs ganzem Leben und in der von ihm gestifteten Gemeinde; dies allein giebt uns den inneren Schlüssel für seinen Glauben und für das Werk seines Glaubens. Diese Richtung war aber in dieser Gestalt eine wesentlich neue; genährt und gehoben durch eine religiöse Lebensfülle, welche manchem suchenden Gemüthe zumal in jener dürren Zeit ein neues, beglückendes Dasein eröffnete, und für die Ausbreitung des Christenthums in der Ferne ihren innern Werth und Beruf bewährte. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Zinzendorfs ausgedehnteste Wirksamkeit gerade in die Zeit fiel, wo Voltaire anfieng, der Genius der Weltbildung zu werden; und stärker als in diesen beiden Persönlichkeiten konnten sich jene zwei verschiedenen Richtungen nicht aussprechen: hier die hochmüthigste Verstandestyrannei, dort das innigste Gefühlsleben. Und soviel steht allerdings außer Zweifel, daß ein in Zinzendorfs Sinnesart ganz aufgehendes Gemüth allen Gefahren des Voltairischen Unglaubens unzugänglich ist; weil diese Gesinnung auf einem völlig verschiedenen inneren Lebensgebiete beruht. Auch wurde Zinzendorf hierüber sehr frühe mit sich eins: „Was ich glaubte — sagt er — das wollte ich; was ich dachte, das war mir odios; und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen als er langte, und mir ihn so weit ausklären und schärfen zu lassen,

als es nur immer damit könnte getrieben werden; in geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das ist mir geblieben bis diesen Tag."

Im eilften Jahre kam er in das Pädagogium in Halle unter die Leitung Frankes, und schon hier zeigte sich sein religiöser Trieb, indem er mehrere seiner Mitschüler zu erbaulichen Versammlungen zu vereinigen wußte. Mit einigen Gleichgesinnten schloß er den Orden vom Senfkorn, eine christliche Verbindung, deren Benennung die Hoffnung auf eine allgemeinere Verbreitung aussprach. Hier in Halle war es auch, wo er sich eng und für das ganze Leben an den Studiengenossen Friedrich von Wattenwyl aus Bern anschloß; in dieser persönlichen Verbindung lag für Zinzendorf die erste Berührung mit der Schweiz, die späterhin ebenfalls ein Feld für seine Aussaat werden sollte.

Seine Gesinnung und Tendenz war im Ganzen schon entwickelt und entschieden, ehe der mindeste Anfang mit der Brüdergemeinde d. h. mit derjenigen Anstalt gemacht war, als deren Stifter und Typus wir den Grafen betrachten können. Die äußere Veranlassung hiezu waren bekanntlich die Reste der alten böhmischen und mährischen Brüdergemeinde, die sich vor der Reformation zur Zeit Hussens gebildet hatte. Abkömmlinge von dieser alten evangelischen Glaubenspartei fanden auf Zinzendorfs Gütern eine Zuflucht, und bildeten den noch schwachen Ansatz zu den nachher so ausgebreiteten Brüdergemeinden. Zinzendorf wußte durch seinen alles überwiegenden Einfluß der ganzen Stiftung ihr besonderes Gepräge zu geben, und diejenige Seite des Christenthums, in welcher er selber mit ganzer Seele aufgieng, auch in der Gemeinde zur unbedingt vorwaltenden zu machen. Das Eigenthümliche der Brüdergemeinden, als einer historischen Erscheinung, und ihr Verhältniß zum Staate können wir nur dann ganz verstehen und würdigen, wenn wir sie als einen christlichen, protestantischen Orden ansehen. So war merkwürdiger Weise zum ersten Male auf den Boden des Protestantismus dasjenige verpflanzt, was die Reformation in einseitigem Eifer aufgelöst hatte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen: der Geist christlicher Orden. Nur ist das Eine wohl zu merken — um jedem Miß-

verstande vorzubeugen — daß Zinzendorf keineswegs die katholischen Orden nachahmen wollte. Was er stiftete, war durchweg eine protestantische Pflanzung, aus protestantischer Gesinnung ohne alle Planmäßigkeit durch die Gunst der Umstände erwachsen: ein Orden in ächt protestantischem Geiste, und wie alles Große und Bleibende in der Geschichte war er nicht aus kluger Ueberzeugung und Verabredung hervorgegangen, sondern unter sichtbarer Begünstigung der Vorsehung aus unscheinbaren Anfängen zu einer hohen Bedeutung gestiegen. Zinzendorf selbst hatte im Wesentlichen diese Ansicht über seine Stiftung, wenn sich auch der von mir gebrauchte Ausdruck bei ihm nicht findet; er spricht es an mehreren Orten aus, daß seine Gemeinde nur ein Salz sein solle, das sich einst, wenn die Zeit dazu gekommen sei, wieder in dem gesammten Körper der Kirche auflösen solle. An eine neue Confession dachte er nicht von ferne; vielmehr gelang ihm zum ersten Male, verschiedene christliche Glaubensbekenntnisse in Einer und derselben Verbindung zu vereinigen; denn es gab bekanntlich mährische, lutherische und reformirte Brüdergemeinden. „Was meinen Generalplan betrifft — sagt er — so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heilande von Jahr zu Jahr nach, und thue was ich soll, doch gerne. So z. B. habe ich einen Plan, des Heilands Testament (Joh. 17) so viel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammen kommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht in's mährische, sondern in's allgemeine Band der Gemeinschaft, dahin endlich Secta moravica auch soll.“ — Noch deutlicher sprach er sich in seinen letzten Jahren aus: „Die Brüdergemeinde sei als eine Anstalt zu betrachten, welche besondern Zwecken der Vorsehung diene, nicht aber für jeden Menschen zum Seelenheil erfordert werde; nicht wer überhaupt selig werden wolle, sondern wer zu diesem besonderen Wege, das Heil zu erlangen, seinen Beruf darthue: der sei in die Gemeinde aufzunehmen.“ — Aber gerade dieser umfassende, großartige Gesichtspunkt Zinzendorfs, gerade diese unbeschränkte ächt christliche Toleranz, wodurch er für Menschen von der verschiedensten Stellung und Farbe zugänglich wurde — gerade dies gab den Eiferern und beschränkten Beschränkern in allen Parteien den ergiebensten Anlaß zu An-

klagen und Unwillen. Hierin offenbarte sich auch bald der Unterschied der Zinzendorfischen Richtung von der eigentlich sogenannten pietistischen, gegen deren Einseitigkeit und methodistische Engherzigkeit Zinzendorf sich einige Male aufs stärkste äußert. Nicht minder ergab sich die Differenz, die ihn von der finstern Schroffheit der englischen Puritaner trennte; in Amertka wurde er nebst seiner Tochter sogar als Sabbathschänder durch die Puritaner gestraft, weil er am Sonntage ein geistliches Lied niedergeschrieben hatte, was als Arbeit angesehen wurde.

Sein ganzes Leben bietet uns das Bild einer unverrückt auf ihr Ziel gerichteten, unabläßigen Thätigkeit; in alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, in die glänzendsten und die verachtetsten ist sein Einfluß gedrungen; mit Königen hat er verkehrt und mit gemeinen Bauern aus Mähren, mit Katholiken und Protestanten, mit Geistlichen, mit Zeloten, mit Sektirern — allen suchte er alles zu werden, und doch nie in dieser Mannigfaltigkeit die höhere Einheit zu verlieren. Daß die Hindernisse sich zuweilen von allen Seiten mit einer fast erdrückenden Gewalt gegen ihn häuften, hat ihn nie gebeugt, nie die Quelle seines religiösen Schwunges zum Versiegen gebracht. „Er war — wie sein Biograph treffend bemerkt — ein Staatsmann erhabener Art, wie der Fürst und das Reich ihn bedingten, denen sein Dienst gewidmet war.“ — Seinen hohen Stand betrachtete er als ein Mittel, sich äußerlich für seine geistliche Wirksamkeit Bahn zu brechen. „Ich heiße — meint er — einer der Vornehmen dieser Welt; ich soll die Vorrechte davon genießen. Darum bin ich verbunden, vor andern vom Lichte zu zeugen.“ Sonst aber hielt er an Auszeichnungen dieser Art so wenig, daß er seine Tochter Benigna unbedenklich seinem Mitarbeiter Langguth verheirathet hätte, auch wenn dieser nicht von Friedrich von Wattenwyl an Kindes Statt wäre angenommen worden. — Bei seinem Ende sah Zinzendorf die Gemeinde in lebendiger Blüthe, und was in seiner Richtung tadelnswerth, verkehrt oder schwärmerisch sein mochte, das wurde nach seinem Tode von trefflichen Nachfolgern möglichst ausgereutet; es waren kranke Auswüchse eines innerlich gesunden Stammes. Und bemerken wir den gesegneten Fortgang, den die Gemeinde besonders unter den Heiden

gehabt, und wie sie ein Jahrhundert hindurch in Europa sich ehrenvoll behauptet hat: so kann man auch auf diesem weltlichen Standpunkte seine Grabschrift nicht in Abrede stellen: „Er war gesetzet, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet!“ —

Zu wiederholten Malen hatte Zinzendorf für längere oder kürzere Zeit in unserm Vaterlande sich aufgehalten; Montmirail am Neuenburgersee blüht noch jetzt als seine Stiftung; in Basel und Bern entstanden Gemeinden, und zahlreich waren und sind die durch die ganze Schweiz zerstreuten Anhänger. Manche behielten ihre Ueberzeugung im Stillen, um gehässigen Anfeindungen zu entgehen; selbst die Schriften Zinzendorfs und der Gemeinde lasen einige aus Furcht vor Verketzerung nur im Verborgenen. Wo dagegen in neuerer Zeit wahrhaft kirchliches Leben erwacht, da ist es weit entfernt, sich mit der geläuterten Brüdergemeinde in Opposition zu setzen.

Gegen das Ende des Jahrhunderts, als neben einem gedankenlosen, äußeren Glauben und einem immer weiter um sich greifenden Unglauben auch ein dem Zeitgeiste sich akkomodirender Vernunftglaube in der Schweiz Wurzel faßte: suchte eine große Zahl von denen, welche mit den Modegötzen nichts gemein haben wollten, in den Schriften Jung-Stillings einen Wegweiser durch die Verwirrungen des Zeitalters. Und es ist unumstößliche Thatsache, daß Stillings Einfluß in dieser Hinsicht für viele eine geistige Rettung und Segnung war; allein zu einer nachhaltigen Wirkung auf größere gebildete Kreise war — so scheint es — jener fromme Arzt nicht geeignet; auch läßt sich nicht verkennen, daß im Gegensatze gegen die Krankheit der ganzen damaligen Richtung auch wieder manches Krankhafte und Schwärmerische sich erzeugt habe; wie ja überhaupt alle Reaktionen gegen eine herrschende Tendenz im Politischen wie im Geistigen vieles Gewaltsame und durchaus Unersprießliche mit sich zu führen pflegen. Der eigentliche Fortschritt beginnt meist erst da, wo jene Stöße und Gegenstöße sich erschöpft haben.

Achtundzwanzigste Vorlesung.

Ungleich wichtiger als Zinzendorf und Stilling ist für unser Vaterland ein Mann geworden, dessen außerordentliche Erscheinung und Wirksamkeit der Schweiz angehört: es ist Johann Caspar Lavater; sein Leben und Wirken, dessen unberechenbare Bedeutsamkeit der Unverstand und Mißverstand gleich sehr verkannt hat, verdient hier die möglichste Berücksichtigung. Denn als Mensch, als Christ und Patriot hat Lavater im vorigen Jahrhundert auf die Zeitgenossen einen Einfluß geübt wie vielleicht kein andrer Schweizer *).

Um für Lavaters Würdigung den wesentlichen Gesichtspunkt zu finden, von wo aus alles andre sein Licht erhält: darf man die Bemerkung nicht aus dem Auge verlieren, daß seine eigentliche Bedeutung keineswegs auf dem wissenschaftlichen und eigentlich gelehrten Gebiete gesucht werden darf; denn von ihm ist weder eine philosophische noch theologische Schule ausgegangen; auch für die Litteratur — so außerordentlich fruchtbar er auch als Schriftsteller war — hat er doch nichts geleistet, was als klassisch oder Epoche machend zu betrachten wäre. Zwar haben jene höchst originellen Versuche, die Physiognomik zur Würde der Wissenschaft zu erheben, damals das größte Aufsehen erregt, und er selbst hat einen großen Theil seiner geistigen und ökonomischen Kräfte an diese Aufgabe verwendet; allein frägt man nach dem Erfolge und den eigentlichen Leistungen: so dürfte man sich eher zu dem Bedauern gestimmt fühlen, daß ein Mann von so hoher Begabung einen wichtigen Theil seines inhaltschweren Lebens an ein solches im Grunde

*) Außer seinen eigenen Schriften vergleiche man die Biographien von Geßner in 3 Bänden und von Herbst in der Bibliothek christlicher Denker.

doch wohl verfehltes Bestreben hingeben konnte. Hievon also sehen wir für einmal ab, und suchen Lavaters Bedeutung auf einer andern Seite. Was ihn zum großen Menschen und Christen machte, war seine außerordentliche Wirksamkeit auf die Welt und die Menschen, sein unmittelbarer Einfluß auf die Gegenwart; und gerade für diese Aufgabe besaß er alle erforderlichen Eigenschaften; in seiner persönlichen Erscheinung lag etwas unwiderstehliches; mit Königen und mit den großen Geistern wußte er eben so wohl zu verkehren wie mit einem schlichten Landmanne oder mit den Geringsten aus dem Volke. Ich kann Ihnen dies nicht besser darthun, als wenn ich Ihnen Zeugnisse einiger seiner größten Zeitgenossen vorlege. Göthe beschreibt ihn als: „ein Individuum, einzig ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat, und nicht wieder sehen wird; zutraulich, schonend, segnend, erhebend. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Sein Geist war durchaus imposant; ein vorzügliches Wesen; man konnte sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren.“ — Herder schreibt ihm: „Dieser innere, apostolische Charakter, dies Glauben an Gott und Intuition eines himmlischen Menschen, der uns überkleiden, mit dem wir eins sein sollten, hat meine ganze Seele zu Ihnen gerissen. Was müßten Sie für ein Mensch sein, wenn das die ewige Gestalt Ihres Geistes und Herzens sein könnte.“ An Zimmermann schreibt derselbe: „Lavaters nähere Kenntniß ist mir ordentlich Erscheinung gewesen; seine Thätigkeit und ganze Existenz in der Religion ist eine von den Wahrheiten und Realitäten, die im ganzen Fortlauf der Jahrhunderte selten, und in unserm es gewiß sind. Wenn's möglich wäre, seiner zu sehr verbreiteten Thätigkeit eine bestimmte Sphäre zu geben, so müßte einer der größten Wohlthäter der Menschheit aus ihm werden. Aergerniß und Thorheit dünkt es mir, wenn irreligiöse Weise oder philosophische Theologen mit ihm sprechen, wie man jetzt spricht; d. i. daß Schatten mit einem Körper sprechen, und sich verständlich glauben. Ich glaube ihm aber noch einen schweren Gang und Tigel zubereitet, den er zu einer Läuterung durchgehen muß, wie aber nur wenige Seelen ertragen können und werth sind. Ihm auf dem Wege meines Lebens begegnet zu haben, halte ich für eine wirkliche Wohlthat meiner Exi-

stenz.“ — Und ein Göthe bittet sogar: „Spreche manchmal einen Segen auf meine Büste, daß ich auch das genieße. Ich heiße Legion; du thust vielen wohl, wenn du mir wohl thust.“ — Als Beispiel der ausnehmenden Theilnahme, deren er sich in Deutschland erfreute, erinnere ich nur an die Aufnahme, die er in Bremen fand, wo die Wache ihn gegen den Zudrang der Menge schützen mußte; später erhielt er einen Ruf dorthin, und ein Schiff trug sogar seinen Namen. Von dem Eindrucke, den manche seiner Schriften machten, giebt uns der ehrwürdige, blinde Pfeffel in Colmar das anschaulichste Zeugniß. Lavater besuchte nach der Herausgabe seiner Aussichten in die Ewigkeit den würdigen blinden Schriftsteller: „Und wer sind Sie, mein werther Herr?“ fragte Pfeffel. „Lavater von Zürich“, war die Antwort. — „Welcher Lavater? der Diakonus, der in die Ewigkeit geblickt hat?“ — „Eben der.“ — „O mein Gott!“ rief Pfeffel und zog den Fremdling an sein Herz — „Sie Lavater! mein Freund Lavater! O mein Gott! Setzen Sie sich; rücken Sie doch, meine Herren; lassen Sie mich neben ihm sitzen.“ —

Das diene als weniges unter vielem als Beleg für die Bedeutung jenes Mannes in seiner Zeit. Allein bei Lavater war es auf eine bloß glänzende Laufbahn nicht abgesehen, so wenig es ihm auch hätte fehlen können. Oft drangen einige seiner feurigsten Freunde mit dem redlichsten Eifer in ihn: er möge doch seine kostbaren Talente nicht an die undankbaren Bestrebungen für seinen Glauben und sein Christenthum verschwenden. Sie verstanden es nicht, daß eben hierin der Nerv seiner Mission lag; auch ließ er sich nicht im mindesten durch solche Abmahnungen auf seinem Wege irre machen. Er war sich zu wohl bewußt, wozu er geboren war. Die Menschen aufzurufen und aufzuwecken zum Gefühle ihrer Bestimmung, und im Christenglauben den einzigen Weg dahin zu zeigen: das war Lavaters hohes und treu erfülltes Tagewerk. Er glaubte fest an ein Göttliches in jeder Menschenbrust, nur daß es bei den einen gefangen ist, bei andern im Kampfe und Drange nach Befreiung; die Herstellung des göttlichen Ebenbildes in uns, mit andern Worten: die Wiederbelebung eines reinen und ursprünglichen geistigen Zustandes galt ihm darum als Ziel des Menschenlebens — in der Erscheinung des Erlö-

sers, und in seiner Hülfe fand er die Stütze für den Glauben an jenes Ziel. Für den Einzelnen wäre dies aber unmöglich ohne eine fortwährende Einwirkung von oben; darum war der Glaube an einen lebendigen, in jedem Augenblicke wirksamen, jedem ihn suchenden Menschen zugänglichen Gott ein Fundamental-Satz in Lavaters Glauben und Leben. Und so wurden diese zwei entscheidenden Sätze die Angelpunkte in seiner christlichen Ueberzeugung: der eine nämlich: Ohne Christus giebt es keine sichernde Religion, keine Gewißheit einer unsichtbaren Welt! und die andre: Wer nicht einen lebendigen, persönlichen, erkennbaren und fühlbaren Gott glaubt, der hat keinen Gott. Diesen die Welt erlösenden Glauben in allen Herzen lebendig und für alle Verhältnisse des Lebens fruchtbar zu machen: das schwebte ihm als seine große Lebensaufgabe vor der Seele; auf diesen Mittelpunkt seines Strebens bezog sich sein Umgang, seine Correspondenz, seine Schriften, seine Amtsthätigkeit, kurz sein Alles; es war dies die lebendige und befruchtende Einheit in all seinem Thun, selbst da, wo er sich dessen vielleicht nicht einmal bewußt war. Nie aber versiegte für ein so umfassendes Wirken die lebendige Quelle seines inneren Lebens; und gerade in dieser nie veraltenden, immer aus dem Innersten sich neu gebärenden Kraft und Ausströmung möchte ich die vorzüglichste Größe Lavaters erkennen. Sein sonst so großartiges Glaubensleben war — es ist nicht zu läugnen — von einer fremden, störenden Beimischung nicht frei; indem er nämlich die Gränzen dessen, was dem Christen im umschränkten Leben möglich ist, überschreitend, mit einer ungemessenen Sehnsucht schon ein Schauen im Lande des Glaubens erwartete. Auch von Zinzendorf lesen wir einzelne Laute der Sehnsucht nach dem Glücke eines Thomas, d. h. nach dem (wenn auch nur inneren) Tasten und Greifen und Schauen des Uebersinnlichen; doch sehen wir sein Verlangen immer sofort in gläubige Ergebung verklärt. Nicht so bei Lavater, der in der Verirrung einer solchen Erwartung leider viel zu lange verharrte, und sich damit unsäglich geschadet hat; daher sein Freund Cunningham mit vollem Rechte seine Begierde nach mehr Offenbarung „Thomas-Zweifel“ nannte. Auf unserm rein historischen Standpunkte können wir über jenen Abweg Lavaters unser entschiedenes Bedauern aussprechen, ohne

daß die Größe seiner Person und Sache darunter litte; auch hat er dafür genug gebüßt; das Heer seiner Feinde mißhandelte ihn so, daß Stolberg ihm schreiben konnte: „Ich erwartete deine Stirne, dein ganzes Gesicht gefurcht zu finden; du bist oft unter Räuber und Mörder gefallen.“ — Wenn er augenscheinlich jenes Wort seines Meisters: „Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben“ zu versäumen schien, so war wohl eben diese Erfahrung einer jener Tigel zur Läuterung, wie ihn Herders ahnungsvoller Geist vorausgesagt; im Vollgenusse des höheren Lichtes wird sein dürstender Geist sein Genüge gefunden haben. Treffend ist das Wort seines Freundes: „Ein berufener Verkünder sollte er sein, und war es allerdings; aber zu einem auserwählten lebendigen Zeugen stand er noch sich selbst im Wege.“ — Ein Verkünder aber war und blieb er für Tausende, ein Verkünder wie wenige damals. „Lavater — sagt auf einem sehr verschiedenen Standpunkte Friedrich von Schlegel — ist unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer.“

Obwohl Lavater gewissermaßen dem gebildeten protestantischen Europa angehörte, so schadete dies seinen nächsten Pflichten für sein engeres Vaterland nicht im mindesten; er that auch hier, was ein anderer mit ungetheilter Kraft nicht leicht geleistet hätte. In der ganzen reformirten Schweiz sind bei sehr vielen seine Nachwirkungen noch fühlbar, in Zürich selbst, wo er doch die bittersten Gegner und Neider hatte, wird seiner noch oft in Dank und Liebe gedacht.

In seiner kirchlichen Wirksamkeit, die ein Muster von Hirtentreue war, hat besonders ein Akt eine universellere Bedeutung; Lavater fühlte sich berufen, an der Synode der Zürcherischen Geistlichkeit ein Warnungswort gegen die Richtungen auszusprechen, welche das Fundament der Kirche zu untergraben drohten; und dieser Wächterruf aus einer Zeit, wo so viele schlummerten oder schliefen, ist eins der bemerkenswerthesten Zeichen jener Zeit: „Entnervung und Ausleerung des apostolischen Christenthums — so sprach er unter anderem — verbreiten sich so augenscheinlich, daß uns nicht für die Sache des Christenthums überhaupt — denn gegen diese werden alle Mächte der Hölle nichts vermögen — bange sein muß, wohl aber für die Ruhe, für die Tugend, für den trostvollen Glauben,

für die weltüberwindende Hoffnung so vieler einzelner Glieder unsrer Kirche und unsers Vaterlandes bange sein muß! — Heißt dies alles uns nicht wachen, reden, Hand anlegen über unsers Herrn Sache? — Ein Christenthum, das zwischen Christus und die Christenheit auf Erden eine unübersteigliche Kluft befestigt, die alle Anbetung seiner Person zur Thorheit, und alles Zutrauen zu Ihm selbst zur Schwärmerei macht, ein solches Christenthum — so fein es immer ausgesponnen sei — ist ein Antichristenthum. — — O theure Väter- und Brüderschaar, wie weit wär' es mit uns gekommen, wenn unser einer sich fürchten müßte, mit Freimüthigkeit von Jesu Christo zu zeugen. Wie weit wär' es gekommen, wenn in diesen Tagen der Freiheit nur der Sklave sein müßte, der sich durch Christum zur Freiheit berufen fühlt, wie weit gekommen, wenn alle alles wider Christum reden und schreiben und lesen dürften, und das, was für Ihn wäre, den mindesten Anstand fände. — Alle Weisheit wider Christum ist Thorheit; alle Gelehrsamkeit und Kritik und Sprachkunde vermag nichts wider, alles nur für Christum." — Dies sind nur wenige Worte aus jener Rede, die jeder ganz lesen muß, der mit dem damaligen Zustande der Theologie bekannt ist; Lavater gehörte zu den seltenen Menschen, die das Feuer kommen sehen, ehe die Flammen über dem Dache zusammenschlagen; allein die Kurzsichtigeren hielten für Ueberspannung, was über ihrem Horizonte lag.

Berücksichtigen wir nun die poltische Seite in Lavaters Wirksamkeit, so fällt uns nirgend mehr als hier die völlige Schiefheit des Gemeinplatzes auf, daß die religiöse und politische Ueberzeugung völlig von einander unabhängig sein sollen. Zwar hat sich vielleicht Lavater nie über die großen politischen Streitfragen des Tages Rechenschaft gegeben; es lag dies außer seinem Kreise; allein eingewirkt auf das politische Treiben, nur freilich von höherem Standpunkte aus, hat Er in ausnehmendem Maße. Er warnte und strafte, als man schlummerte, er versöhnte, als man stritt, er züchtigte unerschütterlich, als man frevelhaft umstürzte.

Sein erstes politisches Auftreten bewies schon zur Genüge, daß keine gewöhnliche Seele in ihm wohne. Ein Zürcher-Landvogt, Grebel, hatte sich während seiner Verwaltung die

gröbsten Ungerechtigkeiten erlaubt; so sehr auch ein solches Benehmen ganz gegen den Geist der zwar strengen, aber gerechten Obrigkeit verstieß, so wagte doch Niemand eine Anklage; denn der ungerechte Landvogt war der Tochtermann des Bürgermeisters, der zwar allgemein geliebt war, den aber keiner durch die Anklage kränken oder reizen mochte. Da beschließt der 21jährige Lavater (1762), mit seinem Freunde, dem Maler Heinrich Füßli, vereint, den vornehmen Verbrecher nicht ungestraft zu lassen. Zuerst suchte Lavater den Landvogt, der bereits wieder ein Mitglied der Regierung war, zur Vergütung seines Unrechts zu bewegen. Er schrieb ihm: „Mit Zittern ergreif ich die Feder an dich zu schreiben, Tyrann, Bösewicht, Heuchler, Ungerechtester aller Richter, Gottesspötter, Meineidiger. — — Meinst du denn, daß Gott noch lange zusehen werde? Nein, das Urtheil ist bestimmt; die Zeit seiner Rache eilet; sie entblößet ihren Arm wider dich. Doch vielleicht kannst du ihr zuvorkommen; gehe, eile, erstatte! Wirst du aber meine Warnung verachten, so wird über dich kommen, was du nicht glaubest; so will ich und andre wackere Bürger wider dich aufstehen, und Rache wider dich begehren. — Wie viele hast du gestraft, welche nicht gesündigt hatten? Von wie vielen Verbrechern hast du Gaben genommen? Wie viele hast du gezwungen, sich deiner Sünden theilhaftig zu machen? — Hast du nicht allenthalben Stricke gelegt, daß die Unschuldigen fielen, deinen Seckel zu füllen? — Wie viele Waisen hast du nicht gezwungen, das Gut ihrer Eltern zu verpfänden, damit es dir in die Hände fiel; weil sie deine Bosheit kannten? Hast du ihre gesiegelten, bezahlten und wieder zerrissenen Testamente vergessen! Lebt nicht der Knecht der Ungerechtigkeit noch, dessen Mund du mit Gold zu ungerechten und gottlosen Richtersprüchen öffnetest, und mit Gold zur Erduldung deiner Abscheulichkeit schlossest? Hast du den Vater vergessen, den du zwangst, unschuldig in die Verbrechen eines lüderlichen Sohnes zu treten? — Betrachte den Schrank, den deine Gottlosigkeit mit Silber und Pracht füllte — siehe aber auch die Haufen derer an, die über dich seufzen, weil du sie zehnfach straftest! Vergiß nicht, daß sie noch leben! — Ich gebe dir zwei Monate Zeit; gieb ein Zeichen des Lebens von dir. Entweder gieb deinen Raub zurück, oder erwarte deine Gerichte. — For-

derst du aber nicht Rache wider mich, und giebst deinen Raub nicht wieder, so ist dein Urtheil unwiderruflich gesprochen; du sollst, so wahr Gott lebt! mit äußerster Schande gebrandmarkt ein Opfer der Gerechtigkeit werden.“ — Der Landvogt entsprach nicht, und nun ließen Lavater und Füßli, die noch nicht öffentlich aufzutreten wagten, in der Nacht eine gedruckte Klageschrift in die Häuser der angesehensten Regierungsglieder legen; das Motto war: „Du, Brutus! und du schläfst? ach — wenn du lebtest!“ — „Wehe mir — beginnt Lavater — daß ich unter einem Volke wohne, unter dessen Landvögten Tyrannen sind, und dessen Richter die Ungerechtigkeit zudecken! — Ach, er gehet noch frei herum; er bleibt Bürger, er geht in den Rath, wo die Väter des Vaterlandes von dem Wohl desselben sich unterreden; er, den die ganze Bürgerschaft verabscheut! — Schläfst du denn Escher und Leu! schläfst du denn Rüscheler und Schwarzenbach! Orell, und du selbst Heidegger! Hirzel und Schinz! schlafet ihr alle, ihr Patrioten, ach, daß ihr lebtet! Seid Männer, seid Bürger, seid Väter des Staats. — Du aber, Verabscheuungswürdiger! ich werde nicht schweigen, nicht ruhen, bis du deinen Raub zurückgegeben, und als ein faules Glied unsers Staates abgehauen bist.“ — Es ist wahr, die Form in Lavaters Verfahren war ungesetzlich; darin hatte er in der reinsten Absicht gefehlt; wenn nun aber einige Regierende sich über diesen formalen Fehler ereiferten, so hätten sie nicht vergessen sollen, daß ihr eigener feiger Schlummersinn die stärkste und erste Anklage verdiente; sonst würden sie Lavatern seinen illegitimen Schritt erspart haben. — Auf die erste Aufforderung der Obrigkeit, daß die Kläger sich stellen sollten, trat Lavater hervor; er, der die Sache bisher sogar seinen Eltern verhehlt hatte. Als er von dem Bürgermeister zurückkam, sagte ihm seine Mutter ein Wort, das nur aus einer starken und hohen Seele kommen konnte: „Hans Caspar, ich weiß, du hast die Sache nicht ohne Gott und Gebet angefangen, und Gott wird dir auch sie vollenden helfen.“ — Und in der That, Gott half sie vollenden. Der Prozeß wurde eingeleitet; der Landvogt verbannt, das ungerechte Gut erstattet; und Lavater hatte sein Gewissen gerettet.

Drei und dreißig Jahre später, bei völlig veränderter Lage der Dinge, fand Lavater von neuem einen ernsten Anlaß, mit seiner Christenstimme an Regenten und Volk sich zu wenden. Es sollte (1795) über die Häupter der sogenannten Stäfener-Unruhen ein Urtheil gefällt werden; da wurde Lavater nicht müde, die gereizte bittere Stimmung seiner Mitbürger in weise Besonnenheit, in christliche Milde zu verwandeln; es war ein Stein von seinem Herzen gewälzt, als kein Blut floß.

Doch diese Bewegungen waren nur die Vorboten der Erschütterungen, die mit dem Jahre 1798 über die Schweiz hereinbrachen; und in diesem Sturme erprobte Lavater wahrhaft einen Heroismus, eine Felsenstandhaftigkeit, eine Glaubenszuversicht, die ihn schon deshalb den größten Männern aller Zeiten beigesellen.

Als es sich darum handelte, daß Zürich den bedrohten Cantonen die Bundeshülfe zuführe, durchwanderte Lavater selbst die schon aufgeregten Seeufer, um wo möglich eine vaterländische Stimmung zu erwecken. Prophetisch sagte er den Revolutions-Männern: „Wenn ihr jetzt nicht dem Aufgebote der Obrigkeit gehorchet, wenn ihr das Volk abhaltet, den Cantonen gegen die Franken zu Hülfe zu ziehen, so werden diese unser Land überschwemmen; unfehlbar werden dann auch die Kaiserlichen kommen, und unser Vaterland wird der Schauplatz des Krieges und des Jammers werden.“ — Aber diese Stimme war für die von Frankreichs Sirenen-Gesange Bethörten verloren.

In allen nun folgenden Umwälzungen hörte er nicht auf, öffentlich und privatim nach seiner Christen-Pflicht der Wahrheit Zeugniß zu geben; mochten einzelne Angesehene die Achseln zucken und seinen Eifer schwärmerisch und unberufen nennen, mochten die Clubbisten ihn und den Antistes Heß „Donnersbuben“ schelten: dies alles konnte ihn auf seiner Bahn wenig anfechten; er kannte einen andern Herrn, dem er Rechenschaft schuldig sei, als das elende windige Strohgeschöpf, welches man „öffentliche Nachrede“ nennt. Die Schreckensfrage: „Was werden die Leute dazu sagen?“ war für ihn ein leerer Klang; dagegen die fremdere Frage: „Was wird Gott dazu sagen?“ erschütterte ihn in den Tiefen seiner Seele. Sein leitender Grundsatz für die politischen Begeben-

heiten war: Alles Geschehene, alles was Schicksal heißt, verehre ich wegen des Lenkers unsrer Schicksale; und so weh das Geschehene auch thun mag, wir sollen es nicht bloß als Männer ertragen, sondern christlich benutzen; dann werde — das hoffte er — auch der Ausgang gut sein. — Als die französischen Heere nahten, so war sein Glaubensbekenntniß:

„Ich zage nicht, wenn tausend um mich zagen;
Ich klage Gott, was Menschen Menschen klagen;
Ich hoff' auf Licht in Nächte-gleichen Tagen;
Ich hoffe, Gott wird unsre Feinde jagen;
Und sind sie felsenhart, zuletzt zerschlagen —
Und alles soll: „Gott lebt! Gott half uns!" — sagen. —

Und am Tage vor der Einnahme Berns predigte er noch (4. März): „An uns, an unserm Sinn und Herzen liegt's, an unserm Verhältnisse mit Gott, an unserm demüthigen Vertrauen auf Gott liegt's, ob wir Sklaven einer übermächtigen Nation oder unabhängige Schweizer bleiben wollen? ob wir unser öffentliches, altes Christenthum, wobei es uns wohl gieng, einem neuen Heidenthume preisgeben sollen." — Kaum hatte die revolutionaire, helvetische Regierung den Räuber-Befehl ausgesprochen, daß alle Zehnten und Grundzinse ohne weiteres aufgehoben seien, so schrieb Lavater an dieselbe: „Verwünscht sei die Freiheit, die widerrechtlich handelt! verdammt sei jedes Gesetz, das auf Ungerechtigkeit gegründet ist! Ungerechtigkeit ist die furchtbarste Contre-Revolution gegen die allgemein angenommene Freiheit und Gleichheit." — Frankreichs Räubereien und Gewaltthätigkeiten gegen die geknechtete und verrathene Schweiz häuften sich, und gleichmäßig steigerte sich Lavaters Gottbegeisterte Mahnungs-Stimme; er wandte sich gegen die Quelle jener Leiden, an Frankreichs Direktorium, in seiner Schrift: „Das Wort eines freien Schweizers an die große Nation." Jene Worte sind als bewundernswürdige Zeugnisse eines Gott vertrauenden Heldenmuthes, als Blitze, welche die damalige Leidensnacht durchzuckten, und je den besten Schweizern wie ein Schwert durch die Seele giengen — sie sind (sage ich) zu merkwürdig, als daß ich Ihnen nicht einiges davon mittheilen sollte:

„Alle Einwohner Helvetiens, die nicht durch die Taschenspieler-Worte geblendet sind, können nur Einer Meinung

sein: Frankreich hatte kein anderes Recht als das Tyrannen-Recht des Stärkern, in Helvetien einzudringen, um, wie es sagte, die Aristokratie zu stürzen. — Ihr Franken kamet als Räuber und Tyrannen in die Schweiz! Ihr führtet Krieg wider ein Land, das euch nicht beleidigte. — Als Räuber führtet ihr die Schätze, die euch nicht gehörten, von den besiegten Städten, besonders von Bern fort; ihr bestahlet das ganze unschuldige Helvetien, indem ihr dies thatet; ihr befreitet es von den Mitteln, sich frei zu erhalten. — — Euere Räthe waren Despoten-Befehle. So ward uns nie geboten, da wir, euerer unwahrhaften Sage nach, Sklaven waren. So mußten wir nie blindlings gehorchen, wie da wir nun euerer Sage nach frei sind. Wer hat die Stirne, das zu läugnen? — Infamie ist das gelindeste Wort, das ich finden kann. Oder wie würdet ihr's nennen, Franken, wenn wir die Mächtigen wären, und euch so behandeln würden. — — Man hatte die Schamlosigkeit, uns drei Millionen Livres zu fordern. Es ist die Forderung nicht einer gesitteten Nation, sondern einer schon organisirten, durch Kriegsglück übermüthig gewordenen, sich zu allem berechtigt glaubenden Räuberbande. — Doch dies ist alles noch nichts. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters hinaus geht, der findet der Lasterthaten kein Ende. Ihr hattet die nie erhörte Frechheit, die freien, demokratischen Cantone zur Annahme euerer Constitution zu zwingen; Ihr sankt so tief in Ehrlosigkeit hinab, diesem harmlosen, friedlichen Hirtenvölklein eine Freiheit in falschen Assignats aufzumorden. Als ein Frühstück dachtet Ihr diese wackern, des Schweizer-Namens einzig noch würdigen Helden zu verzerren. — Französische Nation, nenne dich nicht mehr die große Nation. Nenne dich die kleinlichste aller Nationen, oder du mußt es leiden, daß alle großen und kleinen Nationen dich so nennen, wenn du nicht alles Vergütbare vergütest. — Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden ist — Freiheit freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunet! — Oeffne die Augen, fränkische Nation! und befrei uns von dieser Freiheit der Hölle! — Große Nation, die ihres gleichen nicht hat, mache dich nicht vor allen Jahrhunderten verächtlich! Sei

keine Geisel der Nationen, keine Tyrannin der Menschheit! Sei keine Unterjocherin der Freien, keine Zertreterin Helvetiens, keine Blutsaugerin Zürichs! — Zürich, im ersten Jahr der schweizrischen Sklaverei.“ —

Und nun nach diesem Bannstrahle, dem edelsten, den die geistliche Macht je gegen den weltlichen Despotismus geschleudert — was that Lavater? Statt zu zittern und zu kriechen, wie die fein Besonnenen und Vernünftler thaten, redete und wirkte er fort, ungescheut, als wäre nichts geschehen. Und am 14. Juni antwortete das Pariser-Direktorium mit einem höflichen Sophisten-Briefe ohne Unterschrift. — Von derselben Kraft war sein Benehmen gegen die schweizerischen Trabanten Frankreichs geadelt: „Bürger — sagte er zu einem Revolutionsmann — Sie sollten gegen die Verkündiger des Evangeliums nicht so verächtlich denken. Das Christenthum verpflichtet uns gegen die Obrigkeit zum Gehorsam um des Herrn willen. Wär' ich nicht Christ, würd' ich mich bloß als Mensch und Bürger betrachten: was sollte mich abhalten, nach der Pistole zu greifen, und dem ersten besten unter den Urhebern unsers Unglücks und der Sklaverei unsers Vaterlandes eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Aber als Christ darf und soll ich das nicht thun.“

Als im April 1799 das helvetische Direktorium zu der Tyrannen-Maßregel griff, die würdigsten Glieder der alten Regierung deportiren d. h. ohne alles Verhör und Untersuchung wegschleppen zu lassen — so hielt Lavater seinen gerechten Unwillen nicht zurück. „Nun ist's — rief er — um unsre Freiheit geschehen! Wir sind verloren; denn wir wissen nun, daß wir unter Tyrannen stehn!“ — An den Direktor Bay schrieb er frischweg: „Ist es möglich, daß man so mit uns umgeht? Ist es nicht, als ob wir an Tyrannen verkauft wären? — Soll denn der abscheuliche Robespierrismus auch bei uns eingeführt werden?“ — Gegen den Statthalter Pfenninger wagte er das kühne Wort: „Wenn sich einer meiner Mitbürger so weit vergangen haben sollte, verrätherischer Weise kaiserliche Truppen in's Land zu rufen: so müßte ich einen solchen für einen Schurken halten — für keine größere Canaille indessen als die, welche die fränkische Macht in Helvetien gerufen, und damit das Vaterland in die äußerste Gefahr gesetzt.“ — „Ja — war

die Antwort — ohne die Franken wären wir nie frei geworden.“ Dann am folgenden Sonntage predigte er: „Künftige, Gott nur bekannte Regenten meines lieben helvetischen Vaterlandes, ich will noch sprechen, so lang ich sprechen kann! Lasset euch frühe warnen, ehe die Schlangenstimme der Verführung euch umschleicht.“ — Das lange Erwartete geschah endlich; er, der unverzagte Rächer jeder Gewaltthat, sollte nicht länger unangetastet bleiben. In der Morgenfrühe des 16. Mai wurde er zu Baden von den Beamten der helvetischen Regierung krank nach Basel deportirt, und als Staatsverbrecher behandelt; zur gleichen Zeit durchsuchte man in der Nacht sein Haus und seine Schriften in Zürich. Die Untersuchung führte nicht zu dem mindesten Resultat, und Lavater konnte wieder frei in die Heimath zurückkehren; bemerkenswerth ist ein beinahe prophetischer Ausspruch Lavaters, wozu jenes Verhör ihn veranlaßte: „Ich verstehe — bemerkte er — seit langem unter dem Namen Antichrist einen Despoten, welcher sich zum Universalmonarchen der Welt und zum Herrscher über die Gewissen aufwerfen, alles Recht, alle Wahrheit, Moral und Religion mit Füßen treten, und besonders alle Verehrer Christi auf's schrecklichste verfolgen werde. — Ich glaube seine Erscheinung ziemlich nahe, und finde den Vorläufer dieses Antichrists in den irreligiösen Gesinnungen und Handlungen, welche sich die französische Nation erlaubt hat.“ Und in den Anmerkungen hiezu *) sagt er: „Ich halte Frankreich für den Anbahner und Herolden des antichristlichen Reichs. So laut und notorisch sprach noch keine Staatsmacht, keine Nation wider Religion und Christenthum. Aber der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens ist noch nicht erschienen. Wenn dies geschieht, dürfen Christen die Hoffnung schöpfen, daß der Herr, ihr König und Erretter nicht mehr fern sei.“ — Und wer mag es in Abrede stellen, daß jene Ankündigung sich wenigstens theilweise in der Despotie Napoleons und in seinem Sturze erfüllt hat? —

„Große Dinge — so predigte er nach seiner Befreiung — geschehen in unsern Tagen; größere werden bald geschehen! Der Revolutionen und Hauptumwälzungen wird so bald kein Ende sein. — Was liegt uns ob? Uns mehr als je in Bereit-

*) Geßner, Leben Lavaters III. S. 433.

schaft zu halten; das in unsre und andre Herzen zu pflanzen, was keine Zeit zerstören, keine Veränderung äußerer Formen verändern, keine Umwälzung umwälzen und herausheben kann; das liegt uns ob, desto mehr Standhaftigkeit zu beweisen, je mehr alles zu wanken in Gefahr ist; das liegt uns ob, desto mehr Standhaftigkeit zu beweisen, je mehr alles zu wanken in Gefahr ist; das liegt uns ob, die Seelen in die Gemeinschaft mit dem zu bringen, bei welchem keine Veränderung ist!“

Bei der abermaligen Einnahme Zürichs durch die Franzosen (September 1799) wurde Lavater meuchlerischer Weise schwer verwundet; aber auch das schmerzenvolle Krankenlager unterbrach seine Thätigkeit nicht, er schrieb dort seine Briefe über das Deportationswesen; den um ihn Bekümmerten rief der Unverzagte zu: „Ich stehe (dies ist mein Glaube) unter einem höheren Direktorium als Dem in Bern.“ Er erholte sich wieder so weit, daß er predigen und — obwohl vielfach durch körperliche Leiden unterbrochen — wieder in seine rein apostolische Wirksamkeit eintreten konnte. Doch ganz genas er nie wieder; auch fühlte er es wohl, daß seine Stunde geschlagen hatte; er lebte und wirkte als Einer, der an den Thoren der Ewigkeit stand, und es ist als wäre über seine letzte Zeit schon der Wiederschein eines vollendeten Daseins bemerkbar. Auf seinem letzten Krankenlager seufzte er: „Wenn ich nur das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist!“ Und ein ander Mal: „Ich wünschte, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie von Herzen ich ihm verzeihe, wie ich ihm danke. Denn ich verdanke diesen Wunden und meinen Leiden sehr viel!“ — Wenige Tage vor seinem Ende vernimmt er, daß seine Schwägerin dem Tode nahe ist: da treibt ihn die Sehnsucht zu ihr hin, ihr noch ein segnendes Wort des Abschiedes zu sagen; man trägt ihn an ihr Lager: „Da sitzen wir — sprach er mit matter Stimme — beide sterbend neben einander; aber die Liebe stirbt nicht, und nicht der Dank!“ In diesem Tone fuhr er fort, ihre letzten Stunden noch geistig zu weihen. Ein Geist der Liebe und des Segens durchwehte jedes Wort, das noch über seine Lippen kam. Am 2. Januar 1801 hatte er ein Leben beschlossen, das die Vorsehung zu Großem ausersehen hatte; der Glaube, der stets

das Innerste seines Lebens gewesen, verließ ihn auch da nicht, wo alles uns verläßt. Nur die ersten Tage des neuen Jahrhunderts sollte er erleben; die neu anbrechende, bessere Zeit sah er nicht mehr; er sollte das verheißene Land von ferne schauen, nicht es betreten. In Lavater verlor das Vaterland eine der bedeutsamsten und edelsten Erscheinungen, womit die Menschheit gesegnet werden kann. Für die Begründung dieses Urtheils waren mir hier nur sparsame Züge gestattet; näher und eindringender wird sich mit einem solchen Manne jeder von Ihnen bekannt machen, der für eine Einwirkung dieser Art empfänglich ist. —

Vielleicht war das bisher Gesagte hinreichend, Ihnen einige neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der religiösen Zustände des verflossenen Jahrhunderts zu geben. — Uebersichtlich betrachten wir jetzt die politischen Ereignisse jener Zeit.

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Auf dem Punkte angekommen, wo die politischen Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts ihre Berücksichtigung finden sollen, muß ich es zum Voraus aussprechen, daß meine Behandlungsweise hierin ihren ganz eigenen Gang geht. Die früheren Schriften verweilten nämlich fast ohne Ausnahme mit einer gewissen Liebhaberei bei der etwas langen und einförmigen Reihe von inneren Streitigkeiten in der genannten Periode vor der französischen Revolution. Sie giengen dabei meist von dem Grund-Gedanken aus, daß in jenen Streitigkeiten eben so viele Symptome der Auflösung zum Vorschein kommen; und so wurde denn die Geschichte des vorigen Jahrhunderts nur für die Behauptung benutzt, daß die Schweiz zum Untergange oder zur Wiedergeburt völlig reif seie. — Auch abgesehen von den Verdacht erweckenden Nebenabsichten, die bei jenem Urtheile mitwirkten, so ist die ganze Ansicht überhaupt meines Erachtens eine unhistorische und durchaus einseitige. Als die Kräfte der Schweiz nicht mehr durch auswärtige und Bürgerkriege absorbirt wurden, so war nichts natürlicher, als daß die Ruhe des Friedens auch die Aufmerksamkeit vieler auf die innern Verhältnisse und Zustände richtete, und bürgerliche Verwickelungen mußten darum an der Tagesordnung sein. Es sind aber diese Verwickelungen größtentheils nichts anderes als Hausstreit eines jeden Cantons, wobei eigentlich politische Grundsätze nur in den seltenern Fällen wirksam wurden. Hierin aber schon die offen sich ankündigende Auflösung sehen zu wollen, ist eben so albern als die Annahme, daß Spannungen in einer Familie nothwendig die Zertrümmerung derselben herbeiführen. Man fühlt sich versucht, dieser willkürlichen Betrachtungsweise, die auch durch Zschokke vor-

nehmlich zu Ehren gebracht wurde, Fausts ironisches Wort in's Gedächtniß zu rufen:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Daß sich im Körper der Eidgenossenschaft ein Krankheitsstoff angehäuft und der nachher erfolgten Auflösung vorgearbeitet habe: das kann niemand gesonnen sein, in Abrede zu stellen, und wir haben bei früheren Anlässen ausdrücklich darauf hingewiesen. Aber weit entfernt sind wir davon, die Ursachen bloß in jenen bürgerlichen Zwisten zu suchen; in der selbstsüchtigen und mißtrauischen Vereinzelung der Cantone und in den großen Theils erschlafften oder untergrabenen Sitten lag der tiefere Grund des Uebels.

Für eine leichtere Uebersicht ziehen wir es vor, die Bewegungen in den demokratischen Cantonen von denjenigen in den Aristokratien getrennt zu behandeln; dabei wird Ihnen von selbst in die Augen fallen, daß die Wurzeln der etwaigen Uebelstände gar nicht bloß da waren, wo man sie jetzt gewöhnlich sehen will.

Im Canton Zug veranlaßte die Feindschaft der Familien Zurlauben und Schuhmacher einen rohen und hitzigen Parteikampf. Die Zurlauben waren an der Spitze der französischen Partei, vertheilten die Jahrgelder, und hatten die Verwaltung des französischen Salzes; Anlaß genug zum Neid und zur Verdächtigung von Seite Schuhmachers, der den Handel mit deutschem Salze in Händen gehabt. Gegen die Zurlauben bildete sich die Partei „der Harten", welche einen Mann aus ihrer Mitte, Josias Schicker von Baar, zum Landammann erheben konnte (1729). Als der französische Gesandte die gleichmäßige Vertheilung der Gnadengelder an alle Bürger des Cantons verweigerte, mußte der ehmalige Landammann Zurlauben vor dem gereizten Volksunwillen nach Luzern fliehen. Er wurde verbannt und sein Vermögen eingezogen. Mit Hülfe seiner Faktion, der „Harten" übte nun Schuhmacher (seit 1731 Landammann) den schroffsten und gewaltthätigsten Terrorismus. Vom Bunde mit Frankreich sagte man sich förmlich los; Verbannung oder Gefängniß traf die Gegner. Schuhmacher nahm schon zu den ängstlichen, in einer Demokratie lächerlichen oder

gefährlichen Maßregeln eines verzagten, argwöhnischen Tyrannen seine Zuflucht. Dennoch konnte er seinen Sturz nicht verhüten. Die Gemüther waren ihm schon entfremdet, als der Landammann Staub sich an die Partei der Linden anschloß, und ihr dadurch zum Siege verhalf (1734). Schuhmacher wurde der Untreue in der Verwaltung überwiesen, und zur Galeerenstrafe verurtheilt; er starb auf der Reise zu Turin (1735). Die Verbannten rief man zurück und verbannte die Häupter der Gegenpartei; und als natürliche Reaktion schloß man sich wieder eng an Frankreich an.

Aus sehr ungleichen Ursachen sahen sich die Demokratien Glarus und Uri in Streit mit ihren Unterthanen-Landen verwickelt. Die von Glarus beherrschte Landvogtei Werdenberg hatte vom Landrathe mehrere für ihre Rechte wichtige Urkunden erhalten; die Landsgemeinde verlangte dieselben zur Einsicht (1705) und verweigerte dann ihre Zurückgabe. Dies empörende Benehmen reizte die getäuschten und lange hingehaltenen Werdenberger zuletzt zur Verweigerung der Huldigung (1719). Ausschüssen der Unzufriedenen versprach Glarus sicheres Geleit, und warf sie, weil sie auf ihrer gegründeten Forderung beharrten, in's Gefängniß; in's Schloß Werdenberg rückte heimlich eine Besatzung; dies rief das Volk zu den Waffen; aber feig zerstreuten sich die ungeordneten Schaaren, als die Hauptmacht von Glarus nahte. Noch vermittelten Zürichs Gesandte; als aber Glarus noch einmal mit bewaffneter Macht einschreiten mußte, wurde der Aufstand gewaltsam niedergedrückt (1721) und bestraft. Ein Sieg, den die Geschichte als einen befleckten und in der Wurzel heillosen betrachten muß; keine Unterdrückung verdient größere Brandmarkung als die, welche von Freiheits-Stolzen kommt. — Später machte Glarus sein Unrecht theilweise wieder gut.

In dem ihm untergebenen Livenen-Thale jenseits des Gotthard wollte Uri in der reinsten eines Regenten würdigen Absicht mehrere ungerechte italiänische Beamte bestrafen; diese suchten ihre Rettung in dem Demagogen-Kunstgriffe, das Volk gegen die herrschsüchtigen Anmaßungen Uri's aufzureizen; das unbesonnene italiänische Volk ließ sich zur offenen Empörung verleiten (1755). Aber rasch besetzte Uri den Gotthard, mahnte

die Verbündeten, und zog im Vereine mit ihnen das wilde Thal des Tessins hinab; da entfiel den Empörern das Herz. Im anmuthig gelegenen Flecken Faido mußte das Volk Gehorsam schwören, und auf den Knien zusehen, wie seine drei Häupter, Urs, Furno und Sartori, durch die Hand des Scharfrichters starben; acht andere wurden nach Altorf in Ketten zum Tode geführt. So richtete ein demokratischer Herrscher seine Untergebenen.

In Appenzell-Außerrhoden war die Eifersucht zweier Familien (Wetter hinter der Sitter, Zellweger vor der Sitter) und die Spannung zweier Landestheile die Quelle vieler Zerrüttungen. Daß die Behörden ohne Befragung der Landsgemeinde in einen dem Lande heilsamen Traktat mit dem Abte von St. Gallen gewilligt hatten, wurde von den Häuptern hinter der Sitter zu Anfeindungen besonders der Familie Zellweger benutzt. Parteiwuth bemächtigte sich der Sache; Linde hießen die Freunde der Regierung und der Zellweger, Harte ihre Gegner. Weil die letzteren die energischeren und gewaltthätigeren waren, behielten sie die Oberhand in materieller Beziehung; den geistigen und sittlichen Sieg errangen dagegen die Linden, welche äußerlich lieber unterliegen als mit Bürgerblut sich behaupten wollten. Ein tobender Haufe von Harten drang (1732) zu Herisau in's Rathhaus, mißhandelte die gerechte Regierung und zwang sie zu allen beliebigen Zugeständnissen. Eben dieselbe Partei verstieß auf der stürmischen Landsgemeinde zu Teufen alle Linden aus der Regierung, und ließ sich auch durch Eidgenössische Gesandte nicht zum Nachgeben bewegen; es fehlte wenig, so wäre die Schlägerei in Gaiß das Vorspiel eines verzweifelten Kampfes geworden. Aus scheuer Politik unterdrückten die reformirten Orte die Neigung zu einer bewaffneten Vermittlung; und so unterlag für einmal die gerechte Sache der Linden den Fäusten der übermüthigen Harten (1733).

War in Appenzell-Außerrhoden eine rechtliche Partei durch die rohe Gewalt rechtlos unterdrückt worden: so sehen wir in Innerrhoden ganz dasselbe Treiben in einem eben so verabscheuungswürdigen Lichte wie dort, nur mit dem Unterschiede, daß hier statt einer Partei ein einzelner Mann das Opfer der

Volksverführung und des Parteihasses ward. Ein Gastwirth zu Gonten, Joseph Anton Suter, hatte sich durch seine Popularität zur Würde eines Landammanns (1762) emporgehoben, und damit den Haß seines Nebenbuhlers, Geiger, in einem hohen Grade erregt. Erwünschte Nahrung fand dieser Haß, als der eitle Suter in dem Bestreben (durch Wiedereinlösung einer wichtigen verpfändeten Wiese) sich zum Besten des Landes auszuzeichnen, in einen Prozeß verwickelt wurde, den er, vom Landrathe plötzlich verlassen, verlor. Zu seinem Unglücke wollte er diesen übeln Ausgang der Sache nicht eingestehen; dadurch glaubte der Landrath sich berechtigt, ihn zu entsetzen und zu den Kosten zu verurtheilen. Auch auf der Landsgemeinde gelang es, das von den Kapuzinern bearbeitete Volk gegen ihn zu stimmen. Durch einen in die Augen fallenden, fromm scheinenden Akt, eine Wallfahrt nach Einsiedeln, will Suter die verlorne Volksgunst wieder gewinnen; aber nun benutzt der Landrath seine Abwesenheit, um über ihn als „Friedensstörer, Verächter der Freiheit und Religion“ u. s. w. zu urtheilen, ihn aus der Schweiz zu verbannen, und einen Preis auf seinen Kopf zu setzen. Wer nicht zu dem Urtheile stimmte, wurde bestraft, Suters Anhang überall auf's härteste unterdrückt. Siebenzig Männer baten für den in Constanz lebenden Verbannten um sicheres Geleit; als Antwort wurden vier davon zum Tode verurtheilt, und aus Gnade die Todesstrafe in Stäupung gemildert. Ein zurückgekehrter Verbannter, Röß, wurde im Gefängnisse, man weiß nicht durch welche Mittel, zu der Aussage vermocht, Suter habe die Absicht ausgesprochen, er wolle Appenzell überfallen. Ob das böse Gewissen Suters Feinde leichtgläubig machte, oder ob sie sich aus Bosheit nur so stellten, mag unentschieden bleiben; genug, man scheute kein Mittel, um des Unglücklichen habhaft zu werden. Zwei Mitglieder des Landrathes bereden die Tochter Suters, ihren Vater schriftlich zu einer wichtigen Unterredung nach Außerrhoden einzuladen; die Getäuschte gehorcht arglos. Der teuflische Plan gelingt; Suter trifft zu Wald ein, läßt sich verleiten, nach Oberegg in Innerrhoden hinüberzugehn (1783); dort wird er festgenommen, und auf einem Schlitten gebunden nach Appenzell geführt. Suter, sein Schicksal ahnend, betete. Auf der Folter betheuerte er seine Unschuld; dennoch verur-

theilte ihn die Mehrheit zum Tode; nur zwanzig Richter retteten ihr Gewissen durch eine feierliche Protestation. Einen Monat nach seiner Gefangennehmung blutete der ehmalige Landammann auf dem Schaffote. Uns bleibt nur übrig, mit einem zerrissenen Gefühle zu fragen: Welcher Greuel wäre für uns zuweilen die sittliche Welt, wenn unser Glaube nicht zu einem Tribunale aufblicken dürfte, wo Suters Blut über die Frevler und Mörder von Appenzell Rache schreien wird!

Unter den Aristokratien, zu denen wir nun übergehen, unterscheiden wir die Stadt- und die Familien-Aristokratien; zu den erstern gehörten bekanntlich Zürich, Basel, Schaffhausen und andere, wo eine Zunft-Regierung in Beziehung auf die regierende Stadt einen mehr demokratischen, in Beziehnng auf die abhängige Landschaft aber einen durchaus aristokratischen Charakter hatte.

Wenige Jahre vor Suters Tode erregte die Hinrichtung des bekannten Pfarrers, Heinrich Waser, von Zürich, bei weitem mehr im Auslande als in der Schweiz den stärksten Unwillen und die bittersten Anklagen Zürichs als eines Sitzes oligarchischer Willkür. Es kann hier nicht unsre Sache sein, diesem verwickelten Prozesse in sein Detail zu folgen *), obwohl der Menschenkenner dabei eine interessante Ausbeute zu erwarten hat. Wir beschränken uns auf die Behauptung, daß Waser nach allem, was von ihm bekannt worden ist, noch immer ein sittliches Räthsel bleibt; Züge eines großen Sinnes finden sich neben den schändlichsten, moralischen Auswüchsen. Nicht genug, daß er die öffentlichen Bibliotheken seiner Vaterstadt bestahl, er unterschlug auch eine damals für Zürich höchst wichtige Urkunde, den Pfandbrief der Grafschaft Kyburg, die ihm der Stadtschreiber Landolt in freundschaftlichem Zutrauen in die Hände gegeben. Dieses, moralisch angesehen, ruchlose Bubenstück bereitete Waser'n den Untergang. Er stand nämlich in dem allgemeinen und noch immer nicht hinlänglich widerlegten Verdacht, daß er mit jener Urkunde eine landesverrätherische Absicht gehabt. Als Landesverräther sah man ihn an und verurtheilte ihn als solchen, nannte aber öffentlich andre Klagen,

---

*) Man vergleiche unter anderm: Helvetia 1828 und 1829.

z. B. seine statistischen Aufsätze in Schlözers Briefwechsel. Mißstimmt, ja erbittert waren ohnehin schon mache Räthe gegen den räthselhaften Mann, und so wurde er von der Mehrheit seiner Richter zum Tode verurtheilt. In den Formen der Untersuchung und des ganzen Prozesses kommen allerdings die gröbsten Verstöße vor; wie denn überhaupt bei den damaligen enormen Mängeln des Criminalwesens nur der vorherrschende durchaus ehrenfeste und rechtliche Sinn große Ungerechtigkeiten verhütete. Wie schon bemerkt, war Wasers Tod das Signal für die heftigsten Angriffe gegen Zürichs Regierung, zumal von Deutschland her; so schrieb Gleim an Schlözer: „Dem einzigen Schlözer überlasse ich, die Zürcherischen Mörder zur Rechenschaft zu fordern. Er, der einzige Schlözer werde, was Voltaire war in gleichen Fällen, der Haß der Priester, die Liebe der Menschen, der Schrecken der Richter.“ Und Schlözer schrieb in seinen Staatsanzeigen: „Wasers Blut raucht noch, und wird und muß rauchen, wie Abels seines, so lange es Geschichte giebt.“ — Johannes Müller ließ sich, wie es scheint, doch wohl durch parteiische Nachrichten leiten: „Wasers Tod — schreibt er — war das Werk zweier Männer, die er durch Reden beleidiget. Als man im Blutgerichte die Stimmen zählte, schrien einige verzweiflungsvoll. Sein Ankläger und dessen Verwandte waren seine Richter.“

Zweimal gediehen in diesem Jahrhunderte zu Zürich demokratische Bestrebungen zu einiger Bedeutung, doch mit ungleichem Erfolge. 1713 errang die Bürgerschaft wieder die Anerkennung oder Bestätigung alter Rechte und rettete damit das demokratische Element der Verfassung gegen die Regierung, der man die Absicht zuschrieb, sich allmälig in ein Patriziat abzuschließen. Auf dem Lindenhofe hielten die Bürger eine Versammlung; der als Naturforscher berühmte Doktor Scheuchzer war ihr Sprecher. Der Mäßigung der Häupter auf beiden Seiten gelang es, einem Bruche zuvorzukommen. — Bedenklicher war am Ende des Jahrhunderts eine demokratische drohende Regung von Seiten der Unterthanen Zürichs, mit bitterm Unmuthe ertrugen die beiden blühenden See-Ufer den harten und in der That schwer drückenden Zunft- und Gewerbszwang der Stadt, der zwar an und für sich selbst — wie

der Augenschein jeden belehren konnte — kein Unglück war, und den Wohlstand nicht hemmte; allein es war doch ein unnatürliches Daniederhalten der Industrie in einem großen und kräftig aufstrebenden Landestheile; ein Mißverhältniß, das sich auf die Dauer nicht mehr behaupten konnte. Im Namen der Unzufriedenen handelte die zahlreiche Gemeinde Stäfa, an ihrer Spitze (1795) der Seckelmeister Bodmer. Doch fußte man im Anfange keineswegs auf französischen Theorien, sondern auf der Appellation an urkundliches Recht, auf die Zugeständnisse des Waldmannischen- und Kappeler-Briefes, die man in Händen hatte. Mehr von französisch-demokratischen Grundsätzen ausgehend, hatte im Jahr vorher eine von Pfenninger, Ryffel und Neracher unterzeichnete Denkschrift schon gleiche Rechte des Landes mit der Stadt verlangt, was jenen drei Männern die Verbannung zugezogen. Da die Regierung auf jene Urkunden, als veraltet, nicht eingehen wollte, so bereitete sich auf der Landschaft ein zusammenhängender Widerstand vor; selbst eine Verbindung mit den demokratischen Cantonen suchte man einzuleiten. Dieses Beginnen schlug Zürich mit bewaffneter Hand nieder: Stäfa wurde von einer starken Truppen-Abtheilung überrascht und zur Unterwerfung gezwungen; über Bodmer schwang der Scharfrichter das Schwert, während andere Wortführer der entehrenden Handlung zusehen mußten. Aber das unterdrückte Feuer glomm unter der Asche fort, und brach drei Jahre später Verderben bringend wieder hervor.

Das ganze Jahrhundert hindurch war keiner unsrer Freistaaten so unruhig bewegt, so von allen Winden der Parteiungen hin und her getrieben wie Genf. Indem dieser Staat beinahe alle möglichen Phasen politischer Zustände durchlebt hat, ist er gewissermaßen ein Musterstaat für die politische Experimental-Wissenschaft geworden. Beachtenswerth ist es außerdem, daß gerade die Stadt, deren Mitbürger Rousseau, der Erfinder der politischen Sophismen von der Volkssouverainetät u. a. geworden ist — daß gerade sie den Kelch, der Europa berauschte, bis auf die Hefen ausleeren mußte. Hier ist meine Absicht nur, auf die Stufenfolge der Bewegungen aufmerksam zu machen, durch welche Genf hindurchgehen mußte. Das Jahrhundert fieng zu Genf mit einem entschiedenen Siege

der Aristokratie an, und endigte mit der wildesten Pöbelherrschaft. Den ersten Versuch zur Beschränkung der Aristokratie unterdrückte diese mit Hülfe der Bundesgenossen, Zürichs und Berns, durch Waffengewalt und durch das Blut der Anführer. Später nahmen die Demokraten, Micheli du Crest an ihrer Spitze, von dem Festungsbaue Anlaß zur Opposition gegen die Regierung; der unruhige du Crest mußte zwar fliehen, und wurde im Berner-Spitale in Verhaft gehalten; aber 1734 vereinigten sich 800 Bürger für die Forderungen des gefangenen Wortführers. Die Regierung und ihre Anhänger aus den angesehenern Geschlechtern trafen Vertheidigungsmaßregeln; aber auch die Opposition ist gerüstet, und die Zusammenkunft einer Bürgerversammlung konnte nicht mehr verweigert werden; diese Nachgiebigkeit wird auch von den Bürgern erwiedert. Um nichts desto minder dauerten die heftigsten Unruhen fort, bis (1737) einige Verhaftungen den offenen Kampf auf den Straßen hervorrufen; als die Demokraten in diesem siegten, schickte Zürich und Bern eine Besatzung und berieth im Vereine mit Frankreich als Vermittler eine Verfassung, die als politische Grundlage des Staates angenommen wurde (1738). Der Friede war hergestellt, aber die demokratische Partei dabei als eine mitzuzählende Macht, nicht mehr bloß als Empörung angesehen. Vierundzwanzig Jahre lang blühte Genf im Genusse der inneren Ruhe; als 1762 die Verurtheilung der Rousseau'schen Schriften (sein Emil und contract social) den Widerstand der Demokraten oder „Repräsentanten“ gegen die Regierungspartei oder „Negatifs“ (weil sie das droit négatif gegen Ansprüche der Bürgerschaft geltend machen wollten) aufregte. An der Heftigkeit der Demokraten scheiterte die Vermittlung der Verbündeten; zwar nahm Frankreich die Miene an, die Regierung thätlich zu unterstützen; allein diese war weise genug, der zweideutigen Hülfe eines so arglistigen Feindes die Versöhnung mit den einheimischen Gegnern vorzuziehen; sie macht daher (1768) den Bürgern große Zugeständnisse. Sei es nun, daß man jene Zugeständnisse wieder zurücknehmen wollte, oder daß man noch fernere Bewegungen der Demokraten fürchtete, oder — was das wahrscheinlichste ist — daß man durch Frankreichs Einflüsterungen sich hintergehen ließ (Frankreichs, welches Genfs Zerrüttung wünschte, um seine Industrie auf eigenen Boden

zu ziehen) — kurz die Regierung suchte in den Natifs oder den Beisaßen eine neue Partei gegen die Repräsentanten zu gewinnen. Aber diese entwaffnen schnell die noch in den Waffen ungeübten Natifs, und schenken denselben aus freiem Antriebe Gleichheit der Rechte. Hierin weigert sich der Rath einzuwilligen (1781), und ruft die Vermittler an; allein Frankreich handelt bei der Vermittlung so eigenmächtig, daß Zürich und Bern sich zurückziehen und die Vermittlung von 1738 nicht mehr anerkennen; dasselbe thut Frankreich. So sich selbst überlassen, unternehmen die Repräsentanten einen Gewaltstreich im April 1782; sie entwaffnen die Besatzung, wählen einen neuen Rath in ihrem Sinne, und setzen eine diktatorische Behörde unter dem Namen Sicherheitsausschusse ein. Ein französisches und sardinisches Heer zog sich um Genf zusammen, und auch Bern durfte nicht unthätig bleiben; gegen dieses dreifache Heer schien Genf anfangs zum verzweifelten Widerstande entschlossen. Aber bald entfiel den Volksführern der Muth; sie entflohen, die Stadt ergab sich, und am 2. Juli zogen die drei Heerhaufen in die Stadt ein. Eine neue Verfassung oder Reglement sollte der Regierung wieder Kraft geben; unter dem Schutze der fremden Besatzungen trat sie in's Leben ein; die neue Regierung suchte durch einen milden und weisen Gebrauch ihres Sieges die tiefen Wunden des Staates zu heilen. Aber die besiegte Partei konnte ihren Groll nicht vergessen, und unerträglich schien eine durch fremde Gewalt aufgedrungene Obrigkeit; sehr viele hatten die Stadt verlassen. Im ersten Jahre der französischen Revolution (1789) gab die Erhöhung des Brotpreises die Losung zur Empörung; die Besatzung unterlag feig; um Anarchie zu verhüten, griffen die Wohldenkenden von beiden Parteien zu den Waffen, und die Veränderung der Verfassung von 1782 versöhnte Repräsentanten und Negatifs. Aber schon zeigte sich ein neuer drohender Feind: die von Frankreich bearbeitete Partei der Beisaßen und Landleute, und zugleich Frankreichs unzweideutige Absichten auf Genfs Einverleibung. Als die Besatzung der Bundesgenossen auf Frankreichs Forderung sich zurückgezogen hatte, bemächtigte sich (1792) die revolutionäre Partei des Zeughauses, die bisherigen Behörden wurden mit andern ganz nach französischem Zuschnitte vertauscht, und mit der Nachäffung der französischen

Revolution ein lächerliches Puppenspiel getrieben. In demselben Jahre, wo die lange bearbeitete neue Constitution angenommen worden (1794), enthüllte sich das furchtbare Walten einer auch in Genf sich bildenden Schreckensherrschaft. In der Nacht nahmen die Terroristen das Zeughaus, besetzten die Posten, um nun alles zu vernichten, was ihnen entgegen sein konnte. Sechshundert der angesehensten und gebildetsten Bürger warf man als „Aristokraten“ ins Gefängniß, acht von ihnen mußte die Revolutionsregierung, von einer Pöbelrotte geschreckt, erschießen lassen; und bis in's folgende Jahr (1795) erschöpften sich die Greuel der Anarchie in dem unglücklichen Genf; Männer von beiden Parteien wurden ihre Opfer. Nach allgemeiner Ermattung vereinigte man sich (1796) für eine demokratische Verfassung, deren kurze Schein-Existenz nur der Verschlingung in den Abgrund des benachbarteu Frankreichs vorausging (1798). So ist ein Staat untergegangen, der im sechszehnten und achtzehnten Jahrhunderte für die religiöse und geistige Bildung eine erstaunliche Bedeutung gewonnen hatte; er gieng unter zum Zeichen, daß alles noch so glänzende und geistige Leben und aller Flor einer erfindsamen Industrie keinen Staat zu retten vermögen, dessen Glaube und Sitten entnervt sind.

In denjenigen Kantonen, welche wir Familien-Aristokratien oder Patriziate nannten, haben wir einige Bewegungen zu berühren, die in ihrem Ursprunge sehr verschieden waren. Zu Luzern entsprang die Erschütterung aus einem tiefen Verderbnisse im Patrizate selbst; zu Freyburg aus einer demokratischen Bestrebung des Landvolkes und der Bürger, zu Bern aus dem Mißvergnügen eines kleinen Theils der Bürger.

Der Haß zweier Familien, der Meyer und Schuhmacher, brachte die Gebrechen zum Vorschein, die den sittlichen Boden des Luzerner-Patriziates unterhöhlten. Wegen bedeutender Veruntreuung traf den Seckelmeister von Schuhmacher (1762) die Verbannung; zwei Jahre später starb sein Sohn als Hochverräther durch den Scharfrichter. Zu ihrer wohlverdienten Bestrafung hatte Valentin von Meyer, ein ehrenwerther aber heftiger Mann, am thätigsten mitgewirkt, dessen Vater Leodegar Meyer wegen Untreue auf Schuhmachers Betrieb entsetzt und

verbannt worden war. Die Familie der Schuhmacher sann auf Rache gegen Valentin Meyer, und benutzte hiezu den Fanatismus der Priester und Mönche, indem sie den Meyer für den Verfasser einiger Flugschriften ausgab, welche die Abschaffung der Klöster besprachen. Sobald die rachelustige Partei die Stimmung des fanatisirten Volkes für sich hatte, fuhr sie mit dem rohesten Uebermuthe gegen Meyer (1769) heraus; krank wurde er in die Stadt geholt und 43 Tage lang in seinem Hause bewacht, bis er zum ersten Male verhört wurde; und 103 Tage verstrichen wieder bis zum zweiten Verhöre. So genau man auch sein Verfahren im Schuhmacherschen Prozesse untersuchte: es konnte ihm nichts als ein den Verbrechern freilich unbequemer Eifer vorgeworfen werden. Nur Männer wie Schultheiß Keller retteten noch einigermaßen das Gewissen einer so versunkenen Regierung. Meyers Anerbieten zu fünfzehnjähriger Verbannung wurde angenommen, doch blieb ihm seine Stelle. Wirklich nannte der Rath seinen über diesen Handel gefaßten Beschluß eine Pacifikation, als ob eine Regierung ein großes damit geleistet hätte, wenn sie den Krieg zweier Parteien in ihrer Mitte nothdürftig beilegte. — Erschütterungen der Art wären für eine gesunde Obrigkeit eine ernste Weckstimme zum Bessern geworden; bei der Luzernischen wurden sie das Mittel zu einem noch schamloseren Verfalle; in ihrem furchtbaren Gewichte erkennt der Mensch hier die unumstößliche Wahrheit, in welche Abgründe des sittlichen Elendes und Verderbens Einzelne wie Staaten versinken können, wenn sie einmal angefangen haben, ihr Auge gegen den im Menschenleben vielfach aufgehobenen Finger Gottes zu verschließen. Man fand nämlich: alles bisherige Uebel komme von „Ueberschreitung der in einer aristokratischen Regierung erforderlichen Moderation her, da einige Familien nach dem strengsten Rechte mitgenommen worden“, was für das Ansehen der Obrigkeit schädlich sei. Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden eine Reihe von Verordnungen festgesetzt, die ganz dazu geeignet waren, ein Schild der Schlechten und Treulosen und eine Fessel der Rechtlichen zu werden. So, um nur ein Beispiel anzuführen, hatte man die Schamlosigkeit zu beschließen: ein Beamter soll für Verstöße

(d. h. für Veruntreuungen) zwar zum Ersatze angehalten, sonst aber keineswegs bestraft werden. Krasser als zu Luzern ist meines Wissens niemals von einer Regierung der Grundsatz zum Gesetze gemacht worden: daß sie auch bei der größten inneren Fäulniß sich erhalten könne, sobald nur ein täuschender Firniß von Gesundheit im Aeußeren vor den Augen der Welt könne erheuchelt werden. Weil man die innere Sündhaftigkeit nicht ausrotten wollte, dachte man sie durch äußere Ungestraftheit zu bedecken. Doch wenn irgendwo, so ist hier die Nemesis nicht ausgeblieben! —

Dreißigste Vorlesung.

Von zwei Seiten erfuhr das Patriziat in Freyburg Angriffe, zuerst von den Unterthanen der Landschaft, dann von den Unzufriedenen im Adel und in der Bürgerschaft. Das Organ der unzufriedenen, durch Verheißungen, Täuschungen, ja theilweise durch positive Lügen (z. B. die katholische Religion sei gefährdet) bearbeiteten Landschaft war Peter Niklaus Chenaux von la Tour. Schon bereitete man sich zu der gewaltsamen Maßregel vor, sich der Stadt rasch zu bemächtigen, einen neuen Rath einzusetzen und die Rechte der Landschaft wieder — wie man sich ausdrückte — herzustellen; auf Mitwirkung mancher Städter glaubte man zählen zu dürfen. Kaum setzten sich die Schaaren der empörten Landschaft in Bewegung (2. Mai 1781), so rief die Regierung Berns Hülfe an, die nicht lange ausblieb. Bald standen 800 Berner in der bedrohten Stadt, hinreichend um jede Bewegung mißvergnügter Bürger einzuschüchtern, und mit leichter Mühe die Haufen der Bauern vor der Stadt zu zerstreuen (4. Mai); auf der Flucht in der Nacht starb das Haupt der Empörung, Chenaux, durch die Hand eines bisherigen Anhängers. Sein Leichnam wurde geviertheilt; aber das Volk, das an ihm den politischen Märtyrer sah, wallfahrte schaarenweise und betend zu seinem Grabe. Als diese Bewegung niedergeschlagen war, machte die Bürgerschaft, welche gegen das Landvolk die Waffen ergriffen hatte, Ansprüche an größere politische Berechtigung; man beschuldigte das Patriziat, manche Freiheiten der Stadt allmälig in Vergessenheit gebracht zu haben, und wünschte eine urkundliche Untersuchung in den Archiven. Dies fand keinen Anklang; als aber die Unzufriedenen durch Aufwiegelung der Landschaft sich zu decken suchten, rief die Regierung die Vermittlung von Bern, Luzern und Solothurn an; und vereinigte Strenge mit

Nachgiebigkeit; über die Wortführer der Bürgerschaft verhängte man die Verbannung; die zurückgesetzten adelichen Familien gewann man durch die Zusicherung der Aufnahme ins Patriziat, wenn sie in der Heimath von ihren Titeln keinen Gebrauch machen und keine höheren Ansprüche daraus herleiten wollten. Sechszehn Familien erhielten das sogenannte „heimliche Bürgerrecht“, d. h. sie wurden in den Rang der regierungsfähigen Familien erhoben; auch sollten — hieß es — aussterbende Geschlechter immer mit neuen ersetzt werden *).

Wie die Regierung von Freyburg so war auch das Patriziat in Bern im vorigen Jahrhunderte von zwei Gegnern bedroht; von der Stadt-Bürgerschaft und von den Unterthanen; allein bei den letzteren war es nur ein einzelner Mann, nicht wie in Freyburg ein großer Theil der Landschaft, welcher die Fahne der Empörung schwang. Dieser Mann erregt in moralischer und religiöser Beziehung unser höchstes Interesse, und zwar in ungleich höherem Grade als das politische Unternehmen, dessen unglücklicher Urheber er war. Daniel Abraham Davel **) war 1669 zu Kully in der Waat geboren, der Sohn eines Landpredigers; zuerst nahm er auswärtige Militärdienste, focht dann im Toggenburger-Kriege 1712 mit solcher Auszeichnung, daß er ein Jahrgehalt und die Stelle eines Majors bei der waatländischen Miliz erhielt. Einsam und unverheirathet lebte er auf seinem heimischen Gute in einer Zurückgezogenheit, die nur zu sehr in seinem religiösen, ja noch öfter melancholischen Gemüthe eine excentrische Richtung und eine enthusiastisch überspannte Lebensbetrachtung befördern mußte. Sein Wandel war musterhaft rein, sein Herz ungeheuchelt fromm; daher der Anblick der sittlichen Rohheit seines Volkes ihn tief erschütterte; kamen nun hiezu noch einzelne Wahrnehmungen über die Verweltlichung der Geistlichen und die Gewissenlosigkeit einiger Beamten: so war dies hinreichend, in ihm, der ohnehin zum Schwermuthe geneigt war, die Ueberzeugung zu begründen: sein Volk müsse durch ein großes Ereigniß aus seiner sittlichen Versunkenheit erweckt werden. Dies war der erste

---

*) Meyer II. S. 419.

**) Man vergleiche über ihn unter andern, „L. Meisters helvetische Scenen der neuern Schwärmerei.“

Schritt, gleichsam das religiöse Fundament seines Unternehmens; allein der zweite führte schon auf einen Irrweg und ins Verderben; dieses wurzelte in dem — man weiß nicht wie? — in ihm entstandenen Gedanken, die Waat von Bern loszureißen und in einen neuen Canton zu verwandeln, wodurch er die nöthige Reformation zu erreichen hoffte. Eng schloß sich an diesen zweiten der dritte Schritt in der Vorstellung: er selbst sei von Gott dazu berufen, dieses politische Wagniß zu unternehmen. Daß ihn nicht Eitelkeit dabei leitete, verbürgen uns sein Leben und sein Ende; auch suchte er durch Fasten und Gebet sich zu versichern, ob ihn eine leere Einbildung beherrsche: und er fühlte sich hiedurch nur in seinem Entschlusse bestärkt. Wie erklären wir uns nun — frage ich — auf einem christlichen Standpunkte dieses anscheinende Räthsel; ein religiöser Mann von dem reinsten Willen schickt sich zu einem politischen Verbrechen an; er prüft sein Vorhaben im Gebete, und findet im Gebete Befestigung — und so muß er rettungslos untergehen? Für den, welcher mit einigen Schlagworten von Schwärmerei und Ueberspannung nicht alles zu erklären meint, giebt es nur Eine Antwort. Davel hat als Christ gehandelt, wenn er das moralische Elend seines Volkes mit blutendem Herzen ansah, als Christ, wenn er helfen wollte; als Christ, wenn er in Nüchternheit und Gebet sich prüfte. Aber in Einem Stücke hat er diesen Pfad des Christen verlassen; und aus diesem Einen ist der ganze Zusammenhang seiner Verirrung erklärbar. Auf dem Wege subjektiver, innerer Eingebung hat Davel den Willen Gottes vernehmen wollen, statt ihn da zu suchen, wo er für jeden vernehmlich genug spricht: in dem geoffenbarten Wort, dort hätte er sehen müssen, daß jegliche Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit ein fluchwürdiges Widerstreben gegen göttliche Ordnung ist; und er hätte zurückschaudern müssen vor dem Plane, ein Volk wie das seinige zum Aufruhre zu verführen. Und in der That klarer und erschütternder als in der Geschichte dieses unglücklichen Mannes ist mir nie die Wahrheit entgegengetreten: daß auch der ernsteste und reinste Wille nur dann vor den gefährlichsten Abwegen und Selbsttäuschungen sicher ist, wenn er sich vor dem Lichte geoffenbarter Erkenntniß beugt. So kann auch die Geschichte zu der tieferen Begründung der apostoli-

schen Versicherung führen: „Wir haben ein festes, prophetisches Wort; und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht an einem dunkeln Orte!“

Aus den Milizen seines Bezirks wählte Davel 562 Männer aus, und führte sie am 31. März 1723 nach Lausanne, ohne ihnen seine Absicht anzugeben; nur dem versammelten Magistrate von Lausanne enthüllte er unverholen seinen Plan. Der Rath, in seiner Treue unerschüttert, giebt sich den Anschein, auf seine Anträge einzugehen; unter dem Vorwande der Bedenkzeit weiß er den Davel so lange hinzuhalten, bis er zahlreiche Miliz zusammengezogen und alles nach Bern berichtet hatte, wo man eben mit der „Regierungsbesatzung“ (den neuen Wahlen) beschäftigt war. Dann erst wurde Davel auf das Schloß gefangen gesetzt, und seinen erstaunten Truppen der Anschlag ihres Majors angezeigt. Im Gefängnisse und beim Verhöre blieb sich Davel völlig gleich; standhaft beharrte er darauf, daß er von dem göttlichen Geiste zu seinem Vorhaben sei angetrieben worden; zum Beweise, daß er seine That als ein Werk Gottes ansah, konnte er anführen, daß er seine Soldaten weder Pulver noch Blei mitnehmen ließ; weil er glaubte, es werde kein Tropfen Blutes fließen: „Ich wollte — bemerkte er — nichts an dem Plane ändern, den mir Gott eingab. In der ganzen Unternehmung entdeckte ich nur sehr heilsame Folgen für die Regierung und die Unterthanen.“ Einen besondern Eindruck schienen auf seine Ueberzeugung die Mißbräuche eines ehmaligen Landvogts gemacht zu haben, der mit Aemtern Handel getrieben; denn darüber sprach er mit Eifer im Verhöre: „Ich sah voraus (sagte er unter anderem), daß wenn mich auch die That zur Blutbühne führen sollte, immer mein Tod dem Vaterlande nützlich sein werde. Und was größeres konnte ich wünschen? Der höchste Zweck, den ich mir vorsetzte, war kein anderer, als für meine Brüder ein Opfer zu werden.“ Bei den Schmerzen der Folter rief er: „das ist unerhört schmerzhaft!“ und setzte dann liebevoll hinzu: „Aber ich bin versichert, daß ihr (meine Richter) dabei so viel leidet als ich.“ Weitere Anwendung der Tortur untersagte der Rath von Bern. Das Todesurtheil wurde von dem alten Blutgerichte der Rue de Bourg zu Lausanne ausgesprochen; Davel hörte es mit Gelassenheit an: „Mein Schicksal — äußerte er gegen einen Ma-

gistraten — ist glücklich, und ich genieße ganz den süßen Frieden der Seele.“ — „Ich betrachte (sagte er ein anderes Mal) meinen Ausgang aus einem doppelten Gesichtspunkte: als Prüfung meines Glaubens und meiner Standhaftigkeit und als wohlverdiente Züchtigung meiner Sünden.“ — — Auf dem Schaffote ermahnte er das Volk mit tiefer Bewegung zu einem ernsteren Leben; warnte vor der herrschenden bodenlosen Prozeßsucht; wies eindringend auf die Irreligiosität der Menge, auf den fleischlichen Sinn vieler Geistlichen, auf die unrechte Verwendung des Kirchengutes hin. „Ich zweifle nicht — fuhr er fort — mein Tod wird von den besten Folgen sein. Man wird die Mißbräuche abzuschaffen bemüht sein. Wie ist mir alsdann dieser Tag ein Freudentag, der herrlichste in meinem ganzen Leben. — — Ganz überströmt meine Seele der göttliche Beistand, der mich auch in dem letzten Augenblicke unterstützt, nachdem er mich mein ganzes Leben durch nie verlassen hatte.“ — Vortrefflich ist das, was der Prediger in seiner Anrede an's Volk in einer gewiß schwierigen Stellung noch hinzufügte. „Es ist ein Weg (fieng er an), welcher dem Menschen recht zu sein bedünkt, und dessen Ausgang der Tod ist. — — Der Plan dieses Mannes schien ihm vortrefflich und von der Weisheit selbst eingegeben. Es war die Freiheit der Bürger; es war das süße Vergnügen, sie von dem Joche der Abhängigkeit zu befreien; es war die Eroberung gewisser Freiheiten und Vorrechte, welche mit dem Glücke der Gesellschaft und eines jeden ihrer Glieder so enge verbunden sind. — — Aber seine Wege sind Wege des Todes. — — Es soll mich aber niemand verurtheilen, wenn ich von der Gnade Gottes hoffe, daß er ihm diese Sünde, die er aus Unwissenheit, nach den Trieben eines irrenden Gewissens begangen hat, verzeihen werde.“ — Nochmals ermahnte Davel die Zuhörer, diese Worte wohl zu beherzigen, und starb dann wie ein Mann, dessen Herz über dem Leben steht. Es war in ihm, das ist unverkennbar, eine Heldenseele, die, unter andern Umständen und von heller Einsicht geleitet, Großes hätte vollbringen können.

Einen ganz andern Charakter trägt dasjenige politische Ereigniß in Bern an sich, das wir unter dem Namen Henzische Verschwörung oder „Burgerlärm“ kennen. Um diese in ihrem wahren Lichte zu verstehen, muß man sich — wie leicht einzu-

seben ist — vornehmlich vor dem Irrthum oder der Leidenschaft hüten, jetzige Zustände und Parteiungen unbedingt auf die damaligen zu übertragen; das hieße nicht nur die Zeit, sondern überhaupt den Geist der Geschichte verkennen, deren Zweck nicht ein aufregend reizender, sondern ein im höheren Sinne versöhnender, d. h. über die enge, persönliche Gereiztheit erhebender sein soll! — Bei einer möglichst sorgfältigen Durchsicht der wichtigern hieher gehörigen Aktenstücke konnte ich mich leicht überzeugen, wie auch hier durch mehr oder minder willkürliche Darstellungen die öffentliche Meinung irre geführt oder verschroben wurde. Man hat als die blutige Unterdrückung einer gerechten, demokratischen Bestrebung dargestellt, was doch, näher besehen, ganz etwas anderes war.

Als die Republik Bern noch auf eine Stadtgemeinde beschränkt war, so ergab sich für so einfache Verhältnisse leicht eine mehr demokratische Form, die aber eine faktische Aristokratie so wenig oder noch weniger ausschloß als in den demokratisch gebliebenen Städten, wie Zürich, Schaffhausen u. a., wo immer eine Anzahl angesehener Familien einen patrizischen Ansatz bildeten. Die entschiedenste Anlage zu einer Aristokratie trug Berns Verfassung von Anfang an durch den Umstand in sich, daß die Wahlen nicht in den Händen der Zünfte, sondern eigener Behörden lagen; ein Rath, der sich selbst ergänzt, muß aber allezeit zuletzt zu einem Patriziate führen. Auch war dies in einem engen und bemerkenswerthen Zusammenhange mit der Ausdehnung des Gebietes; denn je größer der Umfang des Gebietes, desto weniger war eine rein demokratische Stadtgemeinde zur würdigen, kräftigen und wohlthätigen Lenkung desselben geeignet. In diesem Falle war die Ausbildung des aristokratischen Prinzips eine politische Nothwendigkeit. „Die Staatsverfassung von Bern — sagt Johann von Müller — gestaltete sich still und in dem Maße als die Bedürfnisse des Staates eine Veränderung zu fordern schienen. — Der Unterschied der Regierungen kömmt vom Unterschiede dessen, was sie zu fürchten haben. — — Der Senat von Bern hatte die Verführer seines Volks zu fürchten, darum ist er der Vater seines Volkes geworden.“ — Für das nun einmal gebildete Patriziat lagen zwei Klippen in der Natur der Sache: die gegenseitige Eifersucht der ins Patriziat aufgenommenen Ge-

schlechter und die Eifersucht der ausgeschlossenen. Unter den patrizischen Geschlechtern selbst war nämlich der Unterschied, daß die einen von altem Adel herstammten, während andere nur zur Regierung gelangte Altbürger waren, wie ja überhaupt jedes Patriziat aus Altbürgern erwachsen ist. Unter diesen adelichen und bürgerlichen Patriziern konnten leicht Spannungen entstehen, wenn die einen Vorrechte geltend machten, welche die andern nicht anerkannten. Es standen dann zwei Wege offen: man stellte entweder, wie in Freyburg seit 1782 die adelichen den bürgerlichen Patriziern ganz gleich, oder man erlaubte auch den bürgerlichen den adelichen Titel; diesen letztern Ausweg schlug man zu Bern ein. Gegen die andre oben bezeichnete Gefahr des Patriziates: die Eifersucht der nicht bevorzugten Geschlechter lag das beste Mittel in einer Maßregel, die von einer Aristokratie selten ungestraft versäumt wird: darin nämlich, daß man Männer von geistigem Gewichte oder von bedeutenden ökonomischen Mitteln durch Einverleibung gewinnt *). Dadurch wird eine wohlthätige stete Erfrischung des alten Stammes möglich gemacht, und dadurch der größten Gefahr einer Aristokratie vorgebeugt, der nämlich, daß sich ihr gegenüber eine Aristokratie des Geistes oder der Sittlichkeit oder des Geldes bilde. In Bern war im Laufe der Zeit die Zahl der regierungsfähigen Geschlechter außerordentlich herabgesunken, so daß viele Besonnene die Gefahr einer Oligarchie nahe sahen; eine besonnene Ersetzung der ausgestorbenen Geschlechter wäre darum um die Mitte des Jahrhunderts ein Staatsbedürfniß gewesen. Allein zu Neuerungen, die einer noch nicht eingetretenen Gefahr zuvorkommen sollen, ist eine aristokratische Regierung vermöge ihres natürlichen Schwerge-

---

*) Mit Freuden fand ich seither, daß sich auch bei Niebuhr I. 651 ein bestätigendes Wort hiefür findet: „Die edelsten und heilsamsten Formen und Einrichtungen, welche bürgerliche und moralische Gesellschaften von Geschlecht auf Geschlecht fortvererben, zeigen sich nach verflossenen Jahrhunderten mangelhaft. Waren sie auch, als sie sich bildeten, immer so angemessen, so müßte die Lebenskraft der Staaten und Kirchen instinktmäßig wirken: und stetes Aneignen für das Bedürfniß offenbaren, wenn solche Angemessenheit sich erhalten sollte.“

wichtes begreiflicher Weise in gewöhnlichen Zeiten schwer zu bewegen. Darum bedurfte es ernster Erfahrungen, bis die Regierung zu der bezeichneten Maßregel schritt, über deren Nothwendigkeit auch bei den entschiedensten Freunden der Aristokratie Berns nur eine Stimme war *). — Unter einer Menge von Denkschriften, welche damals der Regierung eingegeben oder unter den Unzufriedenen herumgeboten wurde, ragen vorzüglich die Gedanken hervor, die (wie man versichert) Albrecht von Haller 1735 nur für sich niedergeschrieben: „Was wird wohl (heißt es dort) unsers Staates Schicksal sein? — Er neiget sich zur Oligarchie; vor Alters war er der Demokratie am nächsten, stufenweise hat er sich davon entfernt, und wird sich ferner dem entgegengesetzten Ende nähern. — Vor 1500 waren zu 267 Standesstellen 202 Geschlechter, und die 8 größten mochten etwa 30 Plätze ausmachen. Jetzt sind zu 299 Standesstellen noch 74 Geschlechter, und von diesen füllen die 8 großen allein 101 Plätze. — — Die besten Menschen werden bei der Obermacht ihrer selbsten vergessen, und mangelt **) was göttliches, um uns zu erhalten, wenn niemand wehret. Also wird unser Staat eine Oligarchie werden, und dieses Uebel wird freien Bürgern fast unerträglicher sein als eine auswärtige Unterwerfung. — Nicht die kleinen Geschlechter, nicht die gemeinen; nein, die Republik selbst flehet um Hülfe an, und bittet um Mittel ihrem anfangenden Ruine vorzubiegen. — Man kann durch ein unzerbrüchliches Gesetz die Zahl der nothwendigen, mitregierenden Geschlechter festsetzen. — Soll denn der Verstand und dte Fähigkeit bei kleinen Geschlechtern unbrauchbar sein? Ja, er wird es werden, wenn die Anzahl derselben immer weniger und die Macht der Großen zu ihrer Ausschließung immer größer wird. — Vereiniget Euch also gnädige Herren, tretet zu der Partei des Vaterlandes, und genießet der unschätzbaren Ehre, Eueres Regiments Grund-

---

*) So sagt von Gagern (Resultate der Sittengeschichte): „Doch seht auch die frühern Warnungen, die Minderung ihrer regimentsfähigen Familien, und wie schwer sie sich zur Ergänzung entschlossen. So sehr ist diese Eifersucht auch den Klügsten eigen.“ —

**) Er will sagen: „es ist erforderlich.“

feste unbeweglich und Euerer Nachkömmlinge Glück versichert zu halten.“

Schon zu wiederholten Malen, besonders wenn neue Rathsbesetzungen vorgenommen worden, eröffneten die unzufriedenen Bürger ihre Klagen und Vorschläge in dem Rathe eingereichten Memorialen, deren Ausdrücke die Regierung gewöhnlich beleidigend fand, und die Urheber zur Verbannung verurtheilte. Gewöhnlich aber wurde die Strafe bald gemildert oder zurückgenommen, und manche von den Mißvergnügten durch einträgliche Stellen begütiget. Zu den Verbannten des Jahres 1743 gehörte Samuel Henzi, ein Mann von einiger Bildung und hellem Verstande, aber ohne den innern Haltpunkt einer edeln Gesinnung, von unruhigem wankelmüthigem Charakter. Eine Stelle bei der Salzkammer verschaffte ihm ein beträchtliches Vermögen, das er aber als Hauptmann einer Compagnie im Dienste des Herzogs von Modena durchbrachte. In der Zerrüttung seiner häuslichen Lage erzeugte sich bei einem Manne von seinem Charakter von selbst die Neigung zu den gewagtesten Unternehmungen, wobei er nur zu gewinnen hoffen konnte; diese Stimmung steigerte sich, als er nach Abkürzung seiner Verbannung die Stelle eines Bibliothekars nicht erhalten konnte. Sein Entschluß zum gewaltsamen Umsturze der Regierung und Regierungsform war gefaßt. Sein Vertrauter und erster Mitverschworner war der Stadtlieutenant Fueter; ihr Plan war, mit gewaffneter Hand des Rathhauses, Zeughauses und der Thore sich zu bemächtigen, den alten Rath zu entsetzen und einen neuen aus der Mitte der Bürgerschaft zu wählen; wer sich widersetzte, sollte niedergemacht werden; den verhaßtesten Rathsgliedern war der Tod zugedacht, ihr Vermögen betrachtete man als gute Beute. Auch dachte man daran: der Rath sollte in die Bibliothek oder in den Conzertsaal eingesperrt, Kanonen davor aufgepflanzt und Pulver unter das Gebäude gelegt werden, damit man beim Versuche einer Rettung des Rathes denselben sogleich in die Luft sprengen könne. An diesem letzteren Gedanken hatte auch schon der Kaufmann Gabriel Fueter Antheil, an ihn schloß sich bald Beat Ludwig Lerber an, dessen Vater Landvogt zu Thorberg gewesen; er, der Sohn, hatte durch Leichtsinn und Liederlichkeit sein Vermögen durchgebracht, und sah nun mit Neid und Haß andre Glieder seiner Familie

ihm vorgezogen. Der Lieutenant Fueter zog zur gleichen Zeit zwei Gerber in die Verschwörung: einen Knecht und einen Kuhn; der letztere war ein Mann, der durch die leidenschaftlichste und roheste Gesinnung geleitet wurde. — Zu den Genannten trat der Kaufmann Niklaus Wernier, der sich durch Ausschweifung und Verschwendung in Schulden gestürzt und sich mit diesem Wagniß ökonomisch retten und heben wollte. Für eine gerechte Beurtheilung des ganzen Ereignisses kommt alles darauf an, daß man diesen Kern der Verschwörung von den später Hinzugekommenen unterscheide, die meist nur als Mittel benutzt wurden. Allen, die zu dem eigentlichen Stamme der Verschwörung gehörten, war es darum zu thun, sich selbst vor ökonomischem Untergange zu retten, oder ihren Haß und ihre Rache zu befriedigen. In den Herzen der meisten war der Plan mit blutigen Zügen eingeschrieben; sei es nun, daß sie bloß alle Widersetzlichen niederhauen, oder je die Verhaßtesten und Reichsten in ihren Häusern ermorden, oder den ganzen Rath vernichten wollten — der Ausgang wäre immer derselbe gewesen. Jede von den genannten Absichten wurde in der That von dem Einen oder dem andern ausgesprochen: „Man solle allen Rathsgliedern die Köpfe vor die Füße legen“ meinte einer; ein andrer: „Man sollte die Verhaßtesten in's Kronengäßchen führen und dort kaputiren“; Wernier hatte in seinem Regierungs-Calender die Namen derjenigen bezeichnet, die man hinrichten und die, welche man absetzen oder verbannen müßte. Mit verdächtigen Zeichen wahrscheinlich zu einem ähnlichen Zwecke waren auch die meisten Hausthüren versehen. Andere hatten wiederholt vorgeschlagen: mit Brandstiftung zu beginnen, und die Verwirrung zu ihrem Unternehmen zu benutzen. Wahr ist es, daß in all diesen Vorschlägen noch kein zusammenhängender, durchdachter Plan wahrzunehmen ist; aber sehr irrig würde man daraus schließen, daß es eben darum gar nicht zu solchen Gewaltthaten gekommen wäre; zumal die Mehrzahl der Theilnehmer gemäßigter gesinnt war. Wer die Natur solcher Erschütterungen kennt, der weiß, daß, sobald der erste Damm einmal durchbrochen ist, dann die Stimmen der Mäßigung spurlos verhallen, und das Verbrechen mit beflügelten Schritten seine befleckte Bahn durchstürmt, und bis an's Ende verfolgt. Es ist daher mit hoher Wahrscheinlichkeit

zu vermuthen, daß jene ersten Verschwörer gewiß die Verwegensten aus dem Pöbel zum Raub und Mord mit sich fortgerissen hätten; während die gemäßigten, nur für politische Rechte eifrigen Bürger schwerlich Energie und Geistesgegenwart genug besessen hätten, um mit Gewalt den entfesselten Frevel zurückzuhalten. —

Bald kamen die Verschwornen durch den Zurücktritt eines schon Geworbenen zu der Einsicht, daß wenige Muth oder Frevelsinn genug hätten, um sich für jenen Plan in seiner ursprünglichen, blutigen Form zu entschließen. Darum beschlossen sie, die Mehrzahl nicht in das Geheimniß einzuweihen, sondern bloß als Mittel zu gebrauchen, und ihnen nur von „bürgerlicher Liebe und Einigkeit“ und von „getreuem Aufsehen auf die bürgerlichen Rechte“ zu sprechen. Der im Berner-Spitale verwahrte Genfer-Demokrat Micheli du Crest hatte mit einigen der Verschwornen, besonders mit Henzi, in persönlicher Berührung gestanden; seine Meinung war: weil die Bürgerschaft so klein sei, so könne nur ein Handstreich zum Ziele führen; sonst aber warnte er zur Vorsicht. — Ueber den Mangel an Entschlossenheit bei den meisten unzufriedenen Bürgern schienen Henzi und der Lieutenant Fueter sehr niedergeschlagen; Fueter äußerte sich: „es sei mit den Bürgern nichts anzufangen; man müsse mit den Bauern anbinden.“ Auch machte er wirklich einen Versuch, um auf die ihm untergebene Stadtwache, die meist aus Landleuten bestand, einzuwirken. Henzi dagegen scheint an der ganzen Sache verzweifelt zu haben, weil er ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach Paris umgieng. — Sie hielten verschiedene Versammlungen in der Nacht; zuerst im Hause des Fabrikanten Küpfer im Sulgenbache, der sich durch Betriebsamkeit in eine glückliche Lage versetzt hatte, dann aber durch Eitelkeit und Ehrgeiz sich für die Verschwörung gewinnen ließ. Eine zweite Versammlung fand bei Wernier statt; aber noch immer kam es zu keinem allgemeinen Beschlusse; diesen schob man auf eine dritte Generalversammlung auf, die aber nicht zu Stande kam. Bei den Zusammenkünften wurden Denkschriften und alte Urkunden vorgelesen, Berathungen gepflogen; und mit doppeltem Eide gelobte man sich Verschwiegenheit und Treue, Rache dem Verräther. Das eine der bei diesem Anlaße entstandenen Memoriale zeigt die Mittel, womit

die Gemüther der Gegner erhitzt oder erbittert wurden *): viele Behauptungen desselben sind entweder ganz schief oder geradezu lügenhaft; manche Beschuldigungen sind so lächerlich oder so beschränkt, daß sie ganz auf die Kläger zurückfallen; „Etwelche schlaue Köpfe unter unsern Staatskünstlern — heißt es darin — haben folgende Macchiavellische Grundsätze festgesetzt:

„1. Die Regierung in einigen Familien zu befestigen, die übrigen aber für ein- und allemal auszuschließen."

„2. Alle Ueberbleibsel und Fußstapfen der landesherrlichen Gemeinde Bern auszutilgen, damit man endlich dem Stande, anstatt der Stadt Bern könne huldigen machen."

„3. Die regierenden Geschlechter in großen Privatreichthum, die übrige Bürgerschaft aber in die äußerste Armuth zu bringen; damit den einen der Muth, das Joch aufzulegen, gegeben, den andern das Herz, solches abzulehnen, genommen werde."

„4. Dem geistlichen Stande alles Ansehen und alle Gewalt zu nehmen, und die Prediger in gänzlicher Abhängigkeit zu halten."

„5. Viele Posten (Aemter), welche Brod aber kein Kapital abwerfen, außer der Burger-Stuben zu errichten, damit man dem Bürger das Maul stopfen, und sich Creaturen zum Spioniren machen könne."

„6. Zwischen Bürgern und Bürgern, zwischen Bürgern und Bauern, zwischen deutschen und welschen Landen stete Uneinigkeit zu pflanzen."

„7. Mit bewaffneten Söldnern und Wächtern Stadt und Land nach und nach anzufüllen, damit man endlich eine Zahl regulirter Truppen an der Hand habe, Bürger und Bauern zu entwaffnen."

„8. Und endlich diese despotische Regimentsform bei allen verbündeten Orten und Städten in so weit möglich einzuführen." —

Mag man immerhin zugeben, daß vielleicht einzelne übermüthige Patrizier ähnliche Gedanken zuweilen ausgesprochen: so liegt darin doch nicht der mindeste Vorwurf gegen eine Regierung, deren Verwaltung so mild, gerecht und weise war,

---

*) Abgedruckt in der Helvetia 1823.

wie vielleicht noch nie eine Republik geherrscht hat. Daß dieser Geist edler Mäßigung die Regierung und ihre Beamten beseelte: dafür zeugte am sprechendsten das Glück des blühenden Landes und die ungetheilte Liebe des Volkes zu einer väterlichen Obrigkeit. Niemals, und am wenigsten bei der damaligen sittlichen Destruktion unter den obern Ständen, wird es auch die untadelichste Regierung verhindern können, daß einzelne ihrer Glieder, einem Gott verlassenen, inneren Verfalle preisgegeben, auch für die Gott verlassendsten Bestrebungen bereit wären. Aber die Frage ist nur, ob das Ganze ihrer Regierung, ob ihr Geist und Nerv von diesem Gifte affizirt oder gar durchdrungen worden; daß von dieser Anklage Berns Senat entschieden frei zu sprechen sei: darüber haben die Geschichte und ihre gewichtigsten Stimmführer die Akten geschlossen.

Mit dem bittersten Hohne ist in dem schon besprochenen Memoriale davon die Rede, daß viele patrizische Familien von Männern abstammen, die Handwerke und Gewerbe trieben; als ob eine solche Abstammung für die Nachkommen etwas befleckendes haben müßte: „Wenn die Todten (heißt es) ihre Häupter aus dem Grab empor heben, und die Geschäfte und Gestalt unsers heutigen Berns ansehen könnten, Himmel! was würden die zwei berühmten Pannerherren, Tillmann und Brügger, dazu sagen, wenn sie den gewesenen Zinstagschreiber, Isak Steiger, auf dem Berner-Thron, und wie ein Landesfürst die Standes-Benefizien seinen Nepoten und Klienten nach Belieben zuwenden sähen? Was würde ein Ritter Stüßy gedenken, wenn er seinen Vater eine Wachtmeister-Stelle in der Stadtwache, des Bruchschneider Lentulus und des Stadtknechts Imhoof Nachkömmlinge aber, den einen das Venner-Amt, den andern eine Rathsstelle bekleiden sähe? Was würde der biderbe Wallo von Greyers sagen, wenn er seinen Anverwandten im Hutladen der vorüberspazierenden Nachkommenschaft Hans Frisching's des Schusters, Adam Willading's des Metzgers, Peter Stürler's des Gerbers, Uli Sinner's des Kleinmetzgers, Simeon Wurstemberger's des Färbers, Stephan Mülinen's des Glasmalers und Niklaus Manuels des Flachmalers so tief ausgeholte Bücklinge schneiden, diese aber, ohne den Hut zu lüpfen, vorbei marschiren sähe? Zweifelsohne würden uns diese tapfern Eidgenossen unsre Fahrlässigkeit vorwerfen, daß wir uns von

solchen Leuten das Joch haben lassen auf den Hals legen!“ — Dieser ganze Ausfall spricht zu sehr sein Urtheil über sich selbst aus, als daß er weitere Erörterung verdiente; nur den einen Zug unglaublicher Selbstverblendung bitte ich zu beachten, wie eben dieselben Menschen in einem Athemzuge von oligarchischer Despotie einiger Familien sprechen und die Herkunft des damaligen Schultheißen Isak Steiger verhöhnen konnten, eines Mannes, der sich aus sehr beschränkter Lage bloß durch die Kraft seines Geistes an die Spitze der Republik empor geschwungen.

Die Verschwornen hegten die Absicht, den entscheidenden Schritt erst zu wagen, wenn sich mehr als 100 Bürger angeschlossen hätten; doch scheint es, daß man an den 13. Juli (1749) dachte, weil Fueter an diesem Tage im Besitze der Thorschlüssel gewesen wäre. Aber zehen Tage vorher (3. Juli) entdeckte ein reuiger Verschworner, ein Candidat der Theologie, Ulrich, dem geheimen Rathe das Complott. Sogleich ergriff dieser seine Maßregeln; viele Regierungsglieder bewaffneten sich heimlich, und schritten am folgenden Tag zu Verhaftungen. Umsonst versuchte der Stadt-Lieutenant Fueter, mit seinen beiden Pistolen sich zu vertheidigen; auch Henzi, von Burgdorf zurückkommend, wurde von Bondeli und von Werdt festgenommen. Die Bürger folgten willig dem Rufe der Regierung zu den Waffen; auch vom Lande rückten sofort 300 Mann in die Stadt; die meisten Aemter standen dem Aufgebote ihrer Landvögte bereit. Derselbe heroische Geist zeigte sich sogar in dem weiblichen Geschlechte der patrizischen Familien; denn während die Väter und Söhne bewaffnet dahin giengen, wohin die Pflicht sie rief, verrammelten Frauen und Töchter die Thüren, und machten sich auf den verzweifeltsten Widerstand bereit. — Man entdeckte noch mehrere Waffenvorräthe und Drohbriefe; aber nirgend kam es zu einer drohenden Bewegung; die Verschwörung war eben so schnell als kräftig unterdrückt. Niklaus Wernier, der zuerst Verhörte, gab 65 Mitschuldige an; doch hatte man einige davon erst in die Sache zu verwickeln gehofft, oder sie fälschlich auf die Liste gesetzt: so zwei Brüder Augspurger und einen David Wurstemberger, dem Fueter, die Pistole in der Hand, den Tod gedroht hatte, wenn er den ihm anvertrauten Plan verrathen würde. Das Wichtigste von den Geständnissen, wie ich sie nach ihrem wesentlichen Inhalte aus

den Akten in meine Erzählung aufgenommen habe, wurde von den Gefangenen eröffnet, noch ehe die Folter angewandt worden. Schon sechs Tage nach der Gefangennehmung wurden der Hauptmann Henzi, der Lieutenant Fueter und Wernier zum Schwerte verurtheilt; mehrere wurden zur Verbannung oder zum Arreste verdammt, andere waren entflohen; und der Genfer du Crest mußte auf der Festung Aarburg seine letzten Tage zubringen. Auch für die Regierung war die Erfahrung nicht verloren; denn sie that, was für die Zukunft höchst heilsam hätte werden können, sie leitete die Aufnahme neuer Geschlechter ein; auch verbannte sie möglichst bei ihren Mitgliedern beleidigenden Stolz im Umgange mit minder Bevorzugten. So endete ein Beginnen, dessen Wurzel so sehr in der verbrecherischen Absicht einiger verwegener und entsittlichter Menschen gelegen hat, daß der politische Antheil, den andere Unbesonnene daran genommen, eigentlich für das tiefer gehende Urtheil nur in sehr geringen Anschlag kommt. Sittlich verabscheuungswürdig von seinem ersten Entstehen an, hat der Anschlag auch in seinem politischen Schicksal sein frühes und gerechtes Urtheil empfangen. Wie hundert Jahre früher gegen das verführte Landvolk, so hatte sich Berns Regierung damals gegen verführte Bürger kraftvoll behauptet, und beide Male war sie reifer und belehrter aus dem Sturme hervorgegangen; erst ein drittes Mal hat sie einem doppelten Feinde unterliegen müssen. Wir schließen diesen Trauerabschnitt unsrer Geschichte mit den versöhnenden Worten unsers Geschichtschreibers: „Das Geheimniß, mit welchem die Regierung von Bern sich die Liebe des Volks zu erhalten wußte, bestand fortwährend darin: Sie handelte so: daß das Volk immer die Regierung liebte, wie sehr es auch mit einzelnen Regierungsgliedern unzufrieden war; sie strafte diejenigen ihrer Glieder, die es verdienten. — Die mächtigsten Republiken Italiens wurden erschöpft und verschuldet. Die Regierung von Bern legte mehrere Millionen in auswärtige Fonds an, sammelte einen Staatsschatz und steigerte das jährliche Einkommen derjenigen, die an der Regierung sind, beinahe auf eine Million, ohne daß das Volk des Cantons Bern aufhörte, eines der reichsten Völker zu sein.“

Einunddreißigste Vorlesung.

Für die Sittengeschichte, in deren Einzelnheiten uns die schon vorgerückte Zeit nicht mehr näher einzutreten gestattet, muß ich eine Bemerkung als wesentlich und leitend an die Spitze stellen: Im achtzehnten Jahrhundert begegnen sich zwei sehr verschiedenartige Zeiten, die theilweise sich schroff gegenüber standen, theilweise zur sonderbarsten Mischung friedlich vereinigt, oder auch zuweilen in einem Gährungszustande waren, der zu völlig veränderten Begriffen und Lebensweisen führen mußte.

In der Bildung des aufwachsenden Geschlechtes berührten sich die beiden Zeit-Elemente oft sonderbar und nur äußerlich versöhnt. Die meisten öffentlichen Anstalten siechten in den zu eng und unbeholfen gewordenen Schranken und Formen des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Pedantismus den freien Athem des lebendigmachenden Geistes beängstigend eingeschnürrt hatte. Dawider erhoben sich einzelne Männer, die den Anbruch einer neuen Periode wahrgenommen, und dieselbe einzuleiten versuchten. In die bestehenden Formen gebannt, begnügten sie sich meist damit, den freien Einfluß einer regen, ursprünglichen und reichen Persönlichkeit auf Schüler oder Zuhörer geltend zu machen; dennoch entgiengen sie nicht immer den Verdächtigungen der Zunftgenossen, noch weniger dem Uebelstande, daß ein neuer Lappen auf dem alten Kleide grell abstach. — Ebenso spürte die Kirche, deren Leiter noch mit juristischer Gewissenhaftigkeit alle einzelnen Artikel der Bekenntnißschriften wort- und sylbengetreu aufrecht zu halten meinten — sie spürte doch allmälig das Aufstreben eines Geistes, der wesentlich schon in einem ganz veränderten geistigen Clima erzogen war; der zwar bescheiden und honnet (denn wie hätte er die Zuchtruthe seiner Jugend vergessen können?) aber doch

schon sehr emsig im Aufräumen, und — wie er meinte — im Vereinfachen war. Und in Beziehung auf den Staat giengen moderne politische Theorien und Wünsche neben einer Praxis einher, die in einem total verschiedenen Gesichtskreise ihren Grund hatte.

Das gesellschaftliche und Familien-Leben blieb von diesem Mischungs- und Uebergangszustande nicht ausgeschlossen. In keinem Punkte hat sich dieser Charakter so ausgeprägt erhalten, und nichts kann Ihnen so bestimmt veranschaulichen, worauf ich hindeute: als die Natur der Conversationssprache, wie sie sich bis heut zu Tage in Bern erhalten hat. Wie sich hier die naive, ländliche Einfalt und der unvermittelte Naturlaut der Bernerischen Mundart mit den Nasenlauten der abgeschliffenen und ausgetretenen französischen Sprache *), zum wunderlichsten, dissonirenden Contraste vereinigt — so standen sich in Sitte und Lebensart patriarchalische Einfachheit (z. B. in Bern), ängstliche, durch den Geist der reformirten Kirche, behauptete Sittenzucht (z. B. in Basel, Zürich, St. Gallen u. a.) und ausländische Verfeinerung und Genußsucht oft feindlich, oft harmlos gegenüber. Erst in unserm Jahrhundert scheint die eine Richtung den entschiedenen Sieg davon zu tragen, so daß die diesem Strome sich entgegen stemmenden Verhältnisse und Einrichtungen nur noch als schöne Ausnahmen oder als Ueberbleibsel einer andern Zeit betrachtet werden.

Noch nahm man vor hundert Jahren zu Bern keinen Anstoß daran, wenn die Frauen und Töchter patrizischer, hochangesehener Familien auf ihren Landsitzen den Wein, der in ihren Weinbergen gewachsen war, selbst verkauften, und die Landleute der Umgegend damit bewirtheten. Sie blieben nachher wie vorher die geachteten Kinder der Landeshäupter; sie

---

*) Wer sich hier stößt, möge doch zuerst mit Lamartine rechten, der in seiner Reise in den Orient, seine eigene Sprache erbarmungslos verurtheilt: „Ah, si l'on avait une langue! mais il n'y a pas de langue, surtout pour nous Français; non il n'y a pas de langue pour la philosophie, l'amour, la religion, la poésie, les mathématiques sont la langue de ce peuple; ses mots sont secs, précis, décolorés comme des chiffres.“

durften es wagen, ihrem Volke nahe zu sein, ohne zu besorgen, dessen Achtung einzubüßen. Aus der Fremde erst kam die Neuerung, denn als ein in fremden Kriegsdiensten auferzogener junger Patrizier bei einem Besuche im elterlichen Hause sehen mußte, wie seine Schwester einem schlichten Bauern Wein vorsetzte, und dieser seinen Batzen dafür hinlegte: so erklärte der Gekränkte, keinen Tag werde er in einem Hause weilen, wo man länger solche Sitten dulde. Man fügte sich seinen Vorstellungen; und bald erlag jenes ländliche, alte Herkommen dem Kommandostabe französischer Etiquette. — Meist war die Familie auf ihr Haus beschränkt, nur für Verwandten-Besuche waren bestimmte Tage festgesetzt; größere Kreise fanden sich nur bei festlichen Anlässen zusammen. Eine Frau Stürler war die erste zu Bern, die es wagte, eine regelmäßige Abendgesellschaft einzuleiten, wo man mit Thee, den nur Apotheker verkauften, die Gäste bewirthete und im einförmigen Spiele über den langsamen Lauf der Stunden tröstete. Aber bald war das Unternehmen als sittengefährlich auf der Kanzel gebrandmarkt; und als ein in der Gesellschaft durch Zufall verlorner Ring die Cirkel auflöste, sah manches „vertraute“ Urtheil in dem Mißgeschicke ein sichtbares Strafgericht. Später vewandelte sich diese Tyrannei der Gesellschaftsfeinde in eine eben so bornirte Zwingherrschaft der Gesellschaftsmenschen, und in einen Götzendienst einiger, an sich gehaltloser geselliger Formen, deren Uebertretung von dem privilegirten guten Tone nicht so leicht verziehen wird als innere Hohlheit oder sittliche Verirrung.

Viel trug zum Einflusse eines freieren Verkehrs der französische Kriegsdienst bei; nicht blos ausländische Formen, auch fremde Litteratur fanden auf diese Weise den Weg in unser Land; Frauen, die bisher als tägliches Noth- Hülfs- und Trostbuch nur die Bibel gekannt hatten (eine von ihnen, die Frau von Muralt las die heilige Schrift in lateinischer und griechischer Sprache) nahmen nun doch auch französische Almanache in die Hände. Auch Waatländische Familien, die sich in Bern niederließen, halfen die alte Abgeschlossenheit durch die Annehmlichkeiten des geselligen Tones verdrängen. — Wo nun vollends die schöne Litteratur (und nur die französische kann darunter verstanden werden) vorzugsweise Pflege fand,

da brach sich auch die freieste Geselligkeit Bahn. Die Zeiten mittelalterlicher Galanterie schienen wiederzukehren, als Julia Bondeli einen poetischen Hofdienst litterarischer Herren und Damen um sich versammelte, wo Wieland, damals als Hauslehrer in Bern lebend, nicht Poesie schrieb sondern war. — Noch ritterlicher waren die Turniere im alten Style, welche unter Leitung eines fremden Rittmeisters von der vornehmen Bernerischen Jugend veranstaltet wurden. — Aber der glänzendste aller Festtage Berns war der Ostermontag, wo Stadt und Land mit Ehrfurcht seine Landesväter zur Ergänzung des Rathes („Burgerbesatzung") ins Rathhaus und in die Kirche ziehen sah; wo das Volk an ländlichen Spielen sich ergötzte, und die „regierungsfähige" Jugend als eine zweite, aufkeimende Regierung — das Abbild, später das Zerrbild der wirklichen Obrigkeit — mit scherzhaften Insignien fröhlich aufzog. —

Um die Mitte des Jahrhunderts hatte das gesellschaftliche Leben in Bern in äußerer Pracht und imponirendem Glanze seine Höhe erreicht. Der Gewinn, den ausländische Finanzspekulationen versprachen, lockte viele zum Verkaufe des minder einträglichen Grundbesitzes, ein Schritt, der politisch den patrizischen Familien eine sehr verschiedene Stellung dem Volke gegenüber anbahnte, und der zugleich die Versuchung zu gesteigertem Luxus um so mehr erhöhen mußte, als man sich plötzlich im Besitze ungewohnt hoher Summen baaren Geldes wußte. — Von jetzt an galt die Pariser Mode als unwidersprechliches Gesetz, und je minutioser die Copie französischer Sitte getroffen, je glücklicher ein Diner oder Souper von Versailles in Miniatur nachgeahmt war: desto sicherer durfte man auf die Dekoration des „guten Tones" hoffen. Die ganze Abgeschmacktheit subtiler Abmarkungen, wie sie im Hofleben der Bourbonen entstanden war, schien sich in die Mitte einfacher, schweizerischer Verhältnisse verirren zu wollen. Schon maß man in manchen Kreisen mit bedeutungsvoller Miene die Linie ab, zwischen der „haute société" und dem „Olympe", zwischen le beau monde und la bonne société, endlich zwischen dieser und der bonne compagnie.

Aber wann und wo hat im üppigen Gedeihen aller sinnlichen Interessen, im unbeschränkten Vollgenusse äußern Glanzes, im

unbefirrtenen Wahne, sich eines gegen alle Wechselfälle des Geschickes geschützten Glückes zu erfreuen — wann und wo hat da nicht kecker Uebermuth und lüsterne Ueppigkeit unter dem Panner der Freiheit und Kraft die Schranken sittlicher und religiöser Ordnung überschritten oder zertreten? — Unter der Zucht des Geistes wird der von Gott geführte Mensch auch im Ueberflusse weltlicher Güter für die wesenhaften und unvergänglichen das Auge offen, die Liebe rege erhalten. Aber ein Leben ohne tieferen geistigen Gehalt hat dem Schlaftrunke sinnlichen Wohlbehagens und dem Kitzel äußerer Würde und Macht keinen probehaltigen Damm entgegen zu setzen; es geschieht nach dem Gesetze einer inneren Nothwendigkeit, daß sittliche Reinheit dann als Beschränktheit, ernste und warme Religiosität als Träumerei und Ueberspannung, aufopfernde Hingebung als ein Kindermärchen angesehen wird. Als das einzig Gewisse und Praktische bleibt in der Wüste einer solchen, zur verfeinerten Thierheit gesunkenen Betrachtungs- oder Lebensweise der sinnliche Genuß stehen; unbeschränkte Herrschaft wird diesem zuerkannt, so lange er die Grenzen einer innerlich lahmen Etiquette nicht überspringt, einer Etiquette, die in diesem Falle doch nur zur adoptirten Lüge wird, an die niemand glaubt, die aber niemand beim Namen nennt.

Auch in Bern schien eine solche Periode anzubrechen, und schon gaben sich die Zeichen eines zerrütteten sittlichen Lebens in einzelnen hervorstechenden Ereignissen zum öffentlichen Aergernisse zu erkennen. Es war weise, wenn der Senat es nicht vergaß, daß auf den Sitten das Wohl einer gesunden Republik beruht; es war groß, wenn er an Seinesgleichen nicht duldete, was er am gemeinen Manne strafen mußte. — Dieses Lob muß die Geschichte aufbewahren. — Die Frauen, deren Benehmen Anstoß gegeben, erhielten ohne weiters Aufsehen die Weisung, sich an einem bestimmten Sonntage in der französischen Kirche einzufinden, wo der Prediger Dutoit mit mildem Ernste die Schuldigen strafte und ermahnte, während er die Schwankenden warnend zu retten suchte. — Seine Predigt blieb in langem Andenken, und die Ursachen, welche sie hervorgerufen, wiederholten sich so nicht wieder. — Noch andre Gründe, vorzugsweise das Verunglücken der französischen Geldspekulationen, wirkten zusammen, um wieder zur frühern Ein-

fachheit, wenigstens theilweise, zurückzuführen; in Sitten und Gewöhnungen des täglichen Lebens bleibt meist denen der Sieg, die im Geltendmachen gesunder Zucht und einfacher Formen den Muth haben, einige Jahre das Achselzucken der Gewohnheits-Sklaven zu verachten oder zu belächeln.

Als Bild eines mit landesherrlicher Kraft, mit dem lauteren Wohlwollen eines Kindes, mit altväterlicher Einfalt waltenden Landvogtes der früheren Zeiten, müssen wir den Zürcher Oberst Salomon Landolt *) in Ihre Erinnerung zurückrufen. Für seine Bauern sorgte er, als gehörten sie zu seiner Familie; ihre Streitigkeiten entschied er nicht nach dem Buchstabenmaße der Gesetze, aber mit dem Naturwitze und jener höheren Lebens-Genialität, deren unmittelbarer, siegender Ausdruck den Vorwurf der Willkür verstummen macht. Er handelte nach einem, in sein gerades Herz deutlich geschriebenen Gesetzbuche, mit der höheren Vollmacht wahrhaft bevorzugter Menschen. Es ist wahr, für solche Freiheit ist in der Regel unser Leben zu enge und spröde, und muß es sein um unsrer Herzenshärtigkeit willen; doch den bedauern wir, der an der Ursprünglichkeit und dem Siege einer solchen Natur sich nicht innig erfreuen kann. — Nicht bloß als väterlicher Beamter, als Salomonischer Richter, auch als Bürger seines Vaterlandes war Landolt groß; wenn wir anders sittlich groß jeden nennen dürfen, der mit der ganzen Kraft seines Seins und Wollens an eine edle und reale Idee sich hinzugeben vermag. Diese Idee war für ihn die Ehre und das Wohl seines Vaterlandes; die Auflösung in der Revolution und die Gewaltherrschaft der französischen Waffen war ihm ein Greuel; alles hätte er daran gesetzt, jeden Besitz, seine Ruhe, sein Leben, wenn er sein Land von der Schmach jenes Joches hätte befreien können. Er durchwanderte, zum Widerstande gegen den nahen Feind aufmunternd, die aufgeregte Landschaft; vor den siegenden Franzosen wich er in's selbsterwählte Exil nach Schwaben; mit seiner Habe, seinem Rathe und Degen diente er den Russen, deren Sieg Errettung versprochen hätte. Und rüstig stellte er sich später in die Reihen, als die Nation selbst die verhaßte, helvetische Copie fränkischer Erfindungen auszustoßen strebte. —

---

*) Man vergleiche seine gelungene Biographie von David Heß.

Seine Treue verdiente es, auch die Ruhezeit seines Landes noch zu schauen und zu genießen.

Schon einige Male haben wir mit vorgreifendem Blicke auf das Ereigniß hingesehen, bei dessen Entwickelung wir nun stehen: die Staatsumwälzung, welche die Geschichte des vorigen Jahrhunderts schloß. Dem denkenden Beobachter der Zeitereignisse hatte es lange schon nicht entgehen können, daß die Schweiz sich den Rückwirkungen der französischen Umwälzung schwerlich für immer werde entziehen können; andere trösteten sich mit der Unschuld unserer neutralen Politik, mit der Achtung unseres Namens, mit dem Schutze unsrer Berge und Flüsse. Und wirklich hatte Frankreich schon viele seiner Erschütterungen durchgemacht, ohne daß der Friede der Schweiz gestört worden wäre; bis endlich, als man es am wenigsten erwartete, die Stunde der Prüfung da war, und einige Gewalthaber der französischen Republik — Napoleon Bonaparte unter ihnen — das schlummernde Nachbarland zu unterjochen und zu berauben beschlossen. Außer den Waffen sollte innere Enzweiung diesen Plan ausführen helfen; hiefür war die Schweiz schon mehrfach bearbeitet.

Es ist eine willkürliche, auf keine historische Anschauung gegründete Behauptung, die Schweiz habe schon vor der Einwirkung Frankreichs zu *sein* aufgehört; vielmehr spricht alles dafür, daß sie in *ruhigen Zeiten* noch lange mit der gleichen Würde sich dem Auslande gegenüber hätte behaupten können, wie in den fünfzig vorangegangenen Jahren. Aber unwidersprechlich ist *die* Bemerkung — und darauf haben wir schon bei früheren Gelegenheiten vorbereitet — daß eine innere und äußere Auflösung ein lebensgefährlicher Abfall von dem großen Grundgedanken des Bundes dem niederwerfenden Anlaufe Frankreichs vorausgegangen war. — Jene Auflösung *nach außen* offenbarte sich, als man nicht nur den Forderungen Frankreichs, die das Asylrecht der Schweiz vernichteten, stumm sich fügte, sondern auch Gebietstheile der Verbündeten ohne Widerstand und Widerrede wegreißen ließ. So war das Bisthum Basel, wo lange das unzufriedene Volk mit dem Bischofe gestritten hatte, und östreichische Waffenmacht eingeschritten war, von französischen Truppen besetzt, und in eine Rauracische Republik verwandelt worden, um bald darauf in ein Departement

Frankreichs zu zerfließen. Die Landschaft Veltlin, die von Bünden nicht erlangen konnte, aus einem Unterthanen-Lande zu einem freien und gleichberechtigten vierten Bunde erhoben zu werden, erreichte leicht bei Napoleon die Verschmelzung mit der Cisalpinischen Republik.

Die innere Auflösung, von der wir sprachen, gieng hervor aus der Spannung von Stadt und Land in manchen Cantonen, und noch mehr aus der selbstischen Vereinzelung und der Eifersucht der einzelnen Stände, wie Zürichs und Berns und der Demokratien gegen die Aristokratien. So war das Volk am Zürich-See wegen der Fesseln seiner Industrie gegen die bevorzugte Herrscher-Stadt erbittert; wohl schlug Zürich die sich anbahnende Auflehnung durch militärische Besetzung Stäfa's, des Mittelpunktes der Unruhe, und durch criminelle Bestrafung der Wortführer danieder; aber in den Herzen blieb ein bitteres Rachegefühl, das auch nach einem halben Jahrhunderte noch nicht völlig erloschen ist. Ebenso haderten die Unterthanen der Abtei St. Gallen mit ihrem Herrn; das Klettgau mit der Stadt Schaffhausen, und die Gährung einiger Städte der Waat glaubte Bern mit einem Heere ersticken zu müssen.

So war die Schweiz für das Gewitter vorbereitet, dessen Ausbruch im Jahre 1797 nahete. Zwei Männer waren es, beide Schweizer, die sich der von Frankreich gebotenen Opferung ihres Vaterlandes zu Werkzeugen darboten: der Zunftmeister Peter Ochs von Basel und Cäsar Friedrich La Harpe, ein Waatländer, Lehrer der russischen Prinzen, Alexander und Constantin. Beide, Ochs wie La Harpe, erscheinen als die erklärtesten Kinder ihrer Zeit, begeistert für die weltbürgerlichen Wünsche und Bestrebungen, die damals eben ihren Höhepunkt erreichten; wohlwollend bis zur Süßlichkeit, wo sie sich nicht persönlich gekränkt wußten; aber eitel im gesteigerten Gefühle, manchen ihrer altgesinnten Gegner zu übersehen. Unabläßig war Ochs für die Freiheit und Gleichstellung der Stadt-Unterthanen thätig, die im Januar 1798 zu Basel durchgesetzt wurde; er selbst aber vermochte sich nicht von der Tyrannei eines Ehrgeizes zu emanzipiren, der in ihm jede Rücksicht, nur die Feigheit nicht, überwand. La Harpe, den bei Anlaß der Aufregung in der Waat (1791) die Verbannung

getroffen hatte, glühte von Rache gegen die stolze Aristokratie, deren Sturz er unversöhnlich erstrebte: „Der erste Streich gegen den Tempel ist geführt!“ konnte er triumphirend von Paris schreiben, als er dort beim Direktorium die ersten entscheidenden Schritte zur Umwälzung seines Landes gewagt hatte. In beiden Männern erkannte Napoleons durchdringender Weltblick bald die dienenden Organe seiner bereits fertigen Absichten; schon war Ochs in Paris mit Entwerfung einer Central-Verfassung für die Schweiz beschäftigt, wie sie für den Trabanten-Dienst Frankreichs am passendsten gefunden wurde. Man wolle mich nicht mißverstehen, als ob Ochs und La Harpe sich selbst nur zu Creaturen Frankreichs weggeworfen hätten; die Demokratisirung und Centralisation der Schweiz (das ist unsre Voraussetzung) war nach ihrer Ueberzeugung eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat für ihr Land. Dafür aber — und dies verliere man nicht aus den Augen — wollten sie die Nationalehre und die Freiheit ihres Volkes an Frankreich in den Kauf geben, und gleichzeitig ihr persönliches Gelüsten stillen. Im Dienste zweier Herren, ihrer Ueberzeugung und ihrer Selbstsucht, wurden sie, ohne es zu ahnen, nur willenlose Knechte einer noch mächtigeren, sie selbst im Nothfalle zermalmenden Selbstsucht. An ihnen sollte es sich erfüllen, daß der Mensch die unlautern Gewalten der Finsterniß nicht zum Dienste anrufen kann, ohne selbst ihrem noch schwereren Dienste anheim zu fallen; Ochs und La Harpe waren am Ende die Betrogenen, und das Gericht der Weltgeschichte gieng unaufhaltsam seinen ernsten Gang.

Der Aufregung und Bearbeitung der Unterthanen, dem Schlage, den Frankreich vorbereitete, der Zwietracht, die sein Bevollmächtigter, Mengaud, aussäete, stand keine einige, eng verbrüderte, thatkräftige Eidgenossenschaft entgegen. Die Stadt-Regierungen, wie Basel, Zürich, Schaffhausen, vermeinten — im eiteln Glauben, der Egoismus fränkischer Gewalthaber werde sich mit der Veränderung von Verfassungsformen begnügen — durch politische Umformung sich vor der fremden Einmischung zu sichern. Die Demokratien hielten sich für ungefährdet in ihren Bergen, in ihrer uralten Freiheit; nur die westlichen Aristokratien (das längst innerlich verweste Luzerner-Patriziat kann gar nicht in Betracht kommen) dachten an offenen

Kampf; Bern, das Herz der westlichen Schweiz, an der Spitze. Dort leitete, mit dem hohen Geiste, dem sichern Blicke des alten Roms, der greise Schultheiß von Steiger die hart bedrohte Republik. Wie die Blüthe eines jeden gesunden und reinen Menschenlebens sich in der Gesinnung ausspricht *), so offenbart sich das innerste Leben eines Staates, das wahrste Bewußtsein eines Volkes zuweilen in einer großen Persönlichkeit; dann zumal, wenn gewaltige, Sein oder Nichtsein bedingende Ereignisse auf das Leben des Gemeinwesens eindringen, seine tiefste Seele aufrufen. Auf diese Weise ist der Geist des alten Berns, als dessen letzte Stunde gekommen schien, noch einmal herrlich erstanden in Steigers großer, vaterländischer Seele. Er und das gesunde Naturgefühl seines Volkes täuschten sich nicht über Frankreichs eigentliche Entwürfe, und waren mit dem Gedanken vertraut, daß nur im Schwerte die letzte Entscheidung liegen werde. Aber sein männlicher, einzig noch Rettung verheißender Entschluß fand eifrigen Widerstand in der Meinung derer, die vom Geiste einer andern Zeit schon innerlich bezwungen, mit demselben auch im Leben sich vertragen wollten, und zum fügsamen Entgegenkommen und Einlenken, zur Versöhnung Frankreichs durch politische Umformung riethen. Sie konnten auf die muthmaßliche Nutzlosigkeit eines Widerstandes und auf die deutlichen Symptome einer neuen, andre Formen und Verhältnisse verlangenden Zeit hinweisen. Will man diesen Gegensatz der Parteien auf ihre letzten Gründe zurückführen, so standen sich Reflexionen und unmittelbares Bewußtsein dort unvereinbar gegenüber; mag man auch dem reflektirenden Verstande zugeben, daß er oft die nächste Wahrscheinlichkeit für sich hat: so ermangelte er doch damals auch dieses Vorzuges; war es ja eitel Träumerei, damals noch durch Nachgeben die Gefahr beschwören zu wollen. Ihren Wortführer hatte diese einlenkende Partei in dem Seckelmeister

---

*) Gerne erinnere ich an Ranke's klassisches Wort: „Die Natur läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüthe, in dem sein Dasein athmet und sich mittheilt. In dem Menschen ist es die Gesinnung, welche von allen höhern Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird, und ihm dann seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht.“ Röm. Päbste 1. B. 155.

Frisching gefunden; ob persönliche Abneigung gegen Steiger oder Ehrgeiz ihn leitete, wie einige Gegner ihm zur Last legten: das vermögen wir nicht zu untersuchen; gewiß ist, daß sein Bruder, ein ganz von der damaligen französischen Bildung beherrschter, feiner Weltmann, einen überwiegenden Einfluß auf seine Ansicht und Richtung ausübte.

Unselig war dieser Zwiespalt für Berns Geschick; denn hierin lag die Wurzel all der verderblichen Widersprüche und Schwankungen, unter denen in den letzten Tagen Berns so viele edle Kräfte verbluteten. — Schon war die Waat, eben als die Tagsatzung zu Aarau, mit Ausnahme Basels, noch einmal zur Beschwörung der alten ewigen Bünde sich vereinigt hatte, auf eine, den stärksten Verdacht des Verrathes erregende Weise für Bern verloren gegangen (im Jenner 1798). Auf die Verträge von 1564 und 1565 gestützt, hatten die dortigen Unzufriedenen Frankreichs Schutz angerufen; und während ein Theil des Landes noch zu den Fahnen Berns den Eid leistete, stand eine französische Truppenabtheilung zum Schutze der Unzufriedenen an der Waatländischen Grenze. Die durch Mißverständniß veranlaßte Niederschießung einiger Husaren durch Bernerische Posten gab den Franzosen den erwünschten Anlaß zum Beginn der Feindseligkeiten. Ohne seine zum Kampfe bereitwilligen Krieger irgend gegen den Feind zu führen, zog der Bernerische Befehlshaber, Oberst Wyß (ein Phantast ohne Kraft und Charakter, der später durch Selbstmord endete) seine Truppen gegen das deutsche Gebiet zurück. Auf der Waat lag nun die Last einer starken Contribution und die Verpflegung des französischen Heeres. An die Stelle des entsetzten Wyß ernannte Bern, das nun bald seine deutschen Lande zu vertheidigen hatte, den General von Erlach von Hindelbank. Mit dem Worte: „Zu Murten kann ein Schweizer seine Pflicht nicht vergessen," beantwortete dieser die Aufforderung des Generals Brune's, zum Zeugnisse, daß er zu Berns Feldherrn berufen sei. Jetzt, da Erlach das entschlossene Heer seiner Republik führte (es waren gegen 21000 Mann), und die Contingente der übrigen Stände (zusammen über 8000) eingetroffen waren — jetzt oder nie hätte der offene Kampf noch zum Siege führen können. Doch die Partei der Nachgiebigen und die französische Arglist siegte; Mengaud ließ unter der Bedin-

gung der Demokratisirung Frieden hoffen, und ein 14tägiger Waffenstillstand (15. Februar 1798) wurde geschlossen. Zurückziehung der Bernerischen und Eidgenössischen Truppen und Einführung einer neuen Verfassung schrieb Brune (26. Febr.) als Bedingungen seines Rückzuges vor; an demselben Tage hatte von Erlach mit seinen Offizieren sich selbst im Rathe eingefunden, und den Beschluß bewirkt, nach Ablauf des Waffenstillstandes anzugreifen. Kaum hatte er sich entfernt, so unterlag die Partei des Widerstandes, und (1. März) wurde der Angriff dem General untersagt. Man unterhandelte von neuem (in der Nacht vom 1. zum 2. März) mit Brune, der noch härtere Bedingungen vorschrieb, aber auf ihre Annahme nicht wartete. Außerordentlich war die Verwirrung in der Hauptstadt und im Heer; im Rathe, in den man schon seit einiger Zeit 52 Männer der kleineren Städte und der Landschaft aufgenommen hatte, wurde in der Morgenfrühe des 3. März *) eine provisorische Regierung eingesetzt. Das Heer war durch den unausgesetzt sich wiederholenden Widerspruch der Befehle mit Mißtrauen, bald mit dem furchtbaren Verdachte der Verrätherei ihrer Oberen erfüllt; und der Eidsgenössische Zuzug blieb unthätig, vom Bernerischen Heere getrennt, in seinen Stellungen. Von zwei Seiten griffen die französischen Heere an, Schauenburg von Norden, Brune von der Waat her. Schon hatten die Franzosen bei Neueneck die Saane überschritten, als von Graffenried noch einmal die Seinen sammelte, und bei Neueneck mit einem Muthe siegte, der eines schöneren Ausganges werth war. Aber auf dem Siegesfelde mußte er es vernehmen, daß er um den Lohn seines Sieges betrogen, daß Bern in den Händen der Feinde sei.

Nach der Einnahme Solothurns hatte Schauenburg sich (5. März) gegen Bern in Bewegung gesetzt, und an verschiedenen Punkten den Widerstand der Berner niedergeworfen, am tapfersten wurde bei Fraubrunnen und im Grauholze gefochten; aber der persönliche Muth und die Verzweiflung, mit der selbst

---

*) Es wird behauptet, daß absichtlich vielen entschiedenen Anhängern Steigers jene Zusammenberufung des Rathes gar nicht angezeigt worden, um so durch List für die provisorische Regierung das Mehr zu erlangen.

das weibliche Geschlecht im Landsturme focht, unterlag der Disciplin und der Kriegskunst des Feindes. Bern erhielt eine milde Capitulation; doch erhob sich ein banger Schrei des Entsetzens als die ersten Husaren in den zum ersten Male von Feinden betretenen Straßen erblickt wurden.

So fiel Bern; nicht weil seine innere Lebenskraft erstorben, oder die sittliche Tüchtigkeit des Volkes gebrochen, oder weil der Geist der Bubenberge aus seinem Rathssaale ganz gewichen war; im Gegentheile, man sah — einziger Anblick in der modernen Geschichte! — ein treues Volk, von Herrscherneid und fremden Theorien unverblendet, um seine Landesväter geschaart, bereitwillig in den Kampf ziehen. Daß dieser Kampf so endete, geschah, weil man in der Ruhe die rechte Uebung und Kunst der Waffen versäumt hatte, mehr noch weil in dem Augenblicke der Noth eine an der Lebensidee des Gemeinwesens verrätherische Partei feiger Weise Kraft und Einmuth lähmte; und endlich — wenn unser Blick noch weiter hinauf steigt — weil im Rathe der Vorsehung die letzte Stunde der alten Eidgenossenschaft beschlossen war. Auch so noch fiel diese Aristokratie mit Würde. Als ein Jahr vorher Venedig geprüft wurde, ob es werth sei, ferner zu bestehen in der Reihe europäischer Staaten: da war nicht einer in seinem Senate, der das Festland zum Widerstande aufgerufen, nicht einer, der die Lagunen mit überlegener Flotte geschirmt, nicht einer, der im Angesichte von St. Marco heldenmüthig zu sterben beschlossen hätte; so war es ein gerechter Tod, der die entartete Herrscherin traf; mit einem Mißtone schließt Venedigs Geschichte. — Anders Bern, wo selbst Greise den Rathsaal verließen, um dem Feinde ins Angesicht zu sehen, wo das edle Haupt der sinkenden Republik auf dem Schlachtfelde den Tod aufsuchte, damit der letzte Tag Berns auch sein letzter werde.

Der neunundsechszigjährige Schultheiß, Niklaus Friedrich von Steiger, hatte beschlossen, die verhängnißvollsten Stunden Berns auf der Wahlstatt zuzubringen. In der Morgenfrühe des 5. März war er in's Grauholz gefahren, begleitet von seinem Bruder, von Herrn Jenner, einem Diener und dem Corporal Christian Dubi. Kanonenschüsse riefen sie zu der Stelle, wo der Oberst Tillier hinter einem Verhaue die Landstraße besetzt hielt. Eine Kanone der Berner wird zusammengeschossen; nahe

bei dem Schultheißen springt ein Pulverwagen in die Luft. Auf einem gefällten Baumstamme, von seinem Diener und von Dubi gestützt, ermuntert Steiger zum Widerstande. Aber die Seinen lösen sich in verworrener Flucht auf, und schon fallen Schüsse gegen das um den Schultheißen gesammelte Häuflein. Auf dem Schlachtfelde hatte der Greis den ersehnten Tod nicht finden können; die Gefangenschaft suchte er nicht; er wankte zur Kutsche zurück; fuhr bis zur letzten Anhöhe vor Bern; beim Aussteigen verlor er sich von seinen Begleitern; nur Dubi war mit ihm, als er auf der Schoßhalde noch einen Haufen Landsturm zum Widerstande anfeuerte. Erst beim Herannahen französischer Husaren vermochte Dubi seinen Herrn sich zurückzuziehn; dieser, der heute noch keinen Bissen zu sich genommen, noch keine Minute Ruhe genossen hatte, sank vor Erschöpfung fast zusammen. Dubi trug ihn zum nahen Hause eines Kühers, der ihn verbarg; dann gieng er, von Dubi gestützt, nach Muri, auf Seitenpfaden nach Allmendingen. Willig spannte hier ein Amsoldinger-Flüchtling seine zwei Zugpferde vor ein kleines, in der Eile zurecht gemachtes Fuhrwerk; als er hörte, wen er fahren solle, rief er: „Das ist der brävste Schultheiß zu Thun gewesen, von dem ich je gehört habe; ich fahr' ihn umsonst.“ In Münsingen konnte der Wagen nicht durch eine Masse Milizen und Landsturm kommen, die sich vor dem Gasthofe zum Ochsen gesammelt hatte. „Wer dem einen Schuß giebt, ist der Brävste; es ist der Schultheiß Steiger!“ rief ein Betrunkener, der aus dem Wirthshause trat. Sogleich richtete sich eine Menge von Bajonetten gegen die Brust des wehrlosen Greisen, den blinde Wuth nun auch als Verräther behandelte. Es war einer von den Augenblicken, wo edeln Menschen das Leben klein und werthlos erscheint; was konnten jene Elenden dem Gebeugten noch rauben? „Ja ich bin es — sprach Steiger und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht — macht was ihr wollt!“ Auf der Brustseite der Uniform trug er den schwarzen Adler-Orden Preußens, am Hute die Kokarde Berns, an der Seite einen leichten Degen. Durch den Wagenmeister Marbach ließen die Tobenden sich verständigen und man konnte weiter fahren.

In Nieder-Wichtrach fuhr Steiger an dem nur leicht mit Stroh bedeckten Leichname des Generals von Erlach vorbei;

doch ist es ungewiß, ob er ihn erkannte. Erlach war vom Grauholze her in der Richtung nach dem Oberlande geritten, um dort wo möglich noch einmal den Widerstand zu organisiren. Schon einmal war er auf der Straße als vermeinter Verräther vom Pferde gerissen und zu Boden geworfen worden; nur die Geistesgegenwart des Hauptmanns, der strenges Gericht über den General zu halten versprach, rettete den Bedrohten *). Auf einem leichten Wagen seinen Weg fortsetzend, stößt er in Wichtrach auf Haufen von Reserve und Landsturm. Diese brechen in Schmähungen gegen ihn aus; umringen, den Tod drohend, sein Fuhrwerk; einer durchbohrt dem General den Hals; Kolbenschläge folgen; den Leichnam mißhandelten die Wahnsinnigen mit unzähligen Schüssen.

Ohne weitere Begegnisse erreichte Steiger gegen Abend Thun, wo er im Gasthofe zum freien Hofe auf seinen zu Fuß nachfolgenden Begleiter wartete. Als dieser eintrat, begrüßte ihn der Schultheiß mit Thränen; im Grauholze und zu Münsingen hatte er heute dem Tode fest in's Auge gesehen; auch den Schutt seines Vaterlandes sah er mit thränenlosem Schmerz; aber die Treue eines Dubi überwältigte sein gebrochenes Herz. In der Nacht noch fuhren sie über den Thuner-See, am folgenden Tag eilte Steiger nach Brienz, von dort nach Unterwalden; überall die Kräfte aufrufend, die zum Kampfe gegen die französischen Unterdrücker noch geeignet schienen. In demselben Sinne wirkte er, als auch die östliche Schweiz unterlegen war, in Deutschland an den Höfen von Berlin und Wien, wo er mit Johann von Müller, den er einst als aufstrebenden Mann in Bern gesehen, zusammentraf, und in seinem Schmerze wie in seinen Wünschen verstanden wurde. — Steigers Geist sah zu hell, zu umfassend, er verstand die ewigen Gesetze des Lebens zu tief, als daß er eine bloß mechanische Zurückführung der zertrümmerten Verhältnisse hätte erwarten oder wünschen können. Daß man solche Ereignisse nicht bloß verdammen,

*) Ich folge hier der Darstellung, welche Wyß in der „Reise in's Oberland“ 1816, 1r Bd. S. 219, aus dem Munde des Herrn Pfarrer Wyß giebt. Für Steiger hingegen ist der Bericht seines Begleiters Dubi, wie er sich in der Mülinenschen Bibliothek findet, meine Autorität.

sondern, wenn sie einmal geworden, mit Umsicht und mit Andacht zur Regeneration nützen solle: war seine reife Ueberzeugung; was er aber vor allem ersehnte, war Befreiung vom fränkischen Joche, Selbstständigkeit seines unglücklichen Volkes. — Noch einmal hob sich seine Hoffnung, als ihm zu Neu-Ravensburg (8. April 1799) die Legion der schweizerischen Emigrirten den Eid für die Erlösung des Vaterlandes leistete, um an der Seite russischer und östreichischer Heere zu kämpfen. Noch einmal erschien er in Zürich, um noch einmal zu fliehen; die Hoffnungen seines irdischen Vaterlandes sollten ihm zerknickt bleiben, bis das ewige ihn aufnahm. Er sah das Aufleben der Schweiz nicht mehr. Doch sollte sein Leichnam noch in dem neugeordneten Vaterlande eine Ruhestätte finden (1805); und Tausende feierten seine Heimkehr als einen Festtag.

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Nach Berns Fall war das Schicksal der westlichen Schweiz entschieden; aber schwer täuschten sich die, welche durch Ausweichung des Kampfes dem Geschicke der Besiegten hatten entgehen wollen. Die unter französischer Leitung zu Paris entworfene helvetische Central-Verfassung wurde allerdings eingeführt, und eine Regierung im Sinne des neuen Systems begann sich zu konstituiren. Doch weit entfernt, daß sich die französischen Heere und Bevollmächtigten mit einer politischen Umformung begnügt hätten; sie schalteten wie im Feindes Lande; Waffen und Schätze betrachteten sie als gute Beute, die angesehensten Bürger als Geiseln; nur der persönliche Muth einiger tugendhafter Bürger, z. B. Eschers von der Linth, rettete noch einen Theil der öffentlichen Gelder mit eigener Gefahr vor den raubgierigen Händen.

Lange Zeit hatten die demokratischen Cantone sich dem Glauben hingegeben, daß es nur auf die Aristokratien abgesehen sei, daß aber niemand ihre ererbte Freiheit antasten werde. In dieser Verblendung waren sie auf verwerfliche Weise abgefallen vom alten Geiste der ewigen Bünde, der die Gefahr eines jeden Ortes als Sache aller andern angesehen; ohne einen Schwertstreich zu thun, hatten sie die westliche Schweiz fallen sehen. Schwer büßten sie hiefür; doch die Art ihrer Buße war auch eine volle und wahre Sühnung; sie wuschen sich rein von der Schuld mit ihrem Blute. — Weder die helvetische Regierung noch Frankreich, dessen Organ jene war, wollten der östlichen Schweiz gestatten, von dem neugeschaffenen helvetischen Staatskörper sich auszuschließen; die Demokratien aber sahen in der neuen, ihnen unverständlichen Verfassung den Untergang ihrer

Freiheit und Religion. Als Vorstellungen erfolglos blieben, zitterte das entschlossene Volk auch vor dem blutigen Ausgange nicht.

Den Mittelpunkt des Widerstandes bildete Schwyz, wo der Capuziner Paul Stiger und der Einsiedler Pfarrer Marianus Herzog das Volk begeisterten, und Alois Reding, ein Mann von untadelichem Charakter und mit dem Muthe und Geschicke eines Feldherrn, zur Führung seines Volkes berufen war. Gegen Schwyz richtete sich der Hauptangriff der Franzosen gleichzeitig von verschiedenen Seiten. An der Schindellegi, beim Rothenthurm und am Morgarten stritten die Schwyzer mit dem Heldenmuth ihrer Väter und siegreich; die großen Tage einer in der Geschichte verherrlichten Zeit schienen noch einmal wiederkehren zu wollen, und kaum ist je in der neuern Geschichte ein Volk heldenmüthiger dagestanden als das kleine Schwyz gegenüber den kriegsgewohnten Schaaren Frankreichs. — Es war ein schwerer Tag, als Schwyz, an seinen Siegen sich verblutend, und auf einen täglich engern Raum zusammengedrängt, mit widerstrebendem Herzen sich in die neue Verfassung fügte, und seine wenigen Verbündeten zur Nachfolge aufforderte.

Den letzten Versuch des Widerstandes machte in diesem für unser Vaterland unvergeßlichen Jahre Unterwalden. Nur der Nothwendigkeit weichend, hatte es sich zur Einheitsverfassung bekannt; als aber die neue Regierung unklug genug war, auch noch einen Bürgereid zu verlangen, wurde er in Schwyz und Stanz verweigert. Doch unterwarf sich Schwyz, ehe es zum Kampfe kam; so daß Nidwalden allein stand, allein, aber unbeweglich entschlossen, unter das verhaßte Joch das Gewissen nicht zu beugen. Geistliche, und Paul Stiger, der Schwyzer, voran, waren auch hier die Leiter des Volkes. Fürchterlich war der Kampftag des 9. Septembers; die französischen Brigaden, deren Einschreiten das helvetische Direktorium (Eidgenossen gegen ihre ehmaligen Brüder!) selbst verlangt hatte, erlitten bei St. Jakob und beim Rotzloche ungeheure Verluste, bis das unglückliche Volk übermannt und zertreten war. Nun wüthete Mord und Brand durch die stillen, gesegneten Thäler Nidwaldens, das an jenem Abende gegen vierhundert seiner treuesten Kinder weniger zählte. Von der Kunde dieser Gräuel

erschüttert, schrieb damals (26. Sept.) der Geschichtschreiber Johann von Müller von Wien aus *): „Die Unterwaldnische Atrocität, eine nicht sowohl auf den Franzosen als auf dem Direktorium zu Aarau haftende Blutschuld (jene waren von diesem gehetzt), diese die ganze bundesvergessene und versunkene Nation infamirende Geschichte, entscheidet mich ganz. — — — Seit sie die blindwüthenden Schlächterhunde auf die stillen Lämmer in jenen friedlichen Auen hetzen, seit alle Cantone die Flammen haben sehen, den ihre Brüder vernichtenden Donner haben hören können, ohne daß auch nur Einer die Nation zum Selbgefühl aufgerufen, ohne daß nur Einer über der Blutrache zu sterben beschlossen hätte; da die Schamlosen zu Aarau wohl gar dekretiren, das Blutbad sei ein Verdienst gewesen; da unsre alten Eidgenossen, Winkelrieds Enkel, ohne ein einiges, freies Bemitleidungs-, Bewunderungs-Theilnehmungswort, ohne daß Fluch über ihre Feinde erschalle, den Weg ihrer edeln Väter gegangen sind — so bewahre mich Gott, ferner zu dem herabgewürdigten Volke gehören zu wollen, das dem allem zuschaut, und Regenten leidet, welche solche Dinge gebieten! — — — Nach solchen Thaten hat kein Zweifel Platz. Das Werk ist vom Bösen, und wenn ein Gott ist, so ruhet sein Fluch darauf, und auf den Abscheulichen, die an dessen Spitze sind. — — So lang sie ruhig fort reichsnen, und Appius Ochs keinen Virginius findet, und niemand die Mörderhorde sprengt: wo ist ein Theil der Nation, der nicht Haß oder Verachtung verdient? Hier ist auch Furcht nicht entschuldigend; mehr als ein Mal stirbt niemand, und einmal ein jeder.“ — —

— — „Man will die Helden durch Anführung abergläubischer Züge beschimpfen, wie wenn man die in den Thermopylen oder die Decier durch solche Dinge verächtlich machen wollte. Ich weiß, daß Glauben außer Mode ist; ich fühle, daß es sogar schwer wird; aber verbürgen wird am Ende doch niemand, daß sie so gar Unrecht hatten, auf den Gott ihrer

---

*) Den Brief habe ich zum ersten Male herausgegeben als Anhang zu „Joh. v. Müllers Worte der Wahrheit an alle Eidgenossen.“ Zürich, Orell und Füßli, 1832. — Oben gebe ich nur Stellen daraus.

Väter zu trauen, der Erfahrung, der Geschichte zu folgen; dürfte doch endlich seine Rache erwachen — es ist eine Nemesis. Die Hetzer, die Mörder und die durch geheuchelten Beifall sich zu retten vermeinen, dürften zuletzt den Kelch, den sie sich einschenken, doch noch trinken müssen. — — — — Mich lasse! Wenn die Schweiz nicht wieder aufwacht, oder nicht aufgerüttelt wird, so komme ich nicht wieder; nein, nie unter die Krallen der fünf eingefleischten Teufel, die den Schauenburg wider Unterwalden requirirt haben; nein, nie unter den verächtlichen Pöbel, der Arnold Winkelried vergißt, und einen Ochs anbetet!" —

Als so jedes aus dem Herzen der Nation hervorgehende Widerstreben in Mord und Zerstörung begraben lag, richtete sich der letzte hoffende Blick der Gegner fränkischer Herrschaft auf das Waffenglück der östreichischen und russischen Armeen (1799). Schon waren in einigen nördlichen und östlichen Cantonen die ersten Schritte der Rückkehr zur alten Ordnung gethan, als die Schlacht bei Zürich, wo Massena's Talent einen glänzenden Sieg über russische Massen erfocht, allen Erwartungen der Freunde des Alten im achtzehnten Jahrhundert ein schnelles und erschütterndes Ende brachte.

Von neuem war dadurch der einen und untheilbaren *) helvetischen Republik ihr kümmerliches Dasein gefristet. Von der politischen Berechnung fränkischer Machthaber geboren, vom fränkischen Schwerte dem schweizerischen Boden aufgedrängt, mit Blut getauft, von Räuberhänden gewiegt, von denselben Händen wiederholt gegen innere und äußere Stöße geschirmt, die der jungen Treibhauspflanze den Untergang drohten — das war die helvetische Republik, deren marktschreierische Kinder es wagten, sich die ersten Väter der wahren Freiheit zu heißen **).

Der ganze Gedanke, den verschiedenartig zusammengesetzten Bundesstaat in eine einzige, einfarbige, nach französischem Gusse und Schnitte umgeformte Republik, mit strenger Cen-

---

*) Der Witz der Gegner übersetzte dies in „unheilbare."

**) Es giebt zarte Nerven, denen dies Urtheil zu heftig klingen wird; diese verweise ich bloß an Shakespeare's Wort: „In matters of such Kind 't is passion, to be cold."

tralität und mit einer nach der Kopfzahl arithmetisch berechneten Repräsentation, mit einem Schlage umzuwandeln — dieser ganze Gedanke, sage ich, konnte nur aus einer Zeit und einer Richtung entstehen, die das innerste Wesen alles historischen Werdens und Entstehens verkennend, im Rausche nie erprobter Theorien, mit einigen Formeln den Staat zu konstruiren meinten, mit Phantasien, deren Wurzeln man umsonst im Volksleben suchte, den Menschen lenken, und keck auf eigene Faust die Welt verjüngen wollten. Man irrt, wenn man in Abrede stellt, daß manche Freunde des Vaterlandes aus redlicher Ueberzeugung von jener Einheits-Verfassung (nur daß sie das Geschenk gern vom Schenker getrennt hätten!) die größten politischen Wohlthaten, die Regeneration des Landes erwarteten. Aber eben so wahr ist es, daß viele der eifrigsten Neuerer in dem Phantome der Einheit und der Untheilbarkeit nur den sichersten Weg erblickten, der sie zu despotischer Macht führen konnte, und es ist nicht zu verkennen, daß sie ihren Meistern im Westen das Geheimniß klüglich abgelauscht hatten. Denn Frankreich, dem in der Kunst des Despotisirens allezeit der Vorrang gebührte, wußte recht wohl, in welchem Mantel seine Vasallen ihm am gelehrigsten dienen würden; darum wies es der Schweiz jene Central-Form an, die — im grellsten Widerspruche gegen Natur und Geschichte des Landes, losgerissen von allen Erinnerungen und Gewöhnungen des Volkes — das Steuer am zuverläßigsten in die Hände einiger wenigen Werkzeuge Frankreichs bringen mußte *). Mit Einem Worte: die aufrichtigen Anhänger der Theorie waren die Betrogenen; dem, der sich nicht eigensinnig die Augen zuhält, erscheint heute die helvetische Republik als willkürliches Machwerk Frank-

---

*) Ein Kenner der Menschen und der Staaten, Edmund Burke, in seinen Reflexions upon the french revolution sagt: „Die Politik solcher barbarischer Sieger, die ein überwundenes Volk verachten, und seiner Gefühle spotten, war von jeher bemüht, alle Eigenheiten des alten Zustandes in Religion, sittlichen Gesetzen und Betragen, so viel an ihnen lag, zu verlöschen, alle innern Grenzen zu verändern, allgemeine Armuth zu erzeugen, das Eigenthum feil zu bieten, Fürsten, Edle und Priester zu unterdrücken.“

reichs, das auf diese Weise am unbedingtesten unser Vaterland zu seiner Creatur entwürdigen konnte.

Im Innern des neugeschaffenen Staates herrschte die Art von Regsamkeit die der Oberflächliche für Leben, der tiefer Blickende für Fieber-Symptome ansieht. Zwar waltet in den damaligen Dekreten eine schöpferische Stimmung; aber weder Gegenwart noch Zukunft konnte unter dem Schatten jener Schöpfungen ruhen. Es waren todte Geburten, ein dürres Wort, auf welchem der unversöhnliche Fluch der Unfruchtbarkeit lag. Auch um Wort, Schrift und Umarmung der Vertreter der Nation lag im Beginne eine übersüße, mit Brüderlichkeit übertünchte Umhüllung; aber bitterer Hader im Innern und blutiger Zwang nach außen zeugten bald genug vom Walten andrer Geister. Dreifach ist die Zusammensetzung, die in jenen Behörden hervortrat; voran gehen die Männer, die mit edler Liebe, mit lauterem Herzen an eine Regeneration ihres Landes glaubten, und sie — hierin den Zeitmeinungen unterthan — in jener künstlichen, modernen Form erwarteten; Escher von der Linth gehörte nach dem Zeugnisse aller Urtheilsfähigen in diese Reihe. Neben diesen standen die Leidenschaftlichen und Ehrgeizigen, denen selbst mit dem Schutte der ganzen Schweiz die Aufrechthaltung ihres Systems nicht zu theuer erkauft schien, oder die ihrer persönlichen Geltung noch das letzte Ehrgefühl ihrer Nation frevelnd geopfert hätten. Endlich fehlte es auch nicht an jener armseligen Ausgeburt aller lange dauernden politischen Erschütterungen: jene glatten Aal-Naturen meine ich, die ohne Halt und Kern, ohne Herz und Nerv sich nur durch den instinktmäßigen Tastsinn auszeichnen, womit sie jede Umwandlung voraus merken, und sich zuerst zum Uebergange anschicken. Dolder war in diesem Kreise der bemerkteste, und treffend verglich man ihn dem Korkholze, das eine Eigenschaft nie verliert, obenauf zu schwimmen. Schon in einer solchen aus den ideellsten und gemeinsten Bestandtheilen zusammengesetzten Mischung lag ein bedenklicher Keim verborgen; aber die innere Auflösung kam erst an's volle Licht, als die bodenlose, trotz aller Uebergriffe in fremdes Eigenthum nahrungslose Verwaltung in einen völlig zerrütteten Haushalt blicken ließ, und als die Parteien der Einheit und des Staaten-Bundes (Föderative) sich — während die Mehrheit des Volkes alle Formen theilnahmslos

kommen und verschwinden sah — wechselsweise verdrängten durch Intriguen bald, bald durch Ueberlistung, Ueberraschung oder durch geheimes Verständniß mit Frankreich. Denn seitdem durch den Mann, welchem die Restauration des Militair-Despotismus aufbehalten war, in Frankreich mit dem neuen Jahrhunderte die Herrschaft republikanisch-demokratischer Ideen gestürzt worden war — seitdem hatte auch in der Schweiz Frankreich aufgehört, der unbedingte Beschützer der „Einheit und Untheilbarkeit“ zu sein. Es schien sich sogar deutlich den Föderativen nähern zu wollen; doch war auf seine, oft plötzlich sich wieder zurückziehende Begünstigung kein Verlaß; im Vertrauen auf sie gewann bald diese, bald jene Partei den Vorrang in den obersten Behörden; und unter diesen haltlosen Verschiebungen, Schwankungen und Täuschungen verlief die Geschichte vom Frühjahr 1801 bis zu dem von 1802. Es ist ein Gewebe, das uns den Eindruck des Intriguen-Lebens aus der schlechtesten Byzantinischen Zeit hinterläßt. Für den Einsichtigen war es wohl unverkennbar, daß der Mächtige im Westen nur den Zeitpunkt erzwingen wollte, wo seine Gesetzgebung unvermeidlich würde. Ein Ereigniß, das von der ganzen Nation mit Recht als eine Wohlthat begrüßt wurde, sollte jenen Moment beschleunigen.

Aus wohl berechneten Gründen war die französische Armee aus der Schweiz zurückgezogen worden (August 1802); und dies eben war der föderativen Partei die Losung zum Umsturz der Einheits-Verfassung. Auch diesmal gingen die drei Länder, die sich jetzt wieder wie im vierzehnten Jahrhundert als den eigentlichsten Kern der Schweiz erwiesen, im Widerstande voran; sie erklärten sich für unabhängig von der helvetischen Regierung, und wiesen die Angriffe ihrer Truppen zurück. Uebereinstimmendes Handeln andrer Kantone war besonders durch die schweizerische Verbrüderung, eine Verbindung angesehener und unternehmender Männer von verschiedenen Orten, vorbereitet, und durch die gegen die „Helvetik“ unwillige oder gleichgültige Stimmung der Bevölkerung äußerst erleichtert. Jetzt entwickelte Zürich den alten eidgenössischen Sinn und die Thatkraft, die vier Jahre früher durch die Stimmung der Landschaft gelähmt worden war; zweimal beantwortete es unbezwungen die Beschießung durch die helvetischen Truppen un-

ter Andermatt (Sept. 1802). — Unter Emanuel von Wattenwyl rückten die Schaaren des Berner-Oberlandes, unter von Erlach diejenigen des Aargaus gegen Bern, wo nach kurzer Beschießung (18. Sept.) die helvetische Regierung kapitulirte, um nach der Waat, ihrem letzten Zufluchtsorte, abzuziehen. Nichts beweist mehr als dieser den unbegreiflichsten Versäumnissen und Unvorsichtigkeiten zum Trotze gelungene Aufstand, daß so ganz wurzellos, ohne alle geistige und sittliche Kraft, die helvetische Regierung und ihr System nicht einen Augenblick länger fortzudauern verdiente. Nun schien es, als wolle nach vier Jahren endloser Zerrüttung plötzlich die alte Eidgenossenschaft wieder aus den verworrenen Elementen auftauchen; zu Schwyz versammelte sich eine Tagsatzung der alten Regierungen (27. Sept.), und am 3. Oktober erlitten die helvetischen Truppen in der Gegend von Murten die entscheidende Niederlage. Die helvetische Regierung war jetzt verloren, wenn nicht in demselben Augenblicke das Wort des französischen Consuls den Fortschritten der Verbündeten ein gebieterisches Ziel gesetzt hätte (4. Okt.). Als „Vermittler der Zwistigkeiten“ der Schweiz auftretend, gebot er Wiedereinsetzung des helvetischen Senates, Niederlegung der Waffen, und entbot Abgeordnete aller Cantone zu sich, um die Mittel für Ruhe, Einigkeit und für Versöhnung der Parteien mit ihm zu berathen. Drohend schloß er: „Schmerzhaft wäre der Gedanke, wenn in einem Zeitpunkte, wo neue Republiken sich erheben, eine der ältesten zum Untergange bestimmt wäre.“ — Bis auf einen bestimmten Punkt hatte Napoleon den Aufstand wollen gewähren lassen, aber einem selbstständigen Aufschwunge der Nation, einer Herrschaft des alten Systems war er nicht gesonnen, ruhig zuzusehen; die Schweiz — das war sein Wille — sollte unter der Form einer Vermittlung ihm gewissermaßen ihre Existenz verdanken. Bereitwillig und ihres Ursprunges würdig ließ sich die helvetische Regierung noch einmal von den französischen Waffen ihr unbeneidetes Dasein verlängern. Sich gegen die fremde Vermittelung sträubend und mit der Erklärung, nur der Uebermacht zu weichen, löste sich die Tagsatzung zu Schwyz auf (26. Okt.), als schon die französischen Truppen in Bern eingezogen waren.

Die Mediations-Verfassung, zu deren Berathung und Annahme die schweizerischen Abgeordneten sich um Napoleon versammelt hatten, enthielt wesentliche Bedingungen, um die Interessen des Föderalismus wie der Centralität zu versöhnen. Die Cantone hörten auf, wie unter der Einheit, bloße Verwaltungsbezirke zu sein; sie erhielten wieder ihr selbstständiges, persönliches Dasein *). Doch was die alte Eidgenossenschaft zu ihrem Verderben versäumt, was Steiger in seinen letzten Jahren für unerläßlich erklärt hatte, wurde jetzt passend angeordnet: so viel Centralität, als für die Darstellung einer eigenen Nation, für ihre Ruhe im Innern, für ihr Auftreten gegen das Ausland erforderlich schien. Rechtsgleichheit der Cantone, der alten wie der neugeschaffenen, und Aufhebung aller Familien-Vorrechte sollten in der Mediation als eine reife Frucht der Revolution, anerkannt und fortan in Kraft bleiben. In einer mündlichen Unterhaltung mit den Abgeordneten äußerte sich Napoleon u. a.: „Die kleinen Cantone sind es, welche ich achte; diese allein sind es, welche mich, so wie die übrigen Mächte Europa's, zurückhalten, Euch zu nehmen. Die übrige Schweiz ist ein Land wie Frankreich, und welche ich nicht als die wahre und eigentliche Schweiz betrachten kann. Unter ihrem Schutze hat sich Helvetien groß gebildet ... Ich will nicht, daß andere Kantone, die groß und reich geworden sind, die Meisterrolle im Lande spielen.“ — — „Nicht Gewaltthätigkeit, sondern Schwäche sollte man der helvetischen Regierung vorwerfen. Wenn man sich mit dem Regieren befassen will, so muß man mit seiner Person zu bezahlen wissen, und sich tödten zu lassen fähig sein“ **).

---

*) „Drum ist es ein Irrthum zu glauben, das Allgemeine werde an Leben gewinnen durch die Vernichtung aller individuellen Verhältnisse. Könnte in jedem Stande, in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe ein eigenthümliches Selbstgefühl erzeugt werden, so würde aus diesem erhöhten und vervielfältigten individuellen Leben auch das Ganze neue Kraft gewinnen.“ — F. v. Savigny: Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.

**) Hans v. Reinhards Lebensgeschichte durch v. Muralt, S. 458, und Meyer II. S. 710.

Den 19. Febr. 1803 war das Vermittlungswerk beendet, und im Ganzen bereitwillig angenommen. Alle Segnungen der Ordnung und des Friedens, eine kräftige Regierung *), Gemeinsinn, Wissenschaft, Sittlichkeit hoben sich wieder zusehens — und dies ist die große Lichtseite der Mediation. Dagegen war es auch laut vor Europa ausgesprochen — und die Art, wie die Vermittlung gegeben war, da die Schweizer wie Vasallen zu ihrem Lehensherrn nach Paris berufen wurden, war das sprechendste Zeugniß dafür — daß die Schweiz Frankreichs genauer Verbündeter, und an seinen Siegeswagen gefesselt sein solle. Wurde ja doch in der Mediations-Periode die Besorgniß, mit Frankreich zuletzt verschmolzen zu werden (und der Gedanke war nur zu gegründet) von einem schweizerischen Schriftsteller mit dem ehrenden Troste widerlegt: „Kann er denn sein eigenes Werk wieder vernichten wollen?“

Als nun in den Jahren 1813 und 1814 jener große Wendepunkt im Schicksale von Europa eintrat, dessen Folgen den gewaltigen Usurpator vom Throne stießen: da war es unabwendbar, daß die in der Politik herrschend werdenden Gedanken einer großen allgemeinen Restauration auch in die Verhältnisse der Schweiz eingriffen. Einmal konnte das Verhältniß der Abhängigkeit von Frankreich, wie es in der Mediation verwirklichet geblieben, nicht länger fortdauern; die Cantone mußten zu einem neuen, freiwillig geschlossenen Bunde zusammen treten. Sodann konnte die Fortdauer der Grundlagen einzelner Cantone oder Verfassungen selbst Gegenstand des Streites werden; und gerade in dieser Beziehung traten bald zwei bedeutend auseinander gehende Richtungen hervor. Die eine suchte die Verhältnisse so viel als möglich auf den Stand der Dinge vor der französischen Revolution zurückzuführen; die andere erblickte in der völligen Vernichtung von Zuständen

---

*) Napoleon selbst hatte es gegen die beiden Berner von Mülinen und von Wattenwyl ausgesprochen: er habe es lieber mit dem Kopfe als mit dem Schwanze der Nation zu thun. Diese seine Neigung ließ er auch die Schweiz immer deutlicher fühlen, je entschiedener er die Herrschaft des monarchischen Prinzips förderte. Man vergleiche die treffliche Biographie des Schultheißen von Mülinen im achten Band des „Schweiz. Geschichtforschers.

und Ansprüchen, die nun bereits ein historisches Dasein gewonnen hatten, ein eben so ungerechtes als unweises politisches Verfahren; die Rettung dessen, was sich als nothwendig oder probehaltig erwiesen, glaubten sie der Zukunft und der Vergangenheit gleich sehr schuldig zu sein. Die Familien-Aristokratien in der westlichen Schweiz waren es vornämlich, die jener ersten Richtung huldigten, während die meisten ehmaligen Stadtregierungen und natürlicher Weise alle neuen Cantone in der zweiten Reihe standen. In den beiden neben einander bestehenden Tagsatzungen zu Schwyz und Zürich bildeten sich die Centralpunkte beider Parteien; in Schwyz die radikal-restaurirende, in Zürich die liberal-erhaltende. Die Erwartungen der Restaurationspartei, und zumal der jüngern Männer aus derselben, hatten sich vorzüglich auf das Benehmen eines Mannes gestützt, über dessen Erscheinung noch jetzt ein Dunkel liegt. Der Graf von Senft-Pilsach trat in Bern als östreichischer Bevollmächtigter auf; als solcher drang er sehr nachdrücklich auf die Wiederherstellung der ehmaligen Verhältnisse; erst als die alliirten Truppen in Bern einmarschirten, wich Berns Mediations-Regierung seinen Forderungen. War aber einmal die alte Republik Bern ins Leben zurückgerufen, so mußte sie zufolge ihres innersten Lebenstriebes auch das Gleichartige um sich herum zu befördern trachten. Fragen wir nun, warum diese anfangs so kräftig auftretende Tendenz am Ende doch theilweise unterliegen mußte; forschen wir nach den Gründen des plötzlichen Verschwindens Pilsachs: so scheint der Schluß der natürlichste und begründetste, daß jene anfangs von der ausländischen Politik begünstigten restaurirenden Bestrebungen später ein Opfer eben dieser Politik geworden sind. Auch ist es fast unzweifelhaft, daß die tiefere Quelle jener Wendung in Kaiser Alexander lag, dessen Ansichten über die Schweiz durch La Harpes Einfluß bedingt und eben damals wieder in gleichem Sinne geleitet wurden. Somit war es entschieden, daß die Stimme der großen Mächte sich für die Tagsatzung zu Zürich und ihr System erklärte; die entgegenstehende fügte sich. — Des Entgegenstrebenden und der unvereinbaren Elemente blieb aber noch so viel, daß nur die Entscheidung des Wiener-Congresses zerstörender Entzweiung entgegenwirken konnte. Die Anordnung der inneren Verhältnisse

blieb den Cantonen selbst vorbehalten; und auch hierin gieng die Ruhe erst aus längerer Gährung hervor. Wesentlich waren die drei politischen Hauptelemente der alten Schweiz jetzt wieder erhalten, mit Ermäßigungen freilich, welche die veränderte Zeit gebieterisch gefordert hatte: neben der absoluten Demokratie Hirten-Cantone standen die Stadt-Regierungen mit untergeordneter Vertretung des Landes und die ebenso oder noch leiser gemischten Patriziate.

Schon zu wiederholten Malen war in diesem Jahrhundert unser Vaterland bei einem der Wendepunkte angelangt, die über die Zukunft eines Landes zu entscheiden pflegen, Wendepunkte, deren rasche Folge auf ein aus den Fugen gerissenes Dasein deutete. Das Jahrhundert begann mit einem Zustande der Auflösung, wo die Verzagtheit so hoch stieg, daß ein längerer Fortbestand der Schweiz vielfach unter die gutmüthigen Träume verwiesen wurde. Es lag in der Natur der Dinge, daß jene revolutionäre, atomistische Zerrüttung nur unter der Zucht einer diktatorischen Vormundschaft zur Ruhe kam: die Mediation erfüllte für die Schweiz die Bestimmung, welche Napoleons Auftreten im Großen für Frankreich hatte. Als diese beiden Schwingungen durchlaufen waren: das Auseinandergehen in revolutionäre Tendenzen und das eiserne Zusammenhalten eines despotischen Willens — so schien in der Restauration eine Periode eintreten zu können, wo die Erfahrungen der Revolution und der Diktatur einem unabhängigen Staats- und Volksleben zu Gute kommen sollten. Zu schönen Erwartungen konnte vieles berechtigen; denn vom Rausche metaphysischer Theorien zurückgescheucht, versuchte man mit neuer Liebe an die fanatisch zerrissene historische Entwickelung anzuknüpfen, ohne das Extrem derer gewähren zu lassen, die von einer überspannt privatrechtlichen Auffassung aller Staatsverhältnisse mißleitet, gern auch das unrettbar Verlorne und Antiquirte in die Wirklichkeit zurücknöthigen wollten. In der Stellung der meisten alten, in dem Lebenstriebe der neuen Cantone war dort mehr das erhaltende, hier das fortbewegende, politische Prinzip vorherrschend; beide Kräfte in den Staats-Organismus aufgenommen, konnten zur Lebensbereicherung werden. — Trotz vieler Halbheit, trotz dem Mißverstehen der eigentlichen Fundamente blieb so viel Zusammenhaltendes und

Lebenskräftiges, daß die Anbahnung einer allmäligen Wiederverjüngung des Vaterlandes außer Zweifel schien.

Seitdem wurde unsre Entwickelung theilweise wieder in den Zustand zurückgeschleudert, welcher der Mediation vorausgegangen. Und wenn gleich die Einheit nicht proklamirt, und die Einwirkung des Auslandes nicht so schmählich empfunden wurde: so gieng die Umwälzung doch beide Male von denselben Theorien aus (wo nämlich überhaupt an Theorie zu denken ist). In dem Siege der Masse war die Loslassung einer Naturkraft ausgesprochen, die jetzt jeder Mißleitung des Eigennutzes oder den eigenen Delirien preisgegeben war. Was Organismus gewesen war oder sein sollte, sank zum Stoffe herab. Es war eine Zeit der Sichtung; als sie lange dauerte, sah man viele die Farben vertauschen, andre haltungslos schwanken; erschreckend stellte es sich heraus, wie sehr die sittlichen Grundlagen untergraben seien; die Farben wurden Mittel für individuelle Zwecke. — Welchem Ziele ein Volk, dessen religiöser, sittlicher, drum auch zuletzt ökonomischer Bestand untergraben ist, entgegen gehen müßte: das kann jeder unschwer ermessen, der sich an ähnliche Symptome in der Entwickelungsgeschichte der antiken und mittelalterlichen Republiken erinnert.

Diese Erinnerung will nicht die Zukunft mit bangen Besorgnissen umdüstern; noch weniger möchte sie wiederholen, was mit kaltem Herzen viele liberal Geheißene prophezeien — sie wendet sich nur an die Männer, die mit dem klaren Bewußtsein unsrer Zustände den entschiedenen Willen verbinden, mitten in der Auflösung einen Damm zu bilden, für eine gedeihlichere Zukunft. Es ist eine stärkende Wahrnehmung für den Beobachter, daß sich an vielen Orten für diese letzte Zuflucht unseres Landes stärkere oder schwächere Ansätze vorfinden. Mögen diese die Mission nicht verkennen, welche die Vorsehung augenscheinlich in ihre Hände gelegt! — Wenn längst die Bedränger unserer Wohlfahrt, wenn die Phraseologen und Phantasten ihren Weg gegangen sind, so wird man mit Achtung und Theilnahme von denen sprechen, die — aller Beeinträchtigung und Zeitungunst ungeachtet — jedes ächte Erbe der Väter nicht fallen ließen. Lassen sie sich nicht durch Zahlen entmuthigen, die nur der Unglaube für untrüglich hält: so

wird ein intensives Leben ersetzen, was an äußerem Umfange gebricht; durch Reinheit der Gesinnung, durch Geistigkeit der Kraft werden die so vereinten Bestrebungen eine unverwüstliche Grundlage anbauen. —

Und auf daß unser Blick sich nicht engherzig oder kleinmüthig beschränke: dürfen wir nie ein zweites, umfassenderes Vaterland vergessen, in dessen Verbande alle sich begriffen wissen, die nicht im Reiche der Nichtigkeiten dahin schleichen: das Vaterland unseres Geistes und Herzens, die Gemeinschaft in Wissen und Glauben, die keine politischen Grenzen kennt. Ein neuer Morgen ist dort angebrochen — die da Augen haben zu sehen, die sehen es — an reineren Gluten hat sich ein höheres Leben angefacht, und wirkt schon erwärmend nach allen Lebensgebieten hin. In dieser Wiederverjüngung des Lebens, in der Rückkehr zu lebendigen und unausschöpflichen Quellen des Daseins ist Deutschland uns vorangeschritten (nicht die Masse, sondern der Kern, welcher uns Deutschland repräsentirt), nachdem es in sittlicher Versunkenheit und in politischer Beknechtung den Kelch verschuldeter Leiden und segnender Heimsuchungen hatte trinken müssen. Es ist nüchtern davon geworden und lebend; mögen nur die reichen Strömungen dieses neuen Lebens in der ernsten Erforschung des Wahren, in der innigen Hingabe an das Göttliche befruchtend über unser Land sich ergießen; daß wir so in Wahrheit die Gemeinschaft des alles neu belebenden Geistes beurkunden!

Schlußwort.

Wir sind also, Verehrteste, heute bei dem Ziele angekommen, das uns an jenem Abende vor Augen stand, als wir uns hier zum ersten Male zusammenfanden. Wir dachten uns damals als stünden wir am Ufer des Zeitenstromes mit der sinnenden Frage: Woher? Um eine Antwort zu finden auf dieses ernste: Woher? sind wir stromaufwärts gegangen um drei Jahrhunderte, und kehren jetzt von dieser gemeinsamen Wanderung zurück, wo uns neben dem Verwerflichen oder Gemeinen auch des Großen und Erwecklichen nicht wenig begegnet ist. Sei es nun, daß jene bedeutungsvolle Frage über das Woher? ihre völlige oder nur theilweise Lösung und Befriedigung gefunden habe: immerhin lese ich Eine Frage auf Ihrer aller Lippen, die sich an jene erste natürlich genug anfügt. Wohin geht jener Strom? Wohin werden die Entwickelungen und die Verwickelungen unsrer Gegenwart führen? Wohin wird es mit uns kommen? — Auf solche in die dunkle Ferne führenden Fragen hat unsre geschichtliche Betrachtung kein Orakel bereit. Wohl gilt es von der Geschichte noch immer in einem gewissen Sinne, daß sie eine Prophetin ist, und mit ihrem unbestochenem Lichte manches Dunkel der Zukunft zu erhellen vermag; doch nie wird sie sich unterwinden, die Rathschlüsse einer höheren Weisheit im Einzelnen belauschen zu wollen. Bescheidener aber nicht minder ernst ist ihre wahre Aufgabe: in den ehemaligen Quellen des Verderbens die künftigen, in den ehemaligen Wegen der Rettung die dereinstigen zu erkennen, und die untrüglichen Sterne der Hoffnung aller Besseren aufzufinden! — Nach dem beschränkten Maße, welches mir verliehen ist, habe ich auch in unsern nur zu schnell entschwundenen Abendstunden mir dasselbe Ziel vorgesteckt, wenn ich die Erlebnisse unseres Volkes bis auf unsre

Zeiten herab, nach ihren heiteren und ernsteren Seiten, Ihnen darstellte. Was dabei mangelhaft und ungenügend gewesen: fühle ich selbst am lebendigsten, aber wie mancher gerechte Tadel mich auch treffen möge: so giebt mir mein Gewissen doch ein Zeugniß, mit dem ich zu bestehen hoffe; daß nämlich mein Kampf ein redlicher war. Mit der mir gewordenen Ueberzeugung habe ich weder gefeilscht noch gemarktet, und nie dasjenige, was im innersten Wesen oder in seinen Folgen vom Argen ist, mit feiger Klugheit umgangen, oder mit erkünstelter, lauer Vermittelung zu bedecken gesucht. Doch wie unendlich leichter war mir dies durch die Zuversicht geworden, daß ich vor Ihnen nicht die eigene Weisheit zu erweisen hatte (deren Dürftigkeit sich ohnehin nicht lange würde verborgen haben), sondern daß es mir beschieden sei, Ihrem eigenen Gefühle und Ihrer aller Gesinnung den vereinigenden Ausdruck zu geben. Wohl darf ich es gestehen, wie oft ich, ehe ich unter Sie trat, mir hätte die Kraft erbeten mögen, dem Siechthume der Zeit ein volltöniges, allen in die Seele dringendes Wort entgegen zu setzen. Denn eben nur die volle Wahrheit, wenn sie zum Bewußtsein des Guten und zur freudigen Anerkennung gelangt, kann dem Reiche des Geistes, der ein Lügner war von Anfang, ein Ende machen. Dieser Geist ist es, der Argwohn und Verzagtheit, der all den Hader und die selbstische Zersplitterung unter uns geworfen hat, wodurch die besten Kräfte für Gegenwart und Zukunft verloren gehen. Dieser Geist ist es, der durch die Verwirrung der Sprache, durch die vergiftende Vermischung des Heilsamen und des Zerstörenden so viele der Besseren an sich irre gemacht, und jede engere Gemeinschaft so unendlich erschwert hat; darum ist nun das was sonst der gesunde Sinn und ein reines Gefühl ohne Mühe unterschied, durch Heuchelei und Mißbrauch aller Art, fast bis zum Unkenntlichen entstellt worden: Freiheit und Frechheit, Vernunft und Sophistik, die reine Glut edler Begeisterung und das trübe Nachtlicht des Fanatismus, der Segen des Gesetzes und das Schreckbild des Despotismus, der männlich würdige Gehorsam und der feile Servilismus, die kindlich getroste Ergebung in eine höhere Hand und die verwirrende, mißleitete Schwärmerei — sind diese im Bewußtsein von uns allen genau und scharf geschieden? Oder hat nicht alles dazu beige-

tragen, auch für das ernstere Gemüth mehr und mehr die Gränzen zwischen Licht und Finsterniß zu verwischen und zu verwirren? Und doch was hängt nicht alles davon ab, ob unser Urtheil und unsre That zwischen jenen beiden Gebieten mit Sicherheit wähle und entscheide? Alles hängt davon ab! erwiedre ich: die höchsten und edelsten Güter unsers Geschlechtes, Friede oder Zerrissenheit eines jeglichen Gemüthes, Sicherheit oder Verlassenheit eines jeglichen Lebens. Und von dieser Lebensaufgabe ist keiner unter uns ausgeschlossen.

Vor unsern Augen ist es verborgen, welches Geschick über unser Vaterland verhängt ist; ob es den Weg gehen müsse, den im Alterthum Griechenland und Rom und in neuerer Zeit die Republiken Italiens gewandelt sind? Verborgen ist es uns, ob nicht noch einmal unserm Volke ein Auferstehungsmorgen *) seiner Entwickelung warte. Wie wir uns drum auch zur Gegenwart und zur nächsten Zukunft stellen mögen, welche Bestimmung auch dem Einzelnen von uns zu Theil werden möge: Ein Ruf ergeht an uns alle, und Einer Bestimmung darf sich kein Redlicher entziehen! Ich meine den Ruf des Gewissens, wachsam zu sein in einer unbewachten Gegenwart; ich meine die Bestimmung, die für keinen zu hoch oder ungewiß sein kann, daß jeder an seinem Theil, wenn auch im Stillen und im Kleinen, zur großen Aussaat einer besseren Zukunft beitrage. — Gerade dann, wenn das Künftige mit dunkeln Wolken umgeben, wenn das Jetzige in manchem Betracht von den bedenklichsten Symptomen begleitet erscheint: dann eben will uns doch wohl die Vorsehung zu bedenken geben, es sei nun an uns, dasjenige zu pflanzen, und dessen sicher zu werden, was uns nicht kann genommen werden. Was an dem besten Marke unsers Daseins nagt, was wie ein schleichendes Fieber in unsern Adern wirkt, was unwiderbringlich zum geistigen Tode und zum physischen Untergange führt: das ist — wenn wir es mit zwei Worten bezeichnen sollen — der Geist der Verneinung und des Widerspruches so wie der träge, sinnliche Schlummer. Jene Verneinung und jener Widerspruch gegen jede höhere, den Menschen beglückende Gewißheit tritt

---

*) Es ist nicht mehr verborgen, denn er geht herrlich auf, Ostern 1839. F.

nicht selten auf mit großer geistiger Kraft ausgerüstet und gewandt in allen Künsten, die den Unbewachten täuschen und auf seinem Pfade irre leiten können. Es ist diejenige geistige Bildung, die für sich selbst genug sein will, die achselzuckend auf die Schwächlinge herabsieht, welche sich nicht schämen, vor einem Höheren sich zu beugen; ein Kind des Trotzes und des Abfalls, Fleisch für seinen Arm haltend, und all den Irrsalen entgegen führend, in die der Gott verlassene, wenn auch geistig noch so hochstehende Mensch gerathen muß. Aber es ist nicht der so eben bezeichnete geistige Gegensatz allein, der den besten Nerv unsers Lebens zu durchschneiden droht; eben so sehr, vielleicht noch mehr ist es ein feinerer oder gröberer Materialismus, der alle Blüthen eines gedeihlicheren und erhebenden Daseins verwelken macht. Dieser Materialismus ist nichts anderes als jene ungebändigte Genußsucht, die das tiefe Weh eines gemißhandelten oder erstickten Inneren in einem künstlichen Schwindel zu betäuben vermeint; nichts anderes ist er als jene nackte Kahlheit, die — wenn auch liebliche und wohlgemessene Reden auf ihren Lippen sind — doch in That und Wahrheit keinen andern Götzen verehrt als das sinnlichste Interesse, und seine handgreiflichen Genüsse. Man sage was man will; aber ich frage nur: wenn jenes in die Sinnlichkeit versunkene Streben und Leben nicht in mehr Herzen wohnte als man gemeiniglich annimmt, woher käme die Unbehaglichkeit, worüber die tiefsinnigsten Zeitgenossen klagen, woher die stumpfe Gleichgültigkeit so vieler für alle über das tägliche Brot hinausgehenden Interessen, das Verzagen an sich selber und an jeder Aushülfe von oben, die Theilnahmlosigkeit für fremde Zustände und endlich die Lauigkeit, von der selbst das Wort der Schrift bezeuget: sie solle ausgespien werden. — Gegen jene geistige Verneinung und Zerstörung gilt es nun, nicht etwa sich geistig abzusperren, denn das hieße: an die Stelle der Vergiftung die Aushungerung setzen; nein, was Noth thut, ist eben auch eine geistige Ausrüstung, nur daß sie nicht sich selber sucht, sondern die Einheit im Höchsten, und aus der Eitelkeit eines raffinirten Genusses zum Ernste einer höheren Bestimmung hindurchdringt. Drum wiederhole ich es: wer diese gesunde, geistige Ausrüstung in unsern Tagen vernachlässigt, der leistet dadurch Verzicht auf jede eindringende Wirkung in der

Gegenwart. — Hilft also gegen diese geistige Vernichtung nur die geistige Erhebung: so wüßte ich auch gegen die sittliche Vernichtung keine bessere Sicherung als eben auch die sittliche Erhebung. Aus der Trägheit des Sinnenlebens, aus der Gefangenschaft des Weltsinnes befreit nur die auf Gott gerichtete, ihn suchende Gesinnung und die unvergängliche Liebe zu den Gütern einer unsichtbaren Welt. Und dürfte denn das Letzte und Beste aus unzeitiger Schüchternheit verschwiegen werden, heute verschweigen werden, da doch — als in der Charwoche wir alle an die heiligsten Erinnerungen der Menschheit gemahnt werden? Das Letzte und Beste: sagte ich, die Zuversicht nämlich, daß wir in einem solchen Bestreben nicht Waisen gelassen sind! Ueber jenes doppelte Grab, über die Wüste der geistigen Zerstörung und über den Jammer der sittlichen Verwesung führt ja doch der Eine uns freudig und sieghaft hinaus: der zur vollen Wahrheit und Zuversicht leitende Geist, welcher allen von der Welt Unbefriedigten, allen redlich Suchenden verheißen ist. — Conservativ wollen Sie heißen und sein, wohlan denn, so seien Sie es; und wenn Sie keine Verfassungen aufbauen und keine Staatsbeschlüsse berathen: so können Sie doch auf den Geist säen und dem Gemüthe sein Heiligthum bewahren. Jeder kann in seinem Kreise dazu mitwirken, daß Zucht und Kraft, daß Glaube und Liebe, daß Genügsamkeit und Herzensreinheit das Erbtheil der Unsrigen werde. Ich denke, auch das hieße: handeln in konservativem Geiste; wofür uns die Zeitblätter zwar nicht beklatschen, und die Tongeber keine Rosen streuen würden, aber segnen würden uns unsre Kinder und Enkel, und segnen würde uns die heilige Stimme im Inneren eines jeden. Das leuchtende Beispiel der Besten in der Vergangenheit und die gerechten Erwartungen des kommenden Geschlechtes heischen von uns diese Gesinnung; und am Ende ist sie uns auch so leicht gemacht, seit wir Den kennen, der in Wahrheit stärker ist als die Welt, und gewaltiger als jeglicher Hochmuth des Zeitgeistes. Und mit einem schöneren Troste könnte ich nicht von Ihnen scheiden als mit dem Glauben, daß die Weihe in Dem uns vereinige, dem wir es verdanken, daß die Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht nur Charfreitags-Leiden, sondern Oster-Hoffnungen kennt! —

Diese meine Hoffnung, daß wir uns nicht bloß zusammengefunden für eine wissenschaftliche Unterhaltung oder für eine — an sich allerdings würdige — erheiternde Belehrung, sondern daß wir uns auch sonst mannigfach berührt und erkannt haben: das — sage ich — ist eine der liebsten Erfahrungen meiner Gegenwart. Und sollte es sich auch nie mehr fügen, daß wir in dieser Weise zu einem ähnlichen Zwecke uns versammelten: so wird mich das Bild der unter Ihnen verlebten Abendstunden doch in jede Lage und auch in der Ferne als ein freundliches, meinem Herzen angehöriges, begleiten. An den Dank für Ihre mich so oft ermuthigende Ausdauer schließt sich der lebhafte Wunsch, daß auch Sie etwas von der bleibenden Anregung und inneren gegenseitigen Verständigung mit sich fortnehmen, wie sie mir in diesen Stunden geworden ist. Und wenn ich es auch nicht ohne ein beengendes Gefühl ausspreche, daß ein so schönes Begegnen verwandter Gesinnung so bald vorüber glitt, und nun auch schon zu dem Vergangenen gehört — so wollen wir beruhigend erwägen, daß die besten und gehaltvollsten Erlebnisse doch immer nur der Abendröthe gleichen, deren schönste Bedeutung ist, daß sie einen kommenden, schönern Morgen verheißt. Möge nur Ihr ferneres Leben an solchen Abendröthen immer reicher werden; immerhin — ich weiß es — wird auch unseren Winter-Abenden bei manchen unter Ihnen eine Stelle aufbehalten sein, in einer Erinnerung, die liebend und kräftigend in unserm Leben sich erweisen muß.

Beilagen *).

I.

Ueber Hallers Reformationsgeschichte Berns.

Eine Geschichte des Uebertrittes der Kirche, von welcher Haller sich getrennt, an deren Darstellung und Würdigung er sich gewagt hat, berücksichtigen wir nicht um ihrer innern Bedeutung willen, sondern wegen des Einflusses, den sie in gewissen, gegen solche Waffen ungeschützten Kreisen haben kann und wirklich ausübt. — In der That, die Schrift an sich („Geschichte der Reformation oder der kirchlichen Revolution des Kantons Bern u. s. w.") fände in einer kalten Beiseitlegung ihre angemessenste Beantwortung, wenn es sich nur um Herrn von Haller und nicht um einige seiner Leser handelte. Denn das gestehen wir von vorn herein, daß wir seit langer Zeit kein Buch mit einem stärkeren Gefühl der härtesten Enttäuschung aus den Händen gelegt haben, als eben dieses.

Wir durften erwarten, daß ein Mann, der in einem von allen Parteien als bedeutend anerkannten Werke die größten politischen Fragen unserer Zeit zu beantworten hatte, ein Mann, der im reifsten Mannesalter zur katholischen Kirche sich gewendet hat und unabläßig bemüht ist, die von ihm betretene Bahn zu bevölkern — daß ein solcher Mann uns in seiner Reformations-Geschichte die geprüftesten und durchdachtesten Resultate über die politische und religiöse Bedeutung der Reformation, über ihr Recht oder Unrecht, und über ihre innern Consequenzen mittheilen werde. Wir durften erwarten, daß er, dem die Vorsehung diese Frage durch seine Stellung und seine Schicksale ganz besonders ans Herz gelegt zu haben schien — daß er uns in diesem verworrenen Gebiete wenigstens um einen Schritt weiter führen werde. Wir durften erwarten, Haller werde sich geistig anschließen an die Reihe jener Männer, die wir

*) Zuerst abgedruckt in der Neuen Kirchen-Zeitung für die reformirte Schweiz. Zürich, bei S. Höhr, 1838.

seit einem halben Jahrhunderte aus der Mitte unserer Kirche haben scheiden sehen: an die Stolberg, Werner, Schlegel, Adam Müller, Jarcke u. a., von denen ein jeder durch seinen Uebertritt und durch die Rechtfertigung desselben unsrer Kirche etwas zu lernen oder doch zu bedenken gab.

Allein schon die zehn ersten Seiten des Buches widersprachen unsrer Erwartung auf das grellste.

Wie ist es denn denkbar — so frägt man — daß ein solches Buch einigen Eingang finden sollte? Für diesen Zweck hat Haller drei Kunststücke in Anwendung gebracht, die zwar längst verbraucht, längst von den Wahrhaftigen in seiner Kirche aufgegeben sind, Kunststücke, die dessen ungeachtet ihre Wirkung für manche Dispositionen noch immer nicht ganz verfehlen. Sie lassen sich mit drei Worten ausdrücken, als: Brandmarkung des Charakters der Reformatoren — Hervorhebung des Verfalls und inneren Widerspruchs der protestantischen Kirche — Verherrlichung und unbedingte Anbetung der Kirche Roms. Wodurch sollen die Reformatoren geschändet werden? durch Märchen, die niemand erfindet oder glaubt als der Parteihaß; was soll über den Protestantismus das Gericht aussprechen? seine Parteiung in Glauben und Verfassung, seine innere Zerfallenheit und Erschöpfung; und was soll der katholischen Kirche ihre Krone bringen? die aller Erfahrung trotzig ins Angesicht schlagende Behauptung: jene sei stets die eine, reine, unbefleckte, göttliche, christliche gewesen und sei es noch heute.

Auch wir wissen es, daß die Reformatoren Menschen waren, fehlende, irrende, deren Gebrechen wir um so weniger zu vertreten brauchen, da sie und ihr Werk dessen ungeachtet groß bleiben und durch drei Jahrhunderte gerechtfertigt sind. Den Schaden und die Krankheit unsrer Kirche bedauern wir gewiß aufrichtiger als Haller, und kennen ihn genauer, als er bei den Söhnen der Gesellschaft Jesu darüber sich unterrichten konnte; aber kennen wir unsern Schaden und bekennen ihn redlich, so kennen wir auch unsre Kraft, und richten uns auf an einer Hoffnung, die sich nie herrlicher bewährte, als in der größten Noth unserer Kirche. Wohl ist es ja wahr, daß so viele todt sind, die zu unsrer Gemeinde gezählt werden; auch, daß neben den Todten viele schlafen, daß viele, die zusammengehörten, unerkannt an einander vorübergehen, und daß nur wenige sichtbar sich die Bruderhand reichen. Was aber giebt uns den Muth, alles dieses frei zu bekennen, und doch aufgerichteten Hauptes in unsrer Gemeinde zu verharren, ohne Mißgunst und ohne Gelüsten aus unsrer äußern Armuth hinüberzublicken in die Fülle jener Einheit, Ordnung und Sicherheit? Diesen Muth giebt keine jesuitische Sophistik und keine politische Berechnung; diesen Muth giebt aber ein Glaube, in dem Tausende unsrer Entschlafenen ihr Heil gefunden

und in dem Tausende der Lebenden frei und stark geworden. In diesem nämlichen Glauben erwächst auch ein Vertrauen, das jedem, der es einmal gefunden, theurer wird, als alles lebenlose Scheinwerk einer versteinerten Einheit und einer ungläubigen Rechtgläubigkeit; das Vertrauen meinen wir, der Geist, der die Einzelnen rettet und sammelt, werde nicht ruhen in der Gemeinde der Seinen, bis er zur rechten Stunde eine reine verjüngte Kirche aus lebendigen Bausteinen aufgebaut hat im Glauben und in der Kraft.

Wer aber erklärt es uns, daß ein Mann, der viele Jahre hindurch beide Kirchen in ihrem eigenthümlichen Leben beobachten konnte, nun doch dazu kommen kann, die protestantische Kirche als ein Zerrbild, die katholische als eine Lichtgestalt darzustellen, die kaum wo anders als in den Träumen seines Urtheils, in den Behauptungen seiner Streitschrift zur Erscheinung gekommen ist? Die Beantwortung dieser Frage muß auf den wundesten Fleck des Buches weisen, auf eine Blöße, die in ihrem ganzen Umfange nur angedeutet zu werden braucht, um jeden um die Wahrheit ernstlich besorgten Leser zur Wahrheit und zum eigenen Urtheile zu führen. Es fehlt Hrn. v. Haller — wenn wir dieses entscheidende Wort hier voraus nehmen dürfen — an dem eigentlichen Verständnisse des Lebensprinzips beider Kirchen; es fehlt ihm, wir wissen nicht, ob die Fähigkeit oder die Lust, in das wesentliche und wahre Element einer Kirche, in ihren religiösen Geist, lebendig einzugehen. Das aber muß doch wohl als unbestrittene Voraussetzung gelten, daß nur wer in die Tiefen des christlichen Lebens hinabgestiegen, auch berechtigt ist, über eine so umfassende Erscheinung auf diesem Gebiete, wie die Reformation es ist, mitzureden. Sonst kann es ja nicht fehlen, daß das Geistige sinnlich und das Geistliche fleischlich beurtheilt werde; es kann nicht fehlen, daß an Ereignisse, die in ihren Folgen unübersehbar und noch keineswegs abgeschlossen sind, ein beschränkter und beschränkender, aus eigenem dürren Holze zugeschnittener Maßstab angelegt werde, da, wo nur der freie Blick eines unumwölkten Geistes, und das milde Wehen der alles würdigenden Liebe walten sollte.

Aus diesem einen Gesichtspunkte, den wir unmöglich umgehen konnten, wenn dem Verfasser und seinem Buche die rechte Stelle in einer historischen Beurtheilung sollte angewiesen werden — erklärt sich uns erst eine Reihe der auffallendsten Wahrnehmungen. Mit keinem Worte erwähnt Haller des furchtbaren, der Reformation vorangegangenen Verderbnisses seiner Kirche, worüber die besseren Zeitgenossen so erschütternde Klagen erhoben — natürlich, denn wem an dem monarchisch-aristokratischen Gerüste der Kirche mehr als an allem andern gelegen ist, der kann sich über den Seelentod derselben leicht beruhigen, und mit leichtem Muthe den verurtheilen,

der um seiner Seele willen den heilenden Schnitt in den flechenden Körper wagte. Und hier sehen wir freilich den Verfasser mit der Praxis seiner Kirche im besten Einklange; denn während die wahre Reformation seit ihrem ersten Anfange das Heil der Seelen zu ihrer Aufgabe machte, so begnügte sich das Pabstthum nur zu oft mit dem Besitze der Leiber; und während es dort hieß: „Lieber die Welt verlieren als an der Seele Schaden leiden!“ so tönte hier der Refrain: „Ist nur die Welt gewonnen, das andre wird sich schon finden!“ —

Nun wissen wir auch, wie Haller seine Kirche so mackellos, so ihrer Bestimmung ganz entsprechend, preisen kann; sucht man in ihr nicht die Kräfte göttlichen Lebens, nicht die Erziehung und Heiligung zum Ewigen, nicht die Freiheit und Gemeinschaft der Gläubigen; erkennt man ihr nicht den Beruf zu, die Trägerin und Verwahrerin unsichtbarer Güter zu sein: dann kann man ihr gern die Ehre gönnen, sich äußerlich als die besser polizirte Lehranstalt zu benehmen; und in Hallers Worten scheint nirgends eine höhere Ansicht von seiner Kirche durchzublicken. — Es ist nach dem bisher Bemerkten vorauszusehen, daß jene große, schöpferische Lehre des Evangeliums über das innerste Verhältniß von Menschheit und Gottheit von Haller mit einigen Gemeinplätzen übertüncht, nicht in ihrer ewigen Bedeutung erfaßt und verarbeitet worden; darum weiß er nichts von dem unerschütterlichen Glaubenssatze, durch den Luther die Kirche einigen wollte, und der seitdem die Seele des christlichen Protestantismus geworden ist. Daß man unter einer großen Zahl der heutigen Protestanten jenes Prinzip erloschen sieht, kann den Verfasser nicht entschuldigen; er will Geschichte schreiben, und die Geschichte spricht laut genug über den ursprünglichen Lebensgeist der Reformation, laut genug gegen die, welche den Protestantismus mit einem bloß verneinenden, irreligiösen Protestiren gleichstellen. Bemerkenswerth aber bleibt es, daß Haller dieses Verkennen der eigentlichen Schöpfungsquelle der Reformation mit ungleich bedeutenderen katholischen Schriftstellern gemein hat; sowohl Schlegel als Stolberg, bei denen doch das religiöse Moment vorherrschte, sind daran vorbeigegangen, und Görres hat sich auch noch in seinen neuesten Streitschriften davon fern gehalten. Bei der ausschließend politischen oder juridischen Betrachtungsweise blieb denn auch die wichtige und tiefer führende Frage unberührt, ob und wann ein religiöses Prinzip über das rechtliche hinausgreifen oder dasselbe umgestalten könne? —

So müssen wir es denn aussprechen: im Lichte der geschichtlichen Wahrheit erscheinen die Waffen, mit denen Haller kämpft, als haltlos, im Lichte des Christenthums als durchaus weltlich. Und für welche Absicht streiten diese Waffen? uns dünkt: für eine

politische; wir können uns irren, aber uns machte alles den Eindruck, als sei Haller Katholik um seiner politischen Ansicht willen, als sei seine religiöse Meinung durch sein politisches Wollen beherrscht. Hallers Katholizismus wurzelt in einem Schrecken, der ihn gegen die politischen Zeitrichtungen erfaßte, an denen er selbst in seiner Jugend Theil genommen; diese Angst trieb ihn zu seinem politischen Systeme, sein System in die katholische Kirche. Aber wer verbürgt es ihm, daß er, der doch einmal schon vor sich selbst erschrecken konnte, nicht ein zweites Mal erbebe?

II.

Johannes Müller als Christ, nicht als Historiker.

Es wäre eine Aufgabe, die ihren Lohn in sich selber trüge, eine umfassende und eindringende Lebens- und Geistes-Geschichte des schweizerischen Geschichtschreibers mit demjenigen historischen und psychologischen Blicke zu schreiben, der sie zu einem Zeit- und Menschenspiegel erhöbe; er und Albrecht von Haller waren außer Lavater die einzigen Schweizer des vorigen Jahrhunderts, deren Namen — aller ephemeren Leidenschaften ungeachtet — auch ungeschmälert geblieben ist; und doch haben wir bis jetzt von beiden nur Memoiren und Parteischriften, die — als Quellen brauchbar — doch nicht als Geschichte, als Lebensgeschichte solcher Männer würdig zu betrachten sind. Eine eben so anziehende als belehrende Partie einer solchen Biographie wäre die Darstellung der religiösen Phasen, durch welche Johann von Müller, während eines äußerlich eben so bewegten, als innerlich reichen Lebens, hindurchgehen mußte; hiefür versuchen wir es, hier einige Andeutungen niederzulegen.

Die ersten und bleibenden religiösen Eindrücke hatte Müller in dem elterlichen Hause erhalten, wo ein schlichtes Bibel-Christenthum so sehr die Sache des Herzens geworden war, daß Geist und Leben der Familie, ohne alle Zurschaustellung, davon beherrscht und durchdrungen waren. Dieser erste belebende Einfluß eines thatkräftigen Christensinnes gab der jugendlichen Seele des Historikers ein ursprüngliches Gepräge, das sich später nie mehr auf die Dauer auslöschen ließ. Ungünstiger wirkte auf ihn in der Vaterstadt der wissenschaftliche Unterricht in der Glaubenslehre und der Philosophie, deren damaliges todtes Formelnwesen (einer auferstandenen Scholastik nicht unähnlich) seinem Sinne widerstand. Diese beiden Faktoren in seiner Jugendgeschichte sind für sein ganzes Leben und für den Entwickelungsgang seiner Ueberzeugungen entscheidend; denn

während das, was er von Lebenskräften des christlichen Geistes im väterlichen Hause in sich aufgenommen hatte, der unzerstörbare und rettende Grund seiner Seele blieb, gedieh dagegen die geistige Aneignung, die wissenschaftliche Durchdringung, das philosophische Verständniß des Christenthums nie zur vollen Reife und zur bleibenden Beruhigung in ihm, wiewohl die herrlichsten und das Höchste versprechenden Anfänge dazu sich bei ihm heranbildeten, die zum Tiefsten und Innigsten gehören, was die deutsche religiöse Litteratur kennt. Daß ihm jene Reife und jener zur innern Sicherheit durchgedrungene Zusammenhang nicht (oder doch nur in Momenten lichtvoller Ahnung) vergönnt war: dazu müssen wir die Motive eben so sehr in jenem funesten Einflusse einer geistlosen Scholastik, als in dem gesammten Sinn seiner Zeit suchen. Ein Christenthum, das ihm in dieser erstorbenen Schulform entgegentrat, war seinem Gemüthe und Geiste zu sehr entgegen und in seinen dogmatischen Ecken zu abstoßend, als daß nicht die eben damals in ihrem ganzen lüsternen Sirenen-Glanze schimmernde französische Philosophie hätte hinreichen sollen, um ihn dem väterlichen Glauben vollends zu entfremden. „Als ich — schreibt er aus einer viel spätern Periode — 1770 vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben.“ — In Genf, wo er damals lebte, kam er sogar in persönliche Berührung mit dem Heros der damaligen pseudo-philosophischen Bahnbrechung der Revolution, mit Voltaire; es war die Zeit seiner Frivolität (doch das Wort in dem mildern Sinne gebraucht, nach welchem fast bei jedem strebenden Geiste gegen das Hergebrachte revolutionäre und darum immer mit einer gewissen Frivolität, der hellenischen Hybris, behaftete Momente vorübergehend, und immer krankhaft, eintreten können); er blieb nicht bei indifferenter Entfremdung stehen; die innere Spannung seiner Natur trieb mit geistiger Nöthigung zur heftigen Anfeindung. Ein berühmter deutscher Gelehrter erklärte mir einst, daß ihm deshalb besonders Müller fast für immer zuwider geworden; und eines unheimlichen Gefühls kann man sich allerdings nicht erwehren, wenn man ihn in einer seinem innersten Wesen so sehr widersprechenden negativen Richtung erblickt. Die Voltairische Aufklärerei paßt zu Müllers mystischem Schwunge und Adel, wie die Jakobiner-Mütze auf dem Haupte eines Königes oder die Pasquille im Munde eines Propheten.

Doch was der greise Bonnet mit erblindetem Auge, aber in der Freudigkeit seiner Glaubens-Sehkraft dem skeptischen Historiker, der ihm seine allgemeine Geschichte vorlas, voraussagte, daß auch er früher oder später zum Glauben und zum Frieden seiner Väter zurückkehren werde: das sollte an Müller nicht zu lange unerfüllt bleiben. Eine so tiefe und volltönige Natur konnte in jener gemüths-

tödtenden Tendenz nicht zu lange verharren; vorschreitendes Forschen, die wachsende Kenntniß der Menschen und des eignen Herzens, überhaupt Bedürfnisse, die nur der von allem Wesenhaften abgefallene Mensch völlig abweisen oder nur der gänzlich erstorbene nie wahrnehmen kann — dies führte ihn zum Glauben zurück, zur christlichen, nicht bloß zu einer farblos-universellen Religiosität. Es war dies nicht zugleich eine Rückkehr zur Kirche und zum Bewußtsein ihrer Gemeinschaft in Lehre und Leben; zumal da man sich nach einer lebensfrischen, ächt evangelischen Kirche damals im Ganzen und Großen umsonst umgesehen hätte. Was Müller für sich rettete, war die innerliche und persönliche, oder wie er selbst sich ausdrückt, die mystische Seite des Christenthums.

III.

Ueber Georg Müller.

In einer Zeit wie die unsrige, wo nach einer kurzen, bald vertrauend ideellen, bald berechnend benutzten oder leidenschaftlichen Aufregung, eine Periode sittlicher Erschöpfung und Austrocknug eingetreten ist, und in enger Verbindung damit eine um so unverschleiertere Herrschaft bloß sinnlicher und momentaner Interessen — in einer solchen Zeit ist es eine Wohlthat für Starke und Schwache, den abgestumpften und ausgehungerten Gemüthern Bilder eines reinen, harmonisch in sich abgeschlossenen und beglückten, eines wahrhaft christlichen Daseins vor die Augen zu stellen. Wer in dem Spiegel einer solchen Wirksamkeit die Offenbarung eines höhern Lebens, durch dessen bloßen Anblick schon jenes niedere, an den nächsten Augenblick verkaufte Streben sich verurtheilt fühlen muß, zu erkennen vermag: der wird sich irgend einem weckenden oder kräftigenden Einflusse kaum entziehen können; denn nirgend wie auf dem sittlichen Gebiete haben Thatsachen eine solche Beweis- und Lebenskraft; auch wo alle Worte und Gedanken kalt lassen, wird doch Leben immer wieder Leben zeugen. Ein Dasein und eine Wirksamkeit in der angedeuteten Weise war dem Bruder des Geschichtschreibers Johannes Müller vergönnt. Johann Georg Müller, dessen Andenken noch jetzt von vielen in Liebe bewahrt wird, war in keinem Gebiete des Wissens und Forschens hervorragend, aber in verschiedenen durchgebildet; sein geistiges Leben hatte einen festen Mittelpunkt gefunden, der zur gleichen Zeit der Nerv all seines übrigen Thuns und Strebens war. Jene Einheit des inneren und äußeren Seins, jene Wechselwirkung von Denken und Wollen — die sich eben so als

Forderung des Geistes wie als Bedürfniß der Seele kund giebt — hatte seiner Persönlichkeit frühe die Fülle und Bestimmtheit mit der Ruhe und Zugänglichkeit verliehen, wie sie allezeit nur bevorzugten Menschen zu Theil geworden sind. Der Schriftsteller und der Lehrer, der Bürger und der Freund, der Christ und der Forscher waren in ihm nicht — wie so oft — unnatürlich auseinandergerissen, so daß man einen andern im Studirzimmer, einen andern im Rathssaale, einen andern auf dem Katheder, einen andern im Familienkreise gefunden hätte. Es war derselbe Kern, der sich durch jede Verschiedenheit der Umgebung hindurch erkennen ließ: und eben darum war seine Wirksamkeit wie seine Persönlichkeit aus einem Gusse, im lebendigsten Zusammenhange bei aller Mannigfaltigkeit der Anwendung; eben darum war alles, was von ihm ausgieng, geistig geadelt. Fragen wir nach dem innersten Lebenskeime, in dem so verschiedenartige Thätigkeiten ihre Vereinigung fanden, so sehen wir uns auf einen durchaus religiösen Grund und Boden versetzt; nur in den Ueberzeugungen des christlichen Glaubens sah er den Zweck irdischer Existenz gelöst und jedes bessere Streben geläutert, geleitet, getragen. Jener so oft ausgesprochene, so selten in seinem unerschöpflich reichen Gehalte empfundene Gedanke, jede Kraft und Begabung sei eine höhere Beauftragung, und erreiche nur in liebevoller Anwendung ihre Bestimmung — dieser Gedanke war das Mark seines Lebens; aber er hatte ihn in seiner christlichen, unvergleichlich höheren Fassung in steter Beziehung auf das Reich Gottes ergriffen und verwirklichet. So war ihm das große Lebensproblem gelöst, hinausstrebend über die Schranken selbstischen Wollens niemals sich selbst zu verlieren, und daß während er innerlich erstarkte und sich begrenzte, seine Einwirkung auf Andere intensiv sich steigerte. Ohne daß von ihm irgend eine glänzende Leistung namhaft gemacht werden könnte, blieb ihm eine stillere, aber nachhaltige Wirkung desto unbestrittener; bei der Leitung des Unterrichtswesens, in den bedeutenden Zeitpunkten des Staates und der Kirche, in Schrift und Rede wies er kräftig und freimüthig auf die großen Lebensbedingungen der Gemeinwesen und der Privatwohlthat hin. Wenn sich aber irgendwo die Virtuosität seines Charakters, seine gleichmäßig anziehende und erziehende Wirkung als Mensch und Christ in ihrer ganzen Schönheit entwickeln konnte, so war es in seinem gastlichen Hause, im geselligen Umgange, im persönlichen Verkehre; hier konnte die reiche Welt seines zur lebendigen und fördernden Mittheilung gereiften Wissens ungehemmt auf seine empfängliche Umgebung ausströmen; Männer, auf deren Stirne des Tages Last und Hitze geschrieben war, die besten der sich bildenden Jünglinge, selbst die noch unentwickelte Kinderwelt, alle fanden bei ihm was sie bedurften: Ermunterung, Anregung, Theilnahme, Rath, Hülfe.

Einige jetzt hochstehende deutsche Gelehrte bekannten nach kurzer Bekanntschaft, daß ihnen in Müller eine der edelsten Erscheinungen entgegengetreten sei. Fast hätte man bei dem Frieden seines religiösen Vertrauens, bei der Ruhe seines Weltblickes, bei der ungetrübten Sittlichkeit seines thätigen Lebens vermuthen können, daß er von mühsamer Entwicklung, von Unruhe und Kampf im Innern, als ein seltener Bevorzugter, nichts durchzumachen hatte, wenn nicht — seiner eigenen Aeußerung zufolge — auch sein Friede das Resultat mannigfaltigen Kampfes und vieler Trübungen gewesen wäre.

An Georg Müller erinnerte uns der vor einigen Jahren erschienene dritte Band der „Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhaltes. Aus Müllers Nachlasse herausgegeben von J. Kirchhofer.“ Im Gefühle dessen, was das weibliche Geschlecht für die Familie und die Familie für Kirche und Staat bedeute, hatte Müller die höhere Herzensbildung des andern Geschlechtes als eine heilige, unberechenbar folgenreiche Angelegenheit angesehen; viele Stunden seines Lebens waren in Schrift und in unmittelbarem Verkehr dieser in mehr als einer Beziehung christlichen Sache gewidmet; nur dieser Quelle verdanken die Unterhaltungen mit Serena ihre Entstehung.

Schon dieser dritte Band gewährt eine treue Anschauung der Art und Weise seines Aussprechens; er zeigt, wie er das Verschiedenartigste ohne Zwang aneinander zu reihen und zu einer letzten Hauptwirkung anzuwenden verstand. Sein „Morgenspaziergang“ führt uns in die Natur, um dort vom Abbilde zum Urbilde aufblickend, sich selbst und Gott, und sich in Gott zu finden; wer diesen Aufsatz mit stiller, geöffneter Seele liest (und nur für solche Leser, für keinerlei Knalleffekte ist das ganze Buch geschrieben), der wird sich auch hier leicht zu der Bemerkung veranlaßt finden, daß die ächte christliche Religiösität nicht nur eine Beglückung, sondern Erweiterung und Vollendung des Menschen ist, indem sie sein Auge gegen sinnliche Verdüsterung schärft und sein Herz für das vollendetste Bewußtsein öffnet. Diese einfachste und doch tausendfach übersehene Wahrheit kann man nicht oft und entschieden genug der geistreichen Vornehmheit zu Gemüthe führen, die noch immer das Christenthum für eine Beengtheit und Beschränkung des Lebens zu halten beliebt; sie, die noch heute die segnende Lebensfülle des Evangeliums mit der einseitig methodistischen Bornirtheit und Verknöcherung auf eine Linie stellen möchte. Man lese die wenigen Seiten dieses „Spazierganges“ und denke dabei an die Methodisten-Familie, die in einem unseligen Mißverstande vor einem Jahrhundert die Fenster ihres Landsitzes gegen die schönste Partie des Genfer-See's hin zumauerte — dann frage man sich, ob diese beiden Richtungen christlichen Ernstes nicht eben so sehr verschieden seien wie das Phi-

losophieren eines Voltaire und F. H. Jakobi. — Müller schließt: „Beim Heimgehen dachte ich: Meine Seele, warum bist du so unruhig in mir? Deßwegen weil alles um mich so ist, wie es Gott erschaffen hat, und ich nicht so bin! Ich Gottes Bild, bin's nicht! Ich bin in so vielen fremden Sachen vertieft. Ich vergesse es so oft, meine Natur und was ich sein sollte, zu prüfen! — Sobald ich's erkannte, ward mir wieder besser. Wie eine Sonne sollte es in mir glänzen, zuerst zu trachten nach dem Reiche Gottes, das ewig und über alles ist." —

Aus dem stillen Genusse der Natur führt uns Müller in den festlichen Kreis der christlichen Gemeinde, wie man etwa einen Sonntagsmorgen-Spaziergang gern in der Kirche schließt und weiht. Jener bedeutungsvoll zusammenhäugende Festzyklus von Weihnacht, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten wird als eine unerschöpfte Fundgrube der höchsten Gedanken und Beruhigungen auch von seiner menschlich-schönen Seite dem Herzen nahe gebracht. „Und so ist — sagt er — alles Bild und Pfand von etwas Größerem. Wie Christus auf Erden war, so ist er noch jetzt bei uns mit seinem Geiste, und der ist ein Christ, der ihn liebt, dem's wohl bei ihm ist, und der ihn bittet, den Abend bei ihm zu bleiben, auch wenn er ihn nicht für den Herrn, sondern für einen gemeinen Wanderer auf der Straße der Welt hält."

Natürlich geht den Festbetrachtungen das nähere Verweilen bei der Schrift zur Seite. Leicht erkennen wir im „Tode Mosis" den Freund und Geistesverwandten Herders (nach Beendigung seiner Universitätsjahre hatte Müller geraume Zeit in Herders Hause gelebt); denn wohl dürfen diese Blätter mit den schönsten Partien aus dem „Geiste der hebräischen Poesie" verglichen werden. Wir begleiten Moses auf die Höhe, von wo ihm ein Blick in's Land der Verheißung vergönnt sein sollte, und verlieren uns in Empfindungen des Mannes, an dem alles, auch seine letzte Stunde noch, prophetisch war, Bild und Verheißung eines Künftigen und Höheren. „Bildete er sich seinen Gott selbst? war seine Seele sein Gott, und spann sie die Erfüllung des Wunsches aus ihrer dunkeln Tiefe hervor? — Lassen wir diese seine Träumerei einer behaglichen Weltweisheit, und glauben an die innige Harmonie der Gottheit mit unserer Seele. Glut der Trübsal, wie Moses sie hatte, ist unsre züchtigende Lehrmeisterin zum wahren und lebendigen Gott." — Die „Homilien" und die „Blicke in die Offenbaruung Johannes" sind nur für die genießbar, welche verlernt haben, sich über oder neben den Geist der Schrift zu stellen; alles ist im rechten Sinne praktisch, alles athmet ursprüngliche Empfindung und im Leben errungene Zuversicht; man liest mit gesteigerter Theilnahme, wenn man sich erinnert, in welcher Zeit Müller schrieb. Es war die Pe-

riode, wo schonungslose, kritische Angriffe die historische Autorität der Schrift, und wo eine selbstgenügsame Philosophie den Gehalt des Glaubens in der Ueberzeugung der Zeitgenossen verwischten. Und was rettete ihn? Eine selten in ihrer ganzen Bedeutung erkannte Segnung des wahren Protestantismus; von dem Bestehen seiner Kirche muß der Katholik seinen Glauben abhängig machen; den Protestanten könnte auch das Zusammenstürzen seiner sichtbaren Kirche nicht um seine Ueberzeugung betrügen, welche über allem Wandel der Erscheinung steht. Als die kirchliche Gemeinschaft zu einer Konvenienzsache geworden, als in der vornehmen und gelehrten Welt die Schrift und Er, dessen Träger sie ist, antiquirt schienen — was blieb da Müller'n? Neben der Freundschaft eines Heß und Lavater viel, unendlich viel: die Schrift selbst; der treue Umgang mit ihr wie des Freundes mit dem Freunde; und daß sie sich finden ließ, daß sie dem Sehnenden und vertrauend Fragenden Antwort gab und Licht und Kraft der Ueberwindung: das erfahren wir hier, wo wir ihn in den feierlichsten und schönsten Stunden seiner Liebe und Hoffnung belauschen. Wir wiederholen es denen, die ihn etwa mit fremdartigen Erwartungen lesen: Er fand, was er suchte, Nahrung seines Lebens in Gott, Erfrischung in einer schwülen, ermattenden Zeit. — Was ihm seine christliche Ueberzeugung bewahrte, das sicherte ihn zu gleicher Zeit vor den Ausschweifungen eines verwahrlosten religiösen Triebes, wie sie in solchen Perioden als traurige aber nothwendige Reaktion gegen eine verstandes-übermüthige Barbarei vorzukommen pflegen. Die Kenntniß der Quellen solcher Erscheinungen bewahrte ihn vor ihrer lieblosen Verurtheilung; aber nüchtern wies er auch die Enthusiasten, die immer nur ein Urtheil von gestern und heute haben, auf einen größeren Zusammenhang des Lebens, in den sie sich erst einzufügen lernen sollten.

Auch die evangelische Kirche, nicht bloß die katholische, hat eine Tradition, nur keine äußerlich fesselnde, wohl aber eine innerlich leitende und erhebende; denn die Gemeinschaft der Gläubigen, über alle Zeiten und Gegenden sich ausbreitend, ist ein unantastbarer Artikel auch unseres Glaubens. Auf dieser Gemeinschaft eben beruht das Wohlthätige der ächten Ueberlieferung; einzelne Stimmen derselben hat Müller sinnvoll um seine Schriftzeugnisse herum versammelt. Gleichsam als vorbereitende Zeugen erscheinen einige Züge sittlicher Größe aus Plutarch, ein Aufruf — wenn das Wort gestattet ist — der göttlichen Nerven im menschlichen Organismus. Neben Niklaus von der Flüe, dem in seiner Klause eine reiche, unergründliche Welt zugänglich war, und neben Spangenberg, der einen berühmten und gelehrten Staatsmann (den Freiherrn von Moser) in der schwersten Weltverwicklung mit der inhaltsreichen Einfalt eines Christen der apostolischen Zeit tröstet — neben diesen steht Monika in ihrer Mut-

tertreu, in ihrem Glaubensheldenmuthe. — Wir sehen den Dichter der Messiade in seinen letzten Tagen, wie da sein ganzes Sein Kraft und Leben aus dem Einen Worte zog: „Wir alle, ja wir alle sind in Gottes Hand gezeichnet.“ Coligny, in der Frömmigkeit seines häuslichen Lebens, wie er sich mit seiner ganzen Haushaltung für die Kommunion vorbereitet, und Bernhard von Weimar, der mitten in der Schlacht oft betete, und auf seinem frühen Todbette mit Gott allein sein wollte („Ihr Brüder gehet hinaus; denn ich habe mit Gott zu reden“) — sie beide geben uns von einem Christenthume Zeugniß, das auch auf Schlachtfeldern sich bewährt. — Auch auf einem Leichenfelde, einem geistigen, erblicken wir die edle Gestalt einer Elisabeth Fry, die keine Schrecken und keinen moralischen Verwesungsgeruch der Elenden im Newgate-Gefängnisse scheute, um nur jene Versunkenen und Erstorbenen für ein Leben der Freiheit erwecken zu können.

Zum Schlusse machen wir den Religionsphilosophen und den Psychologen auf die hier mitgetheilte Selbstbiographie der Fräulein von Miltitz (geboren **1728**, gestorben **1787**) aufmerksam. Eine geschickte, in die Logik des Herzens eingeweihte Feder würde diese Andeutungen auf eine Art ausführen können, die an Interesse nicht hinter Göthe's „Bekenntnissen einer schönen Seele“ zurückblieben. Schon in dieser Behauptung liegt die Garantie, daß man hier nicht eine jener gewöhnlichen, nach einem Schnitte gemachten Bekehrungsgeschichten zu erwarten habe; vielmehr begegnet uns hier ein ernster, durch verschiedene Lebenswege und Gemüthsrichtungen geprüfter und zum Prüfen gereifter Geist. Nicht ein ererbter Gewohnheitsglaube, nicht ein bloß instinktmäßiges Gefühlsleben, sondern jene Freudigkeit und Sicherheit des Lebens, die in der Beseligung des Gemüthes auch die Gesundheit des Geistes bedingt — bilden den Charakter und das Resultat ihrer Religiosität. Eine ungeordnete Sehnsucht führte sie in das Weite, und schon sehr frühe suchte man den Nerv ihres Glaubens durch die Meinung zu zerschneiden, „daß unsere Geistlichen, und unter denselben insonderheit die Gelehrten und Klugen, nur aus Politik die Offenbarung annähmen und predigten.“ Der nun erstarkenden Zweifelsucht glaubte sie am besten durch Ausbildung ihres Verstandes zu begegnen; Logik, Philosophie, Mathematik, Moral wurden mit männlichem Ernste studirt; auf diesem Wege hoffte sie zu einer religiösen Gewißheit zu gelangen, „indem sie keine unmittelbare Wirkung Gottes auf das Herz glaubte, sondern sich versichert hielt, es wäre dem Herzen nicht anders beizukommen, als durch gründliche Ueberzeugung des Verstandes.“ — Allein sonderbar! sie bemerkte, „daß ihre Religion, bei aller Bemühung, sittlicher zu werden, immer heidnischer werde;“ mit der Entwickelung ihres Geistes steigerte sich die Entfremdung

gegen die göttlichen Dinge; schon wurde ihr die Bibel so unverständlich, daß sie dieselbe bis auf bessere Zeiten bei Seite legte. Auf dieser Stufe angekommen, sind gewöhnliche Menschen reif, im sinnlichen Genusse die betrogene Seele zu entschädigen; davor war Charlotte schon durch ihr Temperament und ihre zurückgezogene Lebensart gesichert; im Genusse der geistigen Freuden, an die sie einzig gewiesen war, konnte sie sich auf die Zeit freuen, wo keine Körperschranke mehr die Fortschritte ihrer Erkenntniß hemme. Aber man täusche sich nicht; ein gesteigertes Geistesleben ist noch nicht das Leben in Gott, und der Stolz eines erweiterten Verstandes-Horizontes hat noch einen weiten Weg bis zum Frieden eines liebevollen Gemüthes. Auch entgieng ihrem Blicke keineswegs das Mangelhafte ihres moralischen Seins; „sie konnte nicht begreifen, woher doch diese Lücke zwischen der Erkenntniß und derselben Frucht käme.“ — Man weiß es, geistreiche Vielgeschäftigkeit hat in der Regel für jene unerquicklichen Selbstprüfungen wenig Zeit; diese Zeit mußte ihr geschenkt werden; eine schwere Krankheit führt sie auf eine ernstere Krankheit in sich; die Frucht war Unruhe, Selbstanklage; die Bedeutung des Erlösers war ihr noch verborgen; sie wünschte mit Ungeduld den Tod herbei, und genas sehr ungern. Verschiedene andere Leiden schienen sie nicht weiter zu führen, bis ihr in einer befreundeten Erscheinung die Schönheit eines christlich befriedigten Gemüthes anschaulich wurde; hier wurde sie aufmerksam gemacht auf das, was ihr gebrach, „und auf Christum und die Nothwendigkeit, ihn selbst in seinem Worte aufzusuchen, hingewiesen.“ — Nun war ein großer Schritt gethan; sie fing an, über sich hinauszugehen; war ihr aber bisher (nach ihrem eigenen Ausdrucke) der Erlöser ein Stein des Anstoßes, das Wort vom Kreuze eine Thorheit gewesen, so konnten diese beiden kaum der Lebenspunkt ihres Glaubens und Lebens werden, ohne daß bedeutende, theilweise schmerzliche Uebergänge, in Zweifel und Sehnsucht vorhergegangen wären. Und obwohl sie in dieser Zwischenzeit Andern mit Erfolg die Wegweiserin zum Evangelium wurde: in sich selbst vermißte sie noch oft den unversiegbaren Quell einer, allen Einreden und allem Zagen enthobenen Beruhigung. — Auch diese blieb ihr nicht entzogen. — Was die Johanneische Einfalt in zwei Versen zusammenfaßt (1 Joh. 2, 1. 2), was für den christlichen Denker den Eckstein bildet, an dem alle seine Zweifel sich zusammendrängen, und von wo die Reife seines innern Lebens und seiner Wirksamkeit anhebt — das wurde auch ihr, als in einer leuchtenden Stunde die Decke von den Augen fiel, zur unmittelbaren Erfahrung, zur Lösung aller bisherigen Widersprüche. — Man erwarte nicht, daß wir hier näher eingehen, auseinandersetzen, in eine andere Sprachweise übertragen werden; wer Näheres wissen

möchte, dem werden wir doch nur Eines zu sagen haben, was einst dem Nathanael gerathen wurde (Joh. 1, 46): „Komm', und siehe!“ In der That, das Selbersehen und Selbergehen werden wir ja doch Keinem ersparen können. — Genug, Fräulein von Miltitz fühlte sich von nun an in einer andern Ordnung der Dinge aufgehoben, frei in einem neuen Gesetze, freudig thätig im Reiche der Liebe; Freudigkeit kehrte in's Gemüth, Zuversicht in den zweifelnden Geist ein; denn anf jenem lastete keine Schuld mehr und keine Ueberspannung für selbstgeschaffene Ideale, und zu diesem hatten göttliche Thatsachen mit einer unwiderleglichen Dialektik gesprochen. Man denke ja an keinen krampfhaften Akt der Trostlosigkeit, an kein romantisches Aufflackern; nein, an ein frohes und seliges Empfangen des Erbtheils der Kinder, ein Empfangen aus Vaterhänden!

Nur nachträglich bemerken wir noch, daß die Miltitz später in die Brüdergemeinde trat, ein Schritt, dessen natürlichste Erklärung im Charakter jener Zeit liegt, wo ein solches Gemüth sich mißverstanden und vereinzelt fühlen mußte; sie suchte eine lebendige, christliche Kirche, nicht eine Zinzendorfische; denn gerade von dem Spezifischen der Zinzendorfischen Eigenthümlichkeit scheint sie nicht berührt worden zu sein. Wer noch heut zu Tage jene Bedürfnisse in die Brüdergemeinde verweist, huldigt bewußt oder nicht! dem Industriegrundsatze unsrer Zeit, welche die Kirche in ein Kloster, das Christenthum in eine Sekte verkrüppeln möchte.

möchte, dem werden wir doch nur Eines zu sagen haben, was einst dem Nathanael gerathen wurde (Joh. 1, 46): „Komm', und siehe!“ In der That, das Selbersehen und Selbergehen werden wir ja doch Keinem ersparen können. — Genug, Fräulein von Miltitz fühlte sich von nun an in einer andern Ordnung der Dinge aufgehoben, frei in einem neuen Gesetze, freudig thätig im Reiche der Liebe; Freudigkeit kehrte in's Gemüth, Zuversicht in den zweifelnden Geist ein; denn anf jenem lastete keine Schuld mehr und keine Ueberspannung für selbstgeschaffene Ideale, und zu diesem hatten göttliche Thatsachen mit einer unwiderleglichen Dialektik gesprochen. Man denke ja an keinen krampfhaften Akt der Trostlosigkeit, an kein romantisches Aufflackern; nein, an ein frohes und seliges Empfangen des Erbtheils der Kinder, ein Empfangen aus Vaterhänden!

Nur nachträglich bemerken wir noch, daß die Miltitz später in die Brüdergemeinde trat, ein Schritt, dessen natürlichste Erklärung im Charakter jener Zeit liegt, wo ein solches Gemüth sich mißverstanden und vereinzelt fühlen mußte; sie suchte eine lebendige, christliche Kirche, nicht eine Zinzendorfische; denn gerade von dem Spezifischen der Zinzendorfischen Eigenthümlichkeit scheint sie nicht berührt worden zu sein. Wer noch heut zu Tage jene Bedürfnisse in die Brüdergemeinde verweist, huldigt bewußt oder nicht! dem Industriegrundsatze unsrer Zeit, welche die Kirche in ein Kloster, das Christenthum in eine Sekte verkrüppeln möchte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelzer, Johann Heinrich,

Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte ; Vorlesungen gehelten zu Bern
Bd.: 2

Aarau und Thun 1839

Helv. 319-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453470-5